Wozu leben wir?

Fragt ihr euch das nicht?

Kein Buch für Kleine und große Kinder,
➜ nur deutschen Männern zu empfehlen.

Von einem Lebenden.

Berlin und **Leipzig** 1903.
Verlag von Friedrich Luckhardt.

PACIFIC UNITARIAN SCHOOL FOR THE MINISTRY
NON MINISTRARI SED MINISTRARE
INCORPORATED MAY 12. 1906

BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

CHARLES WILLIAM WENDTE

Wozu leben wir?

Fragt ihr euch das nicht?

Kein Buch für Kleine und große Kinder,
nur deutschen Männern zu empfehlen.

Von einem Lebenden.

Property of
CBSK
Please return to
Graduate Theological
Union Library
STARR KING SCHOOL
FOR THE MINISTRY

Berlin und **Leipzig 1903.**
Verlag von Friedrich Luckhardt.

Property of
CBSK
Please return to
Graduate Theological
Union Library

1264

Wozu leben wir?

15559

Vorwort.

„Man muß recht toll, recht verwegen, recht ausschweifend oder recht thöricht sein, um heute noch zu schreiben! Nach soviel Meistern von so verschiedenen Anlagen, von so vielfältigem Genie, was bleibt da zu thun, was nicht gethan, — was bleibt zu sagen, was nicht gesagt worden wäre?" — Mit diesen Worten ergänzt Guy de Maupassant den bekannten Ausspruch Rabbi Akibas. „Nichts neues unter der Sonne", nun wohl, das ist wahr; aber auch das ist wahr, daß uns alle Tage noch Dinge begegnen, die gerade neu genug für uns sind; oder hätte sich je etwas völlig wiederholt, und werden wir nicht oft genug durch gänzlich unerwartete Ereignisse und Wendungen vor den Kopf gestoßen?

Ohne einen für mich zwingenden Grund hätte ich nun gewiß nicht die Feder ergriffen, um, unbekannt und wenig über ein Vierteljahrhundert alt, mich an Fragen heranzuwagen, über welche schon mancher große und alte Mann sich vergeblich den Kopf zerbrach. Einiges kann ich wohl zu meiner Rechtfertigung anführen: ich habe wenig gelebt, hingegen viel erlebt, gedacht und — geschwiegen; mein Dasein war größtenteils objektiv, beschaulich; ich habe wenig gegeben, aber auch wenig genommen; ich habe nie geliebt, aber auch nie gehaßt. Und wenn ich so gut wie nichts bin, denn gestern war ich noch nicht da, so bin ich doch Gesetzen unterworfen, die ich anerkenne.

Sensationell! neu! — Das steht zwar nicht auf dem Titelblatte gedruckt, aber manchem Leser wird der Titel einen ähnlichen Eindruck gemacht haben, als wenn darauf jene marktschreierischen Worte sich befänden. Nun, ich halte es eben in unserer für Reklame so empfänglichen Zeit für die Pflicht eines jeden, der einer großen Sache zu dienen vermag, es vor allem an der nötigen Reklame nicht fehlen zu lassen. Ich habe meine verfügbaren Kräfte naturgemäß zu gebrauchen versucht, ohne zu übersehen, wozu sie nicht ausreichen. Im übrigen ist das, was ich dem Gange meines Lebens ver-

ankte, nicht etwa wenig; die Wahrheit nahm ich, wo ich sie fand, und der Leser wird hier somit nicht lauter neue, ureigene Gedanken finden; wem dies bedenklich erscheint, dem werde ich mit Lessing antworten: „Es muß ein kleiner Geist sein, der sich Wahrheiten zu borgen schämt“.

Auf Leser hoffe ich also; ob auch auf ihre Zustimmung? Das weniger! — Neuerungen siegen nur schrittweise, und kein Buch hat noch die Welt verbessert; zunächst kann es uns nur auf Anregung und vor allem darauf ankommen, aus dem Dunkel hervorzutreten. Wer die Schablone angreift, der macht es eben Keinem ganz recht, denn die Schablone ist überall; immerhin wird es jeder wieder seinen Gegnern gönnen, wenn ihnen ihre Sünden hier nachgerechnet werden. Das aber hoffen wir, daß unsere Schrift zum Nachdenken, zu regem Gedankenaustausch Anlaß geben wird; und streitet man sich darüber hin und her, so ist uns das gerade recht!

Tenda, im Oktober 1899.

Fritz Mader.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
I. Allerlei moderne Lebensziele.	1
Menschen ohne Lebensziel; Sinnlichkeit, Habsucht, Ehrgeiz; Familienleben, Freundschaft	1—7
Beruf, Menschen- und Vaterlandsliebe, Kunst	7—10
Wissenschaft	10—14
II. Kultur und Natur.	14
Sind wir modernen Kulturvölker die richtigen Menschen? Die alten Germanen, ein gesundes Naturvolk	14—18
Naturvölker und aufstrebende Stämme der Gegenwart, ihr mutmaßliches Schicksal	18—30
Soll moderne Kultur und damit tötliche Unnatur siegen?	30—32
III. Religion.	32
Dem Gesunden hilft nur der Glaube über den Tod hinweg	32—36
Gott und Christentum, Zukunftsreligion	36—44
Auch der Glaube rettet uns an sich nicht vor dem Pessimismus	44—45
IV. Die Menschheit und die Thatsache ihrer Entartung.	45
Selbstmord und Massenselbstmord	45—47
Der Mensch, seine Stellung innerhalb der Natur; das Nervensystem, unser organischer Mittelpunkt	48—55
Krankheit und Erbübel	55—59
Ursache und Verlauf der Entartung	59—68
Beispiele für den Verlauf der Entartung, ihr heutiger Stand	68—75
Doktor Damm	75—76
V. Der menschliche Geist und die Entartung.	76
Wie denkt und arbeitet der Mensch?	76—91
Grundfehler der herrschenden Medizin	91—97
Ferrero's Grundgesetze der Psychologie; Lebenskraft und Unsterblichkeit; Körper, Seele und Geist	97—107

Seite

VI. Ursache, Beruf und Beseitigung der Entartung 108

Die Entartung entsprang nicht der Not; das Böse als Ursache der Entartung; Wesen und Weltberuf des Bösen . . . . . 108—123
Entartung, Bewußtsein und Kultur . . . . 123—127
Die Möglichkeit und die Pflicht, die Entartung in Deutschland zu besiegen . . . . 127—136

VII. Gesunde Kultur 136

Das bisherige Fehlen einer gesunden Kultur; Annäherungen an dieselbe . . . . 136—142
Das Kind und seine Erziehung . . . . 142—159
Die Schule . . . . 159—180
Mann und Weib, Liebe und Ehe . . . . 180—199
Körperpflege, Kleidung, Sport und Erholung, Arbeit, Ruhe, Nahrung und Genußmittel . . . . 200—212
Regierung, Parteien, Krieg und Friede . . . . 212—226
Kunst . . . . 226—238
Wissenschaft . . . . 238—251
Religion und Materialismus . . . . 251—274
Schlußwort; unser Optimismus . . . . 274—277

Durch eine unerhörte Folge langwieriger, mißlicher Lagen wurde, nachdem der Druck schon im Jahre 1900 beendigt war, die Herausgabe des Buches doch so lange verzögert, daß wenige veraltete Stellen darin vorzufinden sind.

D. V.

I.

Wir leben; daran zweifelt keiner von uns, obschon es sich nicht beweisen läßt. *Wozu* aber leben wir? Man sollte meinen, das sollte nach den tausendjährigen Erfahrungen, über die wir verfügen, längst klar zu Tage liegen, und der Einzelne bedürfte zu deutlichem Überblick längst nicht der dreißig Jahre, die ihm heutzutage durchschnittlich auf Erden zur Verfügung stehen. Wie gleichmäßig, geordnet und schön müßte da alles zugehen, wenn vom Anfang bis zum Ende, beim Einzelnen wie bei der Gesamtheit, immer Ursache und Wirkung, Streben und Ziel einander genau entsprächen; wenn Jeder wüßte, was er ist, woher er kommt und wohin er gelangen muß!

Wer aber heute die Menschheit beobachtet, wer die Triebfedern des Daseins des Thuns und Treibens beim Einzelnen untersucht, wer überall Umfrage hält, der gelangt wohl zu der betrübenden Erkenntnis, daß ein höheres, gemeinsames Ziel nirgends zu erkennen ist, sondern nur ein Wirrsal kleinlicher Einzelbestrebungen. Ja, ja, wie sagt doch der Altmeister Goethe?

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, *nicht vielen* ist's *bekannt*. . . .“

Sehr viele Menschen leben nur so in den Tag hinein; sie sind eben *da* und schließen daraus, vielleicht nicht mit Unrecht, auf ihre persönliche Daseinsberechtigung. *Etwas* müssen sie schließlich betreiben, zumal ja das Beispiel ansteckt und die Gesamtheit, von des Gesetzes Arm unterstützt, ihre Anforderungen stellt; da man also ohnehin nicht immer faullenzen kann, wozu sich da noch mit Dingen beschäftigen, die Niemand von einem verlangt? Man steht auf, kleidet sich an, ißt und trinkt, spricht vom Wetter und dem Wohl- oder Übelbefinden des lieben Nächsten, man geht zu Bette und schläft; zuweilen badet man auch und — zahlt, wo es not thut. Es giebt wirklich Leute, und nicht einmal wenige, die mit derlei Verrichtungen ihr Dasein so ziemlich ausfüllen. Wozu sind da die erwähnten *dreißig* Jahre nötig, von denen zudem etwa zwei Drittel zur Vorbereitung auf das spätere Leben verwendet

werden? Alle jene Dinge lernt doch jedes Kind bequem im Laufe einer Woche. — Für Menschen dieser Art schreiben wir nicht; denn für sie wäre schon das Lesen unseres Buches eine viel zu mühsame Arbeit!

Da sind uns die Leute schon lieber, die eine Leidenschaft haben; da ist wenigstens etwas „menschliches“, eine mächtige Triebfeder zu Wort und That. Drei Leidenschaften sind es hauptsächlich, die innerhalb der heutigen Kulturwelt hervortreten: die Jagd nach dem Gelde, die Sucht nach Auszeichnung, endlich die Sinnlichkeit. Letztere übt eine bei weitem größere Macht aus, als oberflächliche Beobachter sehen oder sehen wollen; da wir jedoch auf ihre Rolle späterhin noch zurückzukommen haben, so genüge es uns hier, zu betonen, daß Niemand es wohl wagt, in dieser Leidenschaft an sich etwas anderes, als ein mehr oder weniger schlimmes Übel zu sehen.

Weiter! — Geld regiert die Welt — heute vielleicht mehr, als je zuvor. Unter dem Vorwande, daß das meiste auf Erden sich erkaufen lasse, häuft man Gold auf Gold. Ich begreife angesichts des schönen Glanzes der Goldmünzen einigermaßen die einer Elster würdige Geldgier manches alten Geizkragens, wiewohl eine Sammlung hübscher, selbst falscher Edelsteine wohl dieselbe Eigenschaft in noch höherem Maße besitzen müßte. In Indien, dem Lande des durch Jahrhunderte währende Unsicherheit großgezogenen und eingewurzelten Geizes, sollen Goldmünzen im Werte vieler Milliarden unbenützt in unterirdischen Gewölben vergraben liegen. . . . Wir aber rechnen meist mit Banknoten, und diese sind doch wohl an sich bloß Papierfetzen von zweifelhafter Schönheit und ebenso zweifelhafter Reinlichkeit: sie sollten es doch dem denkenden Menschen recht eindringlich vor Augen führen, daß der Wert des Geldes eben nur in dem liegt, was man damit erzielen kann. Mit einigen Milliönchen ist es doch wohl leicht, so hervorzutreten oder solche Zeichen seiner Thätigkeit zu hinterlassen, daß man als bedeutende Persönlichkeit gilt; und doch giebt es unter so vielen reichen so wenig berühmte Leute. In Amerika leben Männer, die in überraschend kurzer Zeit, freilich nicht immer auf sonnenklarem Wege, zu einem fast fabelhaften Reichtum gelangt, dabei aber doch, trotz aller Geriebenheit in Geschäftssachen, so herzlich unbedeutend sind, daß kaum ihr riesiges Vermögen ausreicht, um hie und da ein „Weltblatt“ zu einem kurzen Artikel über den, den Geldsäcken anklebenden Namen zu begeistern. Solche Namen bezeichnen für die große Welt überhaupt das Vermögen und nicht den Besitzer: so weiß Jedermann, daß in den Hauptstädten der wichtigsten Staaten Europas je ein Rothschild ansäßig ist; in welchem Verhältnisse dieser aber zu den Begründern der Hausmacht steht, ob ferner er selbst oder sein Vater sich zuerst in der betreffenden Stadt niederließ, wer weiß das? Nichts liegt daran, ob solche Persönlichkeiten reich sind oder nicht, denn zu den Unternehmungen, in die sie ihr Geld stecken, ist

es ganz gleichgültig, aus welchen Nabobs Tasche es fließt, und der Wohlthätigkeit, wie sie sie üben, darf ein so reicher Mann sich füglich nicht entziehen. Geht das Vermögen verloren, so leidet sonst Niemand darunter, vielleicht aber nicht einmal der vom Verluste Betroffene: denn weiß er auch sonst nichts rechtes, so weiß er doch, wie man zum Gelde kommt. Was ist das für ein Lebensziel, das darauf ausgeht, vielleicht mit rücksichtsloser Gier, auf den Ruinen vieler Existenzen, Schätze zu sammeln, um sie hernach in der denkbar unnützesten Weise zu verwenden? Man jagt und hastet immerfort und schließlich geht doch der Besitz auf andere über, die ihn entweder ähnlich handhaben und sinnlos weiter vermehren, oder aber ihn rasch genug verprassen, indem sie all' ihren Launen und Begierden die Zügel schießen lassen. — Es war einmal ein Schuhmacher, der gewann das große Los in Höhe von 50 000 Mark; er verjubelte die ganze Summe in unglaublich kurzer Zeit, kehrte dann nach etlichem Katzenjammer zu seiner altgewohnten Arbeit zurück und dachte: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!" Als er aber nach einiger Zeit wiederum daß große Los gewann, da rief er aus: „Herre Gott, soll denn das S . . leben schon wieder anfangen?" Uns dünkt dieser Mann immer noch weiser, als jene Finanzgrößen: er wußte mit seinem Gelde nichts rechtes anzufangen, daher schüttelte er es wie eine Last ab; jene wissen mit weit höheren Summen auch nichts rechtes anzufangen, und vermehren sie doch ins ungemessene!

Mag man es nun beklagen oder nicht, der Reichtum ist gerade in unserer Zeit eines der Güter, mit denen sich bei richtiger Anwendung die größten Erfolge erzielen lassen; er ist aber auch entschieden dasjenige Gut, das durchschnittlich am meisten mißbraucht wird. Wer von seinem Vermögen meint, es sei nur um seiner selbst willen auf Erden, der verdient es gar nicht; sondern naturgemäß fällt dem Reichen die höchst schwierige Aufgabe zu, den verfügbaren Überfluß so zu verwalten, daß möglichst viel für das Gesamtwohl dabei herauskommt, hingegen möglichst wenig davon ohne Not oder zu unwürdigen Zwecken verschwendet wird, — sodaß schließlich die erreichten Ziele eine der Größe des Vermögens entsprechende Leistung darstellen. So ist es denn sehr schwer, in rechter Weise reich zu sein; für einen unerfahrenen, urteilslosen Menschen ist der Reichtum meist geradezu ein Unglück: viele, oft gut veranlagte und begabte junge Leute haben besonders ihm später ihr verfehltes Leben nachzutragen. So werden die besten und weisesten Leute zwar mit dem Gelde als einem notwendigen Übel rechnen, sonst aber sich möglichst von seiner Herrschaft zu befreien suchen, indem sie sich ein unveräußerliches Kapital an Kräften und nützlichen Kenntnissen erwerben.

Die Jagd nach Ruhm und Macht, das Bestreben, sich auszuzeichnen, stehen unbedingt schon eine Stufe höher, als Habsucht und Geiz; denn wer

1*

das Zeug hat, berühmt zu werden, der greift meist auch tief in die Geschicke der Mitwelt ein, oder hinterläßt er Werke von nachhaltigem Werte. Je mehr aber die Sorge für das eigene Ich bei großen Männern hervortritt, desto geringer und vergänglicher sind die Wirkungen ihrer Thätigkeit. Was ist vom Werke des großen Napoleon übrig geblieben? Wiewohl die Verherrlichung der eigenen Person ihm offenbar ganz besonders am Herzen lag, so hat er doch sicherlich eine Dynastie in den Sattel setzen und ein starkes, auf Jahrhunderte hinaus die Geschicke der Welt leitendes Frankreich schaffen wollen; der größte Teil des Riesenbaues brach aber schon zu seinen Lebzeiten zusammen, und schließlich kam nicht dem erschöpften Frankreich, sondern anderen Staaten das meiste zu Gute, was davon noch übrig blieb.

Wer um jeden Preis berühmt werden will, der braucht sich nicht einmal sonderlich anzustrengen: haben doch selbst Männer, wie Herostrat und Geffcken, sich ein Plätzchen in der Weltgeschichte erobert, und ersterer brachte es gar bis zum Titelhelden einer modernen Oper. Andere, wohl gerade die größten Geister, gaben eher ihrem inneren Schaffensdrange nach, als der eitlen Sucht nach Auszeichnung, denn was bringt diese schließlich mit sich? „Undank ist der Welt Lohn"; gar manchem zollt erst eine späte Nachwelt die gebührende Anerkennung, und was kann er nun davon haben, wenn man ihm ein Standbild errichtet und Feste zur Feier seines Andenkens veranstaltet? Wie selten erreicht einer zudem gerade das, was er bezweckte. — Wenn aber die Mitwelt so oft ihre großen Männer nicht erkennt, sie sogar wohl im Elende leben und sterben läßt, wenn kein Genie zu wirklichem Glücke gelangte, wenn kein Prophet in seinem Vaterlande etwas gilt, so ist doch der Großen Name auf Erden unsterblich! Ja, auf wie lange? Diese sogen. Unsterblichkeit ist im Grunde doch etwas recht wesen- und markloses; und wieviel bleibt dabei dem Zufalle überlassen! Wieviel wertvolle Schriften und Kunstwerke aus dem Altertume sind uns verloren gegangen oder doch nur verstümmelt in unsere Hände gelangt, wieviel Schund blieb dagegen erhalten! Mußte sich nicht der alte Homer noch vor Kurzem gefallen lassen, daß man zwei so einheitlich in sich abgeschlossene Meisterwerke, wie Ilias und Odyssee, als zusammengestoppelte Erzeugnisse einer ganzen Dichterschule, ihn selbst somit als „Sammelnamen" bezeichnete? Konnte er es sich ferner wohl träumen lassen, daß einst seine Gedichte, nachdem sie lange vergessen im Staube gelegen, den schulpflichtigen Enkeln seiner Hyperboräer Angstschweiß und Kopfzerbrechen bereiten würden? Und haben wir nicht die Erhaltung dieser Denkmäler eines großen Geistes allem Anscheine nach nur dem Umstande zu verdanken, daß etwa 600 Jahre vor Christus ein sicherer Pisistratus seine damals noch sehr naiven Mitbürger durch lächerlich plumpe Spiegelfechtereien dreimal nacheinander dahin brachte, ihm die Herrschaft über

ihre gute Stadt Athen in die Hände zu spielen; worauf er es sich unter anderem angelegen sein ließ, eine schriftliche Sammlung der Gesänge Homers ins Leben zu rufen —? Muß es sich nicht selbst Shakspeare, der heute so viel mehr ist, als zu seinen Lebzeiten, gefallen lassen, daß viele es noch als eine offene Frage betrachten, ob er oder Bacon der Verfasser seiner Dramen sei? Und läßt nicht auch Goethe seinen Faust sagen:

Verflucht, was uns in Träumen heuchelt
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!

Wer seine Größe nicht einer noch größeren Idee unterzuordnen vermag, der wird nichts wirklich bedeutendes schaffen; wahrhaft große Männer waren stets mehr uneigennützig als ehrgeizig, sie sahen in sich die berufenen Diener einer großen Sache.

Im Ganzen kann von den Leidenschaften gesagt werden: sie erstreben für dieses kurze Dasein die Befriedigung des eigenen Ichs, erreichen dieses ihr einziges Ziel aber nie: besitzt man einmal das, was man mit Leidenschaft ersehnte, so verliert es seinen Reiz; oder wenn es nichts einzelnes ist, wenn man stets wieder neues begehrt, so hält doch die Spannkraft nur kurze Zeit an, und schließlich bleibt nur Übermüdung, Ekel, Verdruß dem bedauernswerten „Blasierten“ übrig. Lombroso sagte von Caserio, er habe keinen Sinn gehabt für das, was sonst das ganze Denken und Trachten der Jünglinge beherrsche, nämlich Wein, Weiber und Spiel. Da stellt er denn doch der Jugend ein recht bedenkliches Armutszeugnis aus: wäre da nicht jener auf der niedrigsten Stufe geistiger Entwickelung stehende Anarchist im Grunde besser, ja vernünftiger gewesen, als solche Genußsimpel? Ist er doch für ein über ihm stehendes, wenn auch verrücktes und entartetes Ideal, mit der ganzen Kraft seiner armseligen Persönlichkeit eingetreten!

Aber nicht im Dienste der eigenen Person sollen wir ja aufgehen, sondern in dem der Mitwelt; hat doch schon Plato den Menschen als ein auf Geselligkeit angewiesenes Lebewesen gekennzeichnet, wofür ja die Hilflosigkeit unseres Kindesalters einen genügenden Beweis liefert. Ist nun die Liebe, ist der Dienst der Familie ein ausreichender Lebenszweck? — Nichts in der Menschenwelt kommt der Liebe gleich; nichts wenigstens wird gleich ihr, namentlich unter Kulturvölkern, von jeher als das seligste Gefühl, als die stärkste Macht, als das Schönste auf Erden in allen Zungen gepriesen. Dem Dichter ist sie die Blüte im Lenze des menschlichen Daseins, ein Lichtstrahl vom Himmel, recht eigentlich der Höhepunkt, der Preis, aber auch das tiefste Rätsel des Lebens, — sie macht den Löwen zum Lamme und das schwache Weib zur Riesin; nicht minder poetisch bezeichnet sie der Theologe teils als Abglanz der Liebe Gottes, teils als Ausgeburt und Werkzeug des Teufels; dem pessimistisch gesinnten Philosophen ist sie ein unausrottbares, an Wahnsinn

grenzendes Weltübel, die große Thorheit; der Jurist sieht in ihr eine unleugbare Weltmacht, die mehr oder weniger mächtige Triebfeder zu außerordentlichen Helden- oder Schandthaten, heute so gut als in der Vergangenheit; der Mediziner, eine mehr oder minder vervollkommnete, durch unser entwickeltes Bewußtsein verfeinerte Form des tierischen Geschlechtstriebes, wobei die Gegenseitigkeit auf sinnlicher Erregung, auf hypnotischer Suggestion, auf Zuchtwahl oder auf Geschmackseigentümlichkeiten beruhen kann; der Materialist endlich muß das thatsächliche Dasein der Liebe leugnen, oder sie ist ihm die unbegreiflichste aller chemischen Ausscheidungen. Ist aber für uns das Wesen der Liebe wirklich ein so unergründliches Geheimnis? Wir werden später auf diese Frage zurückkommen. Zunächst ist soviel gewiß, daß die Liebe, ob nun in Wahrheit oder vorgeblich, darin bestehen soll, das Wohlergehen eines anderen Wesens oder auch mehrerer so hoch oder selbst höher zu stellen, als das eigene. Kann der Mensch nun so für andere leben, daß er in dieser Aufgabe ganz aufgeht, so mag dies ein schönes, erhabenes Lebensziel darstellen; aber kann er das wirklich? Was ist Liebe ohne gleichwertige Gegenliebe; oder kann irgend ein Mensch, selbst wenn er für den Geliebten in den Tod geht, solches thun, ohne wenigstens die Hoffnung auf Gegenliebe zu hegen? Und dann, was sind zwei oder ein paar Menschen? — nach etlichen Jahrzehnten sind sie alt und grau und begraben! Nur innerhalb eines ersprießlichen Gedeihens der Gesamtheit, also innerhalb weiter reichender, wichtigerer Thätigkeit kann Liebe im engeren Sinne, Eltern-, Gatten- und Kindesliebe, das Leben verschönern und veredeln; wer sie zum Selbstzwecke macht, der wird früh genug zur betrübenden Erkenntnis kommen, daß auch hierin keine dauernde Befriedigung zu finden ist — wenn nicht gar der Tod das einzig geliebte Wesen frühzeitig dahinrafft. Und wer auch augenblicklich sich selbst glücklich fühlt, seine Angehörigen beglückt und durch sie beglückt wird, — kann er doch blind sein für das in seiner nächsten Umgebung allenthalben hervortretende Unglück und Elend? Wozu hätte auch der Einzelne seine geistigen Gaben, wozu das Gefühl, er und seine Lieben seien daseinsberechtigt und müssen daher auch ihr Leben sich verdienen, wenn er wie das Tier — nur in etwas verfeinerter Form — lediglich auf Erhaltung und möglichst günstige Gestaltung des Daseins seiner selbst und seiner Kinder bedacht sein sollte?

Was für die Liebe gilt, das gilt in noch gesteigertem Maße für die Freundschaft. Es ist schön, treue und echte Freunde zu haben, denen man auch selbst treu und anhänglich bleibt, sodaß man nicht allein seinen Weg geht; wer aber wollte wohl leben, nur weil er Freunde hat? Die Freundschaft beruht ja noch weit mehr, als die Liebe, auf Gründen innerer Zweckmäßigkeit; ohne gemeinsame Lebensziele, die doch außerhalb des Bünd-

nisses stehen, ist sie gar nicht denkbar, oder sie ist doch dann nicht für beide Teile gleichwertig: der eine Freund kann dem andern völlig ergeben sein, einem Diener gleich; doch geht dann eben der Stärkere seinen Lebensweg, der andere folgt ihm und unterstützt ihn.

Oder sollen wir uns hinsetzen und auf bessere, glückliche Zeiten hoffen? Hoffnung ohne zukünftige Erfüllung ist doch ein leerer Traum, eines Narren würdig; wer etwas erhofft, der muß die Verwirklichung seines Ideals anstreben und ihr vorarbeiten. — Wer sein Glück sucht, sei es unmittelbar und in Verbindung mit seinen nächsten Angehörigen, sei es in Luftschlössern, der hat eben kein ausreichendes Lebensziel!

* * *

Erweitern wir unsere Kreise! Wir leben unter Kulturvölkern, in geordneten Staaten; und da, wo jeder nur eben für sich selbst sorgen wollte, kein ersprießliches Zusammenarbeiten, kein Fortschritt auf irgendwelchem Gebiete denkbar wäre, so bildet es die Regel, daß der Mann im Dienste des Staates oder doch im Hinblicke auf die Gesamtheit einen Beruf erfüllt. Das ist gewiß recht so, denn auf Arbeit beruhen Kultur, Wohlstand und Gedeihen. Aber ist mit der Ausfüllung eines Berufes so viel gethan? Eine nüchterne Betrachtung dieser Frage kann gerade uns Deutschen nichts schaden; denn vielleicht nirgends so sehr, wie bei uns, sieht man in einem Amte das vornehmste Lebensziel des Mannes: wer es hierin zu nichts gebracht hat, der gilt zumeist nur als halber, unfertiger Mensch; und bezeichnend genug ist's, daß in Deutschland heute schon jeder vierteljährige Knirps fast alltäglich die Frage zu hören bekommt: „Was willst du werden?" — Wodurch, nebenbei bemerkt, die Zahl der Leute, die ihren Beruf verfehlen, gewiß nicht unerheblich vermehrt wird: denn wer aus äußeren Gründen, zu früh und zu unreif, für einen Beruf sich entschieden hat, der denkt oft gar nicht mehr an die Möglichkeit des „Umsattelns", und wenn es später nicht recht gehen will, so sieht er womöglich den Grund überall anderswo eher, als in sich selbst; ebenso sehen die Eltern eben aus obigem Grunde ihre Söhne nur gar zu gerne bald „in Amt und Würden", ob das nun leicht zu erreichen ist oder nicht. — Wer ferner nach Vorschrift und Buchstaben seine Berufspflicht erfüllt, der glaubt nur zu leicht, er thue damit sein möglichstes oder gar ein übriges für das Gesamtwohl, zumal es ihm ja an Mühe und Beschäftigung nicht fehlt. Gönnen wir diese Genugthuung dem, der sie findet; aber hätte er nicht vielleicht seine Fähigkeiten, sei es auch nur nebenher, noch in nützlicherer Weise verwenden können? Bescheidenheit, wird man ja denen, die auf Anerkennung, Titel und Orden warten, schwerlich nachzurühmen geneigt sein; und doch, sie sind oft zu bescheiden. Ich gestehe, daß ich unter den Tugenden der Bescheidenheit keinen Platz anzuweisen weiß:

was wir sonst Tugenden nennen, entspricht dem Normalverhalten des Menschen wie er sein soll; es läßt aber doch eine Steigerung zu, es braucht z. B., wer liebt, doch der höchsten Liebesäußerung noch nicht fähig, und wer sich hie und da mutig benimmt, noch lange kein Held zu sein. Die höchste und beste Bescheidenheit besteht hingegen in der Abwesenheit von Eigendünkel, — also einer menschlichen Schwäche, die bei dem, der großes leistet, eher verzeihlich, aber doch immerhin vom Übel ist; was hingegen über diese rein negative „Tugend“ hinausgeht, das ist schlimmer selbst, als Eigendünkel: es ist die vielgerühmte „weise Mittelmäßigkeit“, die mit wenigem sich begnügt, weil sie zu faul oder zu feige ist, die vorhandenen Kräfte voll und ganz anzuspannen und auszunützen. Und da wir nun einmal bei den falschen Tugenden sind, so wollen wir auch gleich einer Eigenschaft ihren Platz zuweisen, die einen guten Klang hat, so weit die deutsche Zunge reicht, — vielleicht weil man an ihre Wesensähnlichkeit mit Gemüt und Gemütstiefe glaubt: wir meinen natürlich die berühmte Gemütlichkeit, unter deren Schild sich so häufig nichts als Trägheit, Charakterschwäche und Waschlappentum verbirgt. Es giebt eine schwäbische, bayrische, sächsische, eine elsässische, pfälzische und hessische, eine schweizerische und wienerische Gemütlichkeit, — nur zum Glück keine preußische: darauf beruht wesentlich die Antipathie, die noch heute vielfach bei uns Süddeutschen gegen alles Preußische herrscht; darauf beruht aber auch die Befähigung Preußens zu seiner Führerrolle. — Wer sich mit einem Bettelstabe begnügt, wo er doch ein Szepter oder mindestens einen Taktstock schwingen könnte, der handelt nicht weise, sondern unmännlich und charakterlos. Und wer nichts höheres kennt, als „nach gethaner Arbeit“ im Kreise der Stammgäste seine Bierbauchweisheit an den Mann zu bringen, der verdient Namen und Ruf des Philisters, was er auch nun sonst sein mag. Wer das höchste Ideal treuer Pflichterfüllung darin erblickt, so gut er es gelernt hat das zu thun, wofür er eben die Verantwortung übernommen hat, der dürfte wohl auch einmal darüber nachdenken, wie viel oder wie wenig seine Arbeit, dieser süße Tropfen im Salzmeere, für die Gesamtheit bedeutet, inwieweit er somit unentbehrlich ist; und welche Aufgaben da und dort noch der Lösung harren, wobei vielleicht er mit Erfolg hätte eingreifen können. Auch Sisyphus und die Danaiden strengten sich an, mehr als genug; und was kam dabei heraus? Sofern die Gesamtheit nicht weiterkommt, so hat der noch so schulgerechte Handgriff des Einzelnen weder Sinn noch Zweck! — Da hat man nun sein Leben! eine Uhr von etwas ungleichem Gange, — Geburt und Tod, Freud und Leid, wie Fritz Reuter sagt; und selbst, was darin am nützlichsten ist, die Arbeit, — selbst das Schönste darin, die Familienliebe, geben an sich dem Dasein nicht Zweck und Ziel. Und dann? Wie Jago sagt: „Der dumme Spaß ist aus!“

Aber man sorgt ja auch außerhalb des Berufs für das Gesamtwohl. Man denkt an die Armen und Kranken, man pflegt und spendet, man belehrt und predigt, man bringt der Schule und sonst den Erziehungsanstalten Interesse und auch wohl Unterstützung entgegen. Für solche Aufgaben ist ja zunächst der Staat da, und er thut auch nicht wenig; zudem giebt es viele, die für Zwecke der Wohlthätigkeit und Gesittung unermüdlich thätig sind, und wo fänden sie keine Unterstützung? — Gewiß, echten Menschenfreunden gebührt allseitige Hochachtung; aber erreichen sie das, was sie bezwecken, — beseitigen sie das vorhandene Elend auch nur zum Teil, sodaß jeweilig nichts zu wünschen übrig bleibt? Sie erreichen den Dank oder auch den Undank einer verschwindend kleinen Gruppe von Menschen, deren Kinder bereits nichts mehr von jenen Wohlthätern wissen werden. Oder haben sie dazu beigetragen, möglichst vielen Kranken, Krüppeln oder Schwachsinnigen ihr unnützes, leidvolles Dasein zu erhalten und sie nicht etwa zu heilen — denn dazu reicht ihre Liebe nicht aus — sondern mit Kosten, Mühe und Opferfreudigkeit aufzupäppeln. Andere Menschenfreunde glauben wohl, für die Bekämpfung des Elends in der Heimat seien genug Kräfte thätig; sie opfern sich auf, um rohen Völkern das in den Kulturstaaten immermehr hinschwindende Christentum anzuerziehen, oder sie suchen die furchtbare Pein der kranken Verbrecher in Sibirien zu lindern — —. Wir wollen mit alledem nicht etwa sagen, daß die thätige Menschenliebe, wie sie sich heute noch so stark äußert, zu verwerfen sei, — sie ist von allem, was wir hier sehen, das erhebendste und tröstlichste. Dennoch ist sie aber im Grunde eine hoffnungslose Danaidenarbeit. Es hat Menschen gegeben, die, wie Jenny Lind oder vollends die Herzogin von Galliera, ein fürstliches Vermögen zu wohlthätigen Zwecken verschenkt haben: die Wirkung blieb ja nicht aus, hielt sie aber nach und entsprach sie irgend den berechtigten Erwartungen? Menschlich gesprochen hätte derjenige nicht Unrecht, der sich solchen Beispielen unter dem Vorwande nicht anschließen wollte, daß die erreichten Resultate doch in keinem Verhältnisse stehen zu der aufgewandten Mühe, zu der Größe des Übels und zu der Liebe, die dieses beseitigen möchte. — So brauchen die meisten Menschen noch allerlei äußere Beweggründe, um zu Wohlthätern zu werden: sie haben den Mangel dieser oder jener Einrichtung selbst einmal bitter empfunden, der sie wollen sich auf bequeme Weise einen schönen Ruf, wenn nicht gar ein Denkmal zusichern, indem sie, vielleicht erst auf dem Sterbebette, einen Teil ihres Reichtums für eine wohlthätige Stiftung drangeben, meist unter der ausdrücklichen Bedingung, daß diese ihren Namen führen soll; immer sind solche noch besser, als diejenigen, die es für genügend erachten, ihr Wohlwollen kundzugeben und die That den Reicheren zu gönnen, — wie denn L. von Oberhofen sagt:

„Jeder möchte gern mit den Mitteln der anderen arbeiten". — Am meisten Sinn hat die Wohlthätigkeit heute noch, wenn sie sich auf möglichst kleine Kreise beschränkt: in einem Hause, einer Anstalt, einer Fabrik, einem Dorfe, einem Kriegslager können viele wirklichen Übelstände und Leiden, soweit vorauszusehen ist, beseitigt werden, während nur ein unpraktischer Idealist auf dem Wege der Wohlthätigkeit dem Elend einer Großstadt oder gar eines Landes auch nur auf kurze Zeit zu steuern hoffen kann. Ist die Menschenliebe auch das schönste, was wir haben, — ein ausreichendes Ziel verleiht sie unserem Leben nicht! — Dasselbe gilt natürlich auch von der Vaterlandsliebe, die ja nur eine bestimmte Form der Menschenliebe ist. In ihr mag der Mann aufgehen, wenn das Vaterland in Gefahr ist, wenn es aller Kräfte bedarf, wenn es hohe Aufgaben stellt. Wer aber nach langer Friedenszeit ernst und ruhig, nüchtern und vorurteilsfrei sich dem Dienste des Vaterlands widmen will, der muß sich wohl sagen: entweder müssen wir Mittel und Wege finden, die Schäden unseres Volkes zu bessern und ihre Ausbreitung zu verhindern, oder sind Vaterlands- und Volksliebe Ideale ohne Zweck und Ziel.

Wie steht's aber mit dem Dienste der Kunst? Wohl strebt diese darnach, das Leben der Gesamtheit zu verschönern, also lebenswerter zu machen; jedoch die wahre Kunst steht außerhalb des Lebens und der Wirklichkeit; auf große Lebensfragen, auf Glück und Elend der Völker vermag sie keinen großen Einfluß auszuüben, eher wird sie selbst davon beeinflußt. Ein Volk ohne idealbegeisterte Künstler und Kunstfreunde steht tief; aber noch nie hat die Kunst den Niedergang eines Volkes aufgehalten, sie ist vielmehr nebenher gegangen, immermehr ausgeartet und schließlich mit von der Bildfläche verschwunden. Ihren Höhepunkt hat sie stets erreicht, als das Volk noch kräftig und edel war, als es noch hohe Lebensziele verfolgte, deren Abglanz in der Kunst erblickt werden kann. Mag einer die ganze Kraft des Genies zur Förderung der zeitgenössischen Kunst einsetzen, so wird er doch wahrscheinlich nicht einmal diese nach Wunsch beeinflussen, geschweige denn dauerndes schaffen: die Kunst kann wohl ein von der Natur schon edles Volk veredeln, nicht aber ein verrohtes und verkommenes! Vollends aber kann die bloße Freude an der Natur und am Schönen, die geistige Feinschmeckerei nicht als Selbstzweck gelten.

* * *

Aber eine andere Weltmacht ist es ja, die unserem Zeitalter ihren Stempel aufdrückt. Mögen wir auch im Lebensgenusse, in Kraft und weisem Verhalten, in der Kunst und in den meisten Idealen vielen Kulturvölkern, die vor uns da waren, nicht gleichkommen, — an Wissen sind wir allen doch gründlich überlegen und haben's darin herrlich weit gebracht! Hoch der Fortschritt! Hoch der moderne Gott!

Wer bleibt zurück von allen Göttern? Ich!

Mein Königreich umfaßt des Weltalls Schranken,
Und mein Verlangen, das ist grenzenlos.
Ich wachse immer fort, den Geist befreiend,
Die Welten wägend, ohne Furcht noch Scheu
Noch Haß und ohn' Erbarmen, ohne Liebe
— Und ohne Gott: Man nennt mich Wissenschaft!

(Nach Flaubert.)

Nun, gewiß, die Wissenschaft hat namentlich in unserem Jahrhunderte staunenswertes geleistet und auch praktische Ergebnisse von überraschender Tragweite gezeitigt; unsere heutige Weltanschauung dringt tief in die Geheimnisse des Weltalls, ins größte wie ins kleinste. Soll aber die Wissenschaft allein das Leben lebenswert machen, so muß sie ihm ein vollgiltiges Ziel in Aussicht stellen: das endliche Glück der Menschheit oder der Welt. Nun erstrebt jene in der That eines der höchsten, idealsten Ziele, nämlich die Erforschung der Wahrheit; aber wird sie es erreichen, wird sie die menschlichen Lebensfragen lösen? In einer Reihe großartig angelegter Schriften hat F. Bettex unter anderem diese Frage gründlicher verneint, als wir es hier könnten. Uns mag es hingegen genug sein, uns kurz darüber zu unterrichten, wie weit es die Wissenschaft in der Erforschung der Wahrheit bringen, und inwieweit sie das praktische Leben noch besser ausgestalten kann. Die Wissenschaft wird sicher noch manchen schönen, unvorhergesehenen Sieg feiern, aber ihr Arbeitsfeld ist nicht unbegrenzt. Zunächst ist sie an die Menschheit und mit dieser an die kleine Erde gebunden; selbst deren Inneres und vor allem deren Geschichte, selbst Ursprung und Entwickelung der eigenen Art können wir nie hoffen, jemals ausreichend zu erforschen. Von den anderen uns sichtbaren Weltkörpern weiß man zwar heute überraschend viel interessantes, was ihre Entfernung, Größe, Leuchtkraft, Wärme, Dichtigkeit, ihre Zusammensetzung und ihren Entwickelungsgang betrifft; woher sie aber stammen und wohin sie streben, das können wir Erdensöhne nie erkennen. Sogar über die uns nächstliegenden Planeten wissen wir eigentlich recht wenig, und ob sie von denkenden Wesen bewohnt sind, wird sich kaum je direkt nachweisen lassen, so sehr auch die Verhältnisse auf dem Mars indirekt dafür zu sprechen scheinen. Selbst der überspannteste Darwinist, der dem „künftigen Übermenschen" allerlei außerordentliche Fähigkeiten zutraut, wird sich nicht zu dem Glauben versteigen, es könne unseren Nachkommen je gelingen, ihre Vergänglichkeit und ihre Gebundenheit an die Erde loszuwerden: nie werden Menschen sich beliebig im Weltenraum bewegen können, ja auch nur eine genaue Kenntnis von den Lebensverhältnissen auf anderen Welkörpern erlangen oder mit den etwaigen Bewohnern der nächsten

Planeten sich irgendwie in Verbindung setzen, mag auch Flammarion dies als Endziel der Astronomie bezeichnet haben.

Die Wissenschaft hat mit Thatsachen zu arbeiten. „Thatsache ist das, was sich entweder mathematisch beweisen läßt, oder was durch Experimente jederzeit dargestellt werden kann, oder endlich, was durch hinreichendes und beglaubigtes Zeugnis festgestellt ist.“ (Vetter.) Wer die Frage nun nüchtern und kühl zu lösen sucht, wie es Männern der Wissenschaft geziemt, der muß zugeben, daß dem Fortschritte unserer Erkenntnis in der That ziemlich enge Schranken gesetzt sind. Von einem unserer hervorragendsten Gelehrten, Dubois-Reymond, der gewiß vorurteilsfrei, dabei nicht religiös gesinnt war, wurden diese Schranken bündig und klar beleuchtet, in seiner Schrift „Die sieben Welträtsel“. Diese sieben für Menschen — und auch für spätere Übermenschen — nicht lösbaren Probleme sind: das Wesen von Stoff und Kraft; der Ursprung der Bewegung und ihre gleichmäßige Verteilung im unendlichen Raume; die Entstehung des — vielleicht (aber wie?) aus der Bewegung hervorgegangenen — Lebens; die anscheinend absichtsvoll zweckmäßige Einrichtung der Natur; das Wesen und die Entstehung des Bewußtseins; die Schwierigkeit, das vernünftige Denken und damit den Ursprung der Sprache zu erklären; endlich die Willensfreiheit. Vetter bemerkt hierzu: „Unser Naturerkennen ist also eingeschlossen zwischen den beiden Grenzen, welche die Unfähigkeit einerseits Materie und Kraft zu verstehen, andererseits geistige Vorgänge aus materiellen Bedingungen herzuleiten, ihm ewig steckt;“ ferner weist er darauf hin, daß es dem Menschen auch nicht gelingen kann, Zeit und Raum zu erklären oder zu leugnen.

Daß die Erfahrungswissenschaften, wie es schon Humboldt aussprach, niemals „fertig werden“ können, ist ferner unleugbar. Wer sich aber näher mit ihnen beschäftigt, wird noch viel wesentlichere Unvollkommenheiten darin finden. Es ist ja schön, das Verhältnis der Arten zueinander zu erkennen und bei jeder die Eigentümlichkeiten in ihrem ganzen Verhalten zu beobachten; wer sieht, wie auf Erden kein Baum, ja kein Blatt und, dem Sprichworte zum Trotz, kein Ei dem anderen völlig gleicht, wie kann er es fertig bringen, sich während dieser kurzen Lebensfrist zu langweilen (um Vergebung — ist mir auch schon passiert!) — Viel interessanter aber wäre es unstreitig zu wissen, was eigentlich der Grund zu dieser verblüffenden Mannigfaltigkeit ist; wie es beispielsweise kommt, daß aus den meist so kleinen und unansehnlichen Samen je nach der Art ein einjähriges Kräutlein, eine prächtige Schlingpflanze, ein stinkendes und giftiges Gewächs oder ein himmelanstrebender, fast felsenfester, auf Jahrtausende lebensfähiger Baum hervorsprießt, — oder worauf die Anforderungen an Boden und Klima bei den Pflanzen beruhen. Das Rätsel des Daseins, den Schlüssel zum Ver-

ständnisse des Ganzen können wir aber bei keiner einzigen Art von Lebewesen erkennen: auf die Frage „was?“ erhalten wir tausenderlei Antwort, auf die Frage „wie?“ zunächst eine kleine Anzahl von Hypothesen, der Rest aber ist Schweigen. Und so müssen wir mit Vettex zugeben: „Die Wissenschaft, die uns von den Dingen, ihren Formen und Erscheinungen so viel Wahres, Interessantes und Nützliches sagt, ist ohnmächtig, wenn es sich darum handelt, das Wesen der Dinge zu erklären. — — Ja, wenn erklären heißt, das Wesen der Dinge zu erfassen, hat die Wissenschaft noch nie etwas erklärt.“ — Wie auch Goethe singt:

„Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und Schrauben.“

Aber praktisch, technisch kann es die Wissenschaft doch wohl noch sehr weit bringen? Nun ja, wenn man schon heute so bequem wohnt, reist, arbeitet und mit den entferntesten Leuten sich unterhält, im Winter Wärme und in der Nacht Tageshelle sich verschafft, so kann es ja in alledem noch viel besser werden; die Elektricität oder vielleicht gar eine noch mächtigere, direkt den Sonnenstrahlen entnommene Kraft wird immermehr gebunden, aufgespeichert, verteilt und in mannigfachster Weise verwendet werden; die Naturkräfte werden immermehr an Stelle selbständiger persönlicher Leistungen treten, das Praktische wird das Leben der Menschheit beherrschen und die Erde vielleicht am Ende einem riesigen Gewerbemuseum gleichen, voll von „Triumphen der Technik.“ Vettex entwirft ein ergötzliches Bild der Civilisation im Jahre 2000, ihrer Riesenstädte, ihrer ungeheuren Verkehrsstraßen und zeitersparenden Einrichtungen; die Vereinigten Staaten in ihrer heutigen Gestalt können einen schwachen Begriff davon geben. Wir glauben freilich nicht an dieses Zukunftsbild, denn wenn es wie heute weitergeht, so können die üblen Folgen unserer einseitigen Entwicklung nicht gar lange mehr auf sich warten lassen; und dann, ade Fortschritt! — Übrigens, auch den praktischen Zielen der Wissenschaft sind bestimmte Grenzen gezogen. So ist es nie gelungen und es wird nie gelingen, etwas organisches künstlich herzustellen; und mögen die Erfolge der Züchtung bei Tieren und Pflanzen noch so blendend und auch wirklich staunenswert sein, so handelt es sich doch einerseits um Ergebnisse stetiger, sorgsamer Pflege, nicht um selbständig lebensfähige Neuschöpfungen; andererseits ist das Arbeitsfeld des Züchters jeweilig viel beschränkter, als der Laie, welcher bloß äußerliche Merkmale sieht, zu erkennen vermag; nie wurde auch nur eine Annäherung an eine neue Art erzielt. Wir werden übrigens auf die Zukunftsziele der Wissenschaft weiterhin noch zurückkommen.

Mit dem *Wohlergehen der Menschheit* hat die Wissenschaft ohnehin direkt nie viel zu thun gehabt; oder haben ihre philosophischen und ökonomischen Theorien etwa je einem socialen Übelstande abgeholfen, — sind die Pädagogik, die Medizin, die Jurisprudenz nicht stets himmelweit hinter ihrem natürlichen Ideale zurückgeblieben, — hat die Geschichte die Wiederholung längst und oft begangener Fehler und Thorheiten verhindert? — Kurz, *Wissenschaft und Fortschritt*, diese Schlagwörter unserer Zeit, *verhelfen der Menschheit nicht zum Glücke*; ihr eigenes Endziel, *die volle Wahrheit, können sie nie erreichen*; und immer wird derjenige am weisesten sein, der nach gründlicher, gewissenhafter Durchforschung des weiten Gebietes gleich dem alten Sokrates noch nüchtern genug ist, um anzuerkennen, daß er eigentlich *nichts weiß*!

II.

Also, auch Berufsarbeit, Menschen- und Vaterlandsliebe, Kunst und Wissenschaft, sie rechtfertigen unser Dasein nicht und verleihen ihm kein ausreichendes Ziel; *fünf ungenügende Werte ergeben aber nur eine ungenügende Summe*. Wer für alles Interesse hat und an allem mitarbeitet, kann doch innerlich unbefriedigt und freudlos sein, — vor allem aber vermag er die Gesamtheit dem Glücke nicht näher zu bringen. Die schon von Salomo ausgesprochene Erkenntnis, daß alles eitel ist, wäre somit das Endziel des Bewußtseins, und dann — wozu leben wir? Müssen wir da nicht fragen, *steht es mit der Natur so traurig, wie mit uns, und hat es nicht Menschen, hat es nicht Völker gegeben, mit denen es nicht so traurig stand?*

Die Natur ist gut begründet und besser eingerichtet, als wir überhaupt ausdenken können, das läßt sich einfach nicht leugnen. Wie Vetter sagt: „Die *Welt ist zweckmäßig, denn sie existiert!*“ Wäre sie nicht zweckmäßig, so müßte sie jeden Augenblick auseinderfallen, ja sie könnte überhaupt nicht da sein. Nun sind stoffliche Verbindungen, Organismen, Menschen, Völker zu Grunde gegangen, aber die Welt besteht, die Natur geht ihren Gang; Kräfte sind entwichen, doch *die* Kraft blieb dieselbe; Welten sind zerstoben, doch vom Stoffe ist kein Atom verloren gegangen. So berührt das *Unbefriedigende* im Menschenleben in erster Linie nur *unser Bewußtsein*: ob es uns recht ist oder nicht, in uns Menschen, nicht in der Natur der Dinge haben wir zunächst die Ursache dafür zu suchen, weshalb es uns in der Welt nicht gut geht!

Man sollte meinen, wer einsieht, wie viel er der Gesamtheit — also zunächst der eigenen Nation — verdankt und wie sehr er in allem von ihr abhängt, dem müsse es leicht werden, das Gesamtwohl dem eigenen Wohle mindestens gleichzustellen. Dem ist aber nicht so; auch Haß und Abneigung äußern sich in kleinen Kreisen nur immer schärfer; und wer sich umsieht, der wird bald finden, daß es eine recht schwere Aufgabe ist, die Gesamtheit zu lieben: viele ihrer Glieder werden ihn eher abstoßen; und es kann wohl beispielsweise in dem nur durch Äußerlichkeiten, nicht durch innere, wesentliche Ähnlichkeit verbundenen Menschenschwarme einer Großstadt mancher, wie einst Diogenes, am hellen Tage bei allem Eifer vergebens nach normalen Vertretern der Menschheit suchen:

Ich liebe die Berge und liebe das Meer,
Mich freut jedes Blümlein am Raine,
Die munteren Vögel erfreuen mich sehr,
Die ganze Natur ist mir schön und hehr,
Von der Sonne zum kleinsten Steine.

Und sollt' ich die Menschen nicht lieben noch mehr?
Wohl thät' ich sie lieben so gerne:
Doch fand ich darin nur Unnatur,
Von gesunder Menschlichkeit kaum die Spur
— Wie Diogenes mit der Laterne!

Sind aber wir, das heißt die tonangebenden Kulturvölker der Jetztzeit, sind wir für den Begriff der Menschheit maßgebend? Sah es bei den Völkern der Geschichte und sieht es heute überall ebenso aus, wie bei uns? — Nein, wir kennen genug Beispiele von Völkern, die ein schönes, zufriedenes, harmonisches Leben führten, die also der gesunden, natürlichen Norm der Menschheit mindestens nahekamen. Freilich waren es nicht Träger der Kultur und der Weltgeschichte, sondern Naturvölker, die uns meist nur durch die Überlieferungen gleichzeitig lebender Kulturnationen bekannt worden sind. Man kann hier etwa an das denken, was uns Herodot von den Skythen berichtet, namentlich aber an die „Germania" des Tacitus, auf die wir Deutsche recht stolz sein dürften — wenn wir nämlich den alten Germanen in ihren lobenswerten Eigenschaften noch gleichkämen! „Sie sind", so heißt es da, „fast die einzigen Barbaren, die sich mit einem Weibe begnügen. — Der Zahl seiner Kinder ein Ziel zu setzen oder ein nachgeborenes zu töten, gilt für Frevel. Spät erst gelangt der Jüngling zum Liebesgenuß, daher die unerschöpfte Manneskraft. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht. So in der Gesundheit Fülle paaren sich Jüngling und Jungfrau, und von der Eltern Vollkraft geben die Kinder Zeugnis. — So lebt denn das Weib unter der Obhut reiner Sitte

dahin, nicht verderbt vom Sinnenreiz lüsterner Theaterstücke noch durch wollustreizende Gelage. — Denn dort freilich lacht Niemand des Lasters; verführen und verführt werden, nennt man nicht Zeitgeist!" — Ferner hebt Tacitus die hohe, geachtete Stellung des Weibes hervor, dessen richtigen Scharfblick man als Gabe der Götter ansah, die unnachsichtige Bestrafung des so seltenen Ehebruchs, die Nichtachtung des Reichtums bei der Wahl des Gatten, die Mannesfreiheit und Mannentreue —; endlich spricht er die Vermutung aus, daß die Germanen durchaus eines Ursprungs seien: denn allgemein seien sie sofort kenntlich an dem mächtigen Wuchs und Gliederbau, am vollen, blonden Haar und an dem trutzigen blauen Auge. — Nie sind einem Volke größere Komplimente gemacht worden, und man hat wohl daraus schließen wollen, Tacitus habe übertrieben, da er eben den verkommenen Römern einen Tugendspiegel vorhalten wollte; aber hierzu war dieser Geschichtsschreiber trotz aller Gewissenhaftigkeit und Einsicht viel zu sehr Römer, viel zu sehr erfüllt vom nationalen Vorurteile, daß eben Rom zur Weltherrschaft berufen sei; er wünscht nicht einmal, daß seine Landsleute werden, wie die Germanen, — das wäre ja auch ein in seiner Aussichtslosigkeit thörichter Wunsch gewesen; er hält die letzteren nur für weit gefährlicher, als die Parther und sonst alle Feinde, die jener Weltherrschaft entgegenstehen, daher er schließlich sogar die Hilfe der Götter gegen sie herabfleht. Auch hält er ja mit ihren Fehlern nicht zurück, er rügt besonders ihre Uneinigkeit, ihre Spielwut, ihre Neigung zum Trunke: Fehler, die teils allen von der Kultur noch unberührten Stämme eigen sind, teils auch darauf beruhen können, daß die Germanen, die uns hier geschildert werden, doch nicht mehr ganz „unverdorben" waren. Die Schilderung dieser Fehler ist vielleicht insofern eher übertrieben, als die vorzugsweise in Betracht kommenden, vielfach mit Galliern und Römern in Berührung getretenen und teilweise sogar schon in römischem Solde stehenden Grenzstämme sicher nicht mehr die besten des Volkes waren, was wir ja auch aus der Geschichte an Männern, wie Segestes und Flavius, ersehen können. Jedenfalls war Tacitus kein Freund der Germanen; sie waren ihm rechtlose Barbaren, und wir haben daher keinerlei Grund, die begeisterte Schilderung ihrer Sittenreinheit für überschwänglich zu halten.

Die Germanen waren bei aller Unkultur doch ein leiblich, sittlich und geistig sehr hochstehendes Volk, an Verstand den Römern nicht nachstehend, an Gemüt diesen weit überlegen; nirgends in der ganzen Weltgeschichte finden wir eine so schöne, harmonische Auffassung des ehelichen Lebens wieder, trotzdem es, nach Angabe der Geschichtsschreiber, nicht einmal gesetzlich geregelt war, indem rechtlich der Mann seine Frau verkaufen und verspielen durfte. Übrigens haben doch, und das ist bemerkenswert,

alle Rassen in allen Erdteilen Naturvölker hervorgebracht, die an frischer Urkraft in ihrer Art ein den civilisierten Beobachter beschämendes Schauspiel darbieten. Wir mögen uns hier erinnern an die Jakuten im kältesten Sibirien, an manche Indianerstämme, an die Kaffern: alle zur Zeit ihrer Entdeckung von riesenhaftem, ebenmäßigem Wuchse, von großer Ähnlichkeit untereinander, langlebig, ehrlich, tapfer, hochherzig, in ihrer Weise fromm, ihren von den unsrigen allerdings oft sehr verschiedenen Sitten streng ergeben; dabei an Ursprung, Aussehen, Farbe, Veranlagung, Sprache und Lebensgewohnheiten noch verschiedener, als Klima und Naturverhältnisse ihres Heimatlandes. Daß es sich dabei nicht nur um die Lebensweise und den Mangel an Kultur handeln kann, das beweisen eben die zahlreichen ungebildeten Völkerschaften, die gerade so, unter denselben Himmelsstrichen und in nicht minder gesunden Gegenden leben, dabei aber allerlei Krankheiten unterworfen sind, nicht lange leben, an Charakter, Vernunft und Sittlichkeit niedrig stehen. Man findet oft nahe beieinander Stämme von demselben Rassentypus und von ähnlicher Sprache, die sich im übrigen aber durchaus gegensätzlich zu einander verhalten.

Was ist nun das unterscheidende Merkmal in dem, was die Germanen und die oben erwähnten Stämme vor uns auszeichnete? Ein durchaus gleichmäßiges, regelrechtes Vorwärtsstreben der Gesamtheit, ermöglicht durch eine ebenso gleichmäßige Entwickelung der einzelnen Glieder. Wir können in solchen Stämmen die gesunden, normalen Vertreter ihrer Rasse sehen. — Mit dem Worte Gesundheit wird heute deshalb sehr viel Mißbrauch getrieben, weil man sich innerhalb der Kulturstaaten fast nur einen annähernden, lückenhaften Begriff davon zu machen vermag. Ein wirklich gesunder Mensch muß nach allen Seiten normal entwickelt sein, er muß sich leiblich, geistig und seelisch wohl und kräftig fühlen, und wenn seine Lebensverhältnisse sich nicht besonders ungünstig gestalten, so wird er immer sein Auskommen finden und nicht wissen, was krank sein heißt. Der wahrhaft gesunde Mensch ist körperlich kräftig und gewandt, schön und groß nach Maßgabe seiner Rasse; er weiß genau, was er sich zumuten darf, sein Instinkt und seine Sinne täuschen ihn nicht. Die seelische Gesundheit ist gleichbedeutend mit Güte, Offenherzigkeit, Schönheitssinn, Gemütstiefe, Mut, Charakterstärke; die geistige äußert sich durch kluge Lebensführung, Scharfblick, gutes Gedächtnis, Wißbegierde, Mutterwitz, Freiheit von Eigendünkel. Wenn sich auch nicht alle diese Eigenschaften bei jedem Einzelnen in gleich ausgebildetem Maße vorfanden, so sind sie doch mehr oder weniger bezeichnend gewesen für alle die oben erwähnten Naturvölker; bei den Germanen kamen, entsprechend der bildungsfähigeren Rasse, eine selbst vom höchsten für uns denkbaren Standpunkte aus sehr

hochentwickelte Sittlichkeit und ein vielen solchen Stämmen abgehender persönlicher Freiheitssinn hinzu. — Wir haben zunächst kein Recht, etwa im Hinblick darauf, daß wir eben Kulturträger sind, auf solche Naturvölker herabzublicken; sie standen uns wohl an Wissen, kaum aber an geistigen Fähigkeiten nach; an innerer Kraft waren sie uns weit überlegen. Tacitus mußte die Germanen bewundern, obwohl er zu ihren Feinden gehörte; die Griechen, deren Leben das unsere an Harmonie gewiß übertraf, lobten in ihrer Blütezeit die Skythen oder die Perser, wie sie zu Cyrus' Zeit gewesen waren, als ihre Jünglinge „die Götter fürchteten, die Eltern ehrten und die Wahrheit redeten." Plato bezeichnet es als ein vernünftiges Lob, wenn man einem Menschen nachsagen kann, daß er denke, was wahr, empfinde, was schön, und wolle, was gut ist. Auch einer der größten modernen Gelehrten, Tyndall, hat gesagt: „Es giebt Dinge, die noch mehr wert sind, als Wissenschaft, das ist Charakteradel."

* * *

Giebt es nun heute noch derartig gesunde Stämme? Nun, sie sind jetzt gewiß in allen Erdteilen in der Minderzahl, doch findet man sie hie und da noch fast überall, wo größere Menschengruppen ein Nomadenleben führen. Innerhalb der Kulturwelt kommen solchen Völkern am nächsten die Gebirgs- und Küstenbewohner, die freilich großenteils auch nicht in unserem Sinne civilisiert sind. Das Gebirge begünstigt die Absonderung und die selbständige Entwickelung der Volksstämme; nehmen wir nun einen kräftigen, annähernd gesunden Stamm an, der in einem Gebirge wohnt und sich bis heute in fast völliger Abgeschiedenheit von den Völkern der Ebene erhielt; die mindestens das Sommerhalbjahr hindurch fast immerwährende Beschäftigung in der reinen, anregenden Gebirgsluft, die Abhärtung gegen Witterungseinflüsse — Sonnenbrand wie Wind und Schnee, die Anpassung an ein entbehrungsvolles, Körperkraft wie Mut und Scharfsinn forderndes und übendes Dasein, — alles dies kann eine gesunde Weiterentwickelung nur begünstigen. Und so finden wir in den Alpenthälern Leute, die bei aller ursprünglichen Naivetät doch zu den achtbarsten, vorbildlichsten und im besten Sinne des Wortes stolzesten gehören, die wir in Europa noch treffen können. Giebt es in Städten und Dörfern des Flachlandes einfache Leute, von denen gebildete, selbst hochgelehrte Männer mit Ausdrücken von Bewunderung und warmer Freundschaft reden? Mit solchen Ausdrücken reden fast alle Alpensteiger von ihren Führern, die doch auch einfache, oft recht wenig gebildete Leute sind, freilich dabei ganze Männer von so gleichmäßig verteilter Kraft und so richtigem natürlichen Instinkte, daß selbst der geübteste englische Kletterer es ihnen in ihrem Wirkungskreise nicht gleichthun

kann. Man lese etwa die begeisterte Anerkennung des Führers Croz durch Whymper oder Bennens durch Tyndall. Der bekannte Tourist Purtscheller berichtet über seine Begegnung mit einigen Gebirgssöhnen in den Meeralpen: „Wie mir die Leute sagten, betreiben sie je nach der Jahreszeit das Gewerbe von Hirten, Jägern und Holzarbeitern. Einfachheit und gesunder Humor paart sich hier mit unverwüstlicher Gesundheit und gewaltiger Körperkraft. Wenn die rauhen Gesellen von den Mühen, Strapazen, Abenteuern und Gefahren ihres Berufes erzählten, und frohen Mutes einer gleichen Beschäftigung in der Zukunft entgegensehen, da beschleicht den schwächlichen Städter trotz seiner geistigen Energie ein geheimes Schaudern vor der Wirkung unserer modernen, so hoch gepriesenen Civilisation und Bildung.“ Im Gebirge finden wir noch wahren Mut, wahre Treue und wahres Vertrauen, Unabhängigkeitssinn, Gastfreiheit und Geringschätzung des Geldes gegenüber den Tugenden, die dem Menschen wahren Wert verleihen. Die Bewohner der bayerischen und österreichischen Alpen gehören nicht nur zu den schönsten und reinsten Vertretern des deutschen Volkes, sondern auch zu den biedersten, empfänglichsten, witzigsten, lebensfreudigsten; sie haben sogar fast allein von allen deutschen Stämmen ihre eigenen, sehr bemerkenswerten Kunstformen, ihre Gedichte, Lieder, Märsche und Tänze. Volkstrachten, Volkstänze und ähnliche auf Formensinn und Gemütstiefe deutende Bräuche haben sich in Deutschland ja überhaupt fast nur im Gebirge erhalten. Als der König Maximilian von Bayern das Hochgebirge bereiste, kam vor einem der sangreichsten Dörfer zwischen Isar und Inn die ganze Gemeinde ihrem Fürsten entgegen und sang ihm ihre schönsten e i g e n e n Lieder. Und als sich darauf der König lange mit dem Ortsvorsteher unterhalten hatte und ihn zuletzt huldvoll mit dem Worte entließ: „Ich bin recht zufrieden mit Euch!“ erwiderte der Vorsteher in treuherziger Zuversicht dem Könige: „und wir sind es auch mit Euch!“ — Riehl, dem wir dies Geschichtlein entnehmen, bemerkt dazu: „So kann nur ein Bauer sprechen, der eigenes Kleid hat, eigenes Haus, eigenen Brauch und eigenen Sang und Tanz.“

Auch a n d e r s w o hat sich i m G e b i r g e echtes, kerniges Volkstum erhalten. So bei den Romanen Graubündens, bei den Basken der Westpyrenäen, den Gallegos in Nordspanien, den rumänischen Gebirgshirten, den Montenegrinern, den zahlreichen, durch ihre Schönheit zum Teil sprichwörtlich berühmten Stämmen des Kaukasus, den Kurden, den Kafirn Innerasiens u. s. w. — Man kann allerdings dem entgegen bemerken, daß man im Gebirge v i e l f a c h a u c h v e r k o m m e n e S t ä m m e und Individuen antrifft. Das ist aber wiederum nur natürlich. Es ist ja überhaupt anzunehmen, daß der Mensch sich ursprünglich nicht ungezwungen im Gebirge niedergelassen haben wird, da hier ein viel rauheres Klima zu ertragen und eine viel

härtere Natur zu bekämpfen war. Jedes Gebirgsland bietet genug geschichtliche Beispiele von geschlagenen, halbvernichteten Völkern und von einzelnen Flüchtlingen, die sich darin zu bergen suchten. Wo nun solch ein versprengter Stamm sich ohne Verbindung mit der Außenwelt fortpflanzt, da kann sich der Einfluß der gebirgigen Umgebung wohlthätig äußern in der Lebenszähigkeit des Geschlechts, in der Langlebigkeit, Gewandtheit und Ausdauer des Einzelnen — Eigenschaften, die man selbst bei Kretins und Krüppeln oft anstaunen muß; die stete Verbindung von Blutsverwandten, das enge Zusammenleben, die Unreinlichkeit arbeiten dem aber entgegen. So nennt Whymper die Bewohner von Vallouise im Dauphiné „eine Rasse von Affen", ihr Schmutz und Gestank ist kaum erträglich, ihre Lügenhaftigkeit sprichwörtlich; die „Cagots" in den Pyrenäen sind sehr wahrscheinlich Nachkommen der im Mittelalter ins Hochgebirge verbannten Aussätzigen; die Gebirgsindianer Perus, Reste eines alten Kulturvolkes, machen im allgemeinen einen elenden Eindruck, ebenso diejenigen der südlichen Felsengebirge. Man muß bei alledem unterscheiden zwischen zufälligen, auch von sonst gesunden Individuen ohne große Beschwerden ertragenen Mißbildungen, wie der Kropf, der wahrscheinlich vom ständigen Gebrauche schwer verdaulichen Wassers herkommt, nicht erblich ist und selbst bei nicht langwierigem Aufenthalt unter veränderten Lebensbedingungen sich nicht selten ganz verliert; und zwischen einer allgemeinen Verkümmerung der Rasse, wie sie im Kretinismus ihren Ausdruck findet, der sich fast nur in Ortschaften findet, wo die Bevölkerung wenig Verkehr mit der Außenwelt treibt, nicht auswandert und nur unter sich heiratet.

Die Extreme berühren sich; der großartige Reiz des Meeres wie des Gebirges wird heutzutage nach langer Verkennung immermehr gewürdigt; auch sein Einfluß ist, aus anderen und doch ähnlichen Gründen, sehr wohlthätig auf seine Anwohner. Diese haben beim Fischen und Schiffen mit Wind und Wetter, Sonnenbrand und Wellen zu kämpfen, sie atmen eine reine, anregende Luft: daher jene von Kraft, Mut und Selbstvertrauen strotzenden Seehelden, die ohne Scheu bis in den Ozean und ins Nordmeer hinausfuhren und den Weg zur Entdeckung neuer Welten gewiesen haben. Neben den Oberbayern sind die Pommern, Mecklenburger und Friesen die stärksten, stämmigsten und biedersten Volksgruppen des deutschen Reiches; der Engländer verdankt dem Meere viel von seiner Größe; auch in Frankreich wohnen in Küstenstädten fast hundertjährige „Seeratten", denen nie etwas fehlte, und die den entfesselten Elementen zahlreiche Menschenleben entrissen haben; und der große, schöngebaute neapolitanische Fischer, der im Januar fast nackt auf dem Meere herumfährt oder stundenlang darin watet, steht in merkwürdigem Gegensatze zu dem kriechenden, feilen, genußsüchtigen Pöbel der süditalischen Städte. Wo das Gebirge dem Meere entsteigt, so in Schottland und

namentlich in Norwegen, da liegen die Verhältnisse am günstigsten. Der Norweger ist heute noch der hervorragendste Vertreter des germanischen Stammes: unter allen Kulturvölkern der Erde ist das seine körperlich das größte und kräftigste, dabei im Durchschnitt auch das mutigste und ehrlichste, wenn auch in den wenigen größeren Städten solches nicht mehr als absolute Regel gelten kann. — Daß, wie das Gebirge, so auch die Meeresküste in dieser Hinsicht große Gegensätze aufweist, braucht übrigens kaum hervorgehoben zu werden: auch das Meer ist dem Fliehenden günstig; die Seeleute stellen die denkbar kunterbunteste Gesellschaft dar, viele zweifelhafte Existenzen suchen sich diesen Beruf; und in der weiten Welt kommen sie mit allerlei Leuten — und allerhand Weibern zusammen. Daß die sittlichen Zustände und überhaupt das Wesen des Pöbels in großen Hafenstädten besonders schlimm sind, ist nicht zu verwundern.

Auch das Leben in der freien Luft der Steppen und Wüsten kann der Erhaltung der Gesundheit nur förderlich sein; und so finden wir auch dort neben „Buschmännern" und sonst elenden, kaum ihr Auskommen findenden Stämmen mit die gesündesten Völker der Erde: so die Patagonier, ein stolzes Reitervolk, noch heute das hochwüchsigste der Erde; so die spanischen Gauchos der Pampas, die Tuareg der Sahara. Auch die vierschrötigen, starrköpfigen, treuherzigen Buren Südafrikas, die im Lande herum „trecken", mit jedem Schusse ihr Ziel treffen und weder Löwen noch Kaffern noch Engländer fürchten, wohl aber Gott, können wir hierher rechnen; ein Kulturvolk in unserem Sinne sind sie freilich nicht. Und von einem anderen Nomadenvolke sagt Vetter: „Jetzt noch steht, was Ausbildung der leiblichen Kräfte und Sinne betrifft, der Araber, dieser Bewohner der heißen Wüste, obenan. Mit Muskeln von Eisen trägt er mit Leichtigkeit halbe Stunden weit und durch tiefen Sand vier bis sechs Centner; seine Stimme reicht bei Windstille über das Meer von Akkaba; sein vom glühendweißen Licht — denn das Auge ist für das Licht geschaffen — nicht geschwächter, sondern geschärfter Falkenblick unterscheidet zwei bis drei Stunden weit in der Sahara ein Pferd von einem Kamel, was ein französischer Reisender mit seinem guten Glas nicht vermochte. Im Bewußtsein seiner Kraft wagt er allein und vollzieht unermüdet einen vieltägigen Dromedarritt von Timbuktu nach Kairo, quer durch Afrika! Dabei ißt er wenig, trinkt nur Wasser und mäßig (bei Karawanen rechnet man auf den Europäer fünf Liter täglich und nur eineinhalb auf den Araber); trinkt seinen Kaffee in walnußgroßen Schalen und schaut stolz und verächtlich auf den schwächlichen und verweichlichten Europäer."

Aber Hochgebirge, Meer, Steppe, Wüste sind die unentweihten Tempel der Natur, den großen Kulturmittelpunkten trotz örtlicher Nähe doch fernstehend.

Im eigentlichen Kulturgebiete stellen die Ackerbauern, Hirten, Fischer und Flößer den gesündesten, zufriedensten, zuverlässigsten Teil der Bevölkerung dar. Auch gesunde, kräftige Stadtbewohner entstammen meist dem Lande, und die Gebildeten sind auf diesem im Durchschnitte gesünder, ruhiger, behäbiger, als in den Städten: wie denn Bismarck zwar viele zufriedene Oberförster, aber nie einen zufriedenen Politiker kennen gelernt hat! In den Teilen Deutschlands, wo noch die ländliche, Ackerbau treibende Bevölkerung vorherrscht, steht es im allgemeinen mit dieser nicht schlecht; und in Rußland, das wesentlich ein großer Ackerbaustaat ist, hat sich im Gegensatze zu den so vielfach dahinschwindenden höheren Ständen ein ziemlich gesunder Bauern- und Mittelstand erhalten.

Was aber war bisher das Schicksal der Naturvölker? Kurz gesagt, sie gingen unter! — Wie Julius von Pflugk-Hartung sagt, hatte vor der Niederlassung germanischer Stämme, also um das 5. Jahrhundert nach Christus, Italien nach umsichtiger Berechnung nur etwa 5, Gallien statt 20, nur noch 6 bis 8 Millionen Einwohner; und doch war wenige Jahrhunderte früher Italien mindestens so stark bevölkert gewesen, wie heute. Wäre das untergehende Römerreich ganz sich selbst überlassen geblieben, so wäre es ihm somit aller Voraussicht nach nicht besser gegangen, wie den Assyrern und Babyloniern, die ein paar Jahrhunderte nach Alexander dem Großen fast spurlos verschwunden waren, — denn schon die Parther hatten an Charakter und Sitten nicht mehr das mindeste mit ihnen gemein und scheinen von Osten her in das verödete Land eingebrochen zu sein; die großen Städte Mesopotamiens blieben bis heute wüst und leer, erst die Araber gründeten wieder Niederlassungen in der Nähe.

Sonderbar genug, daß man angesichts solcher Thatsachen wagen konnte, von der „blonden Bestie“ zu reden, welche die schöne alte Kultur zerstört haben soll, oder daß ein Dubois-Reymond es aussprach, die Kultur wäre bestehen geblieben, wenn nur die Römer das Pulver erfunden hätten: das Pulver haben die Römer nicht erfunden, weil sie im Erfinden überhaupt nicht groß waren oder weil es nicht Zeit dazu war, sonst hätten sie es eben erfunden, so gut wie die Chinesen; daß aber die Überlegenheit der Bewaffnung die Niederlage und den Untergang eines Volkes nicht verhindert, lehrt die ganze Weltgeschichte. Die Germanen sind nicht schuld am Untergange der „alten Welt“, sie haben davon vielmehr, wenn auch ohne es zu wollen, gerettet, was zu retten war; freilich war dazu eine Verschmelzung mit den niedergehenden Kulturvölkern nötig, die noch stark genug waren, den Siegern Bewunderung vor der Überlegenheit ihres Wissens abzunötigen, eine Verschmelzung, bei der übrigens das zur Kultur neu hinzugekommene Christentum die Hauptarbeit leistete. Karthago hat seine Schwächen

und Sünden durch seinen heldenhaften Todeskampf wettgemacht, doch blieb nichts von ihm übrig; das alte Rom ging ruhm- und klanglos unter, doch es hat dem Sieger die Früchte seines Sieges nicht überlassen, es überwand ihn durch langsame, innere Arbeit und fand bald die Kraft, wieder zum Sitze einer weltgebietenden Macht, des Papsttumes, zu werden.

Es liegt etwas unheimliches in dieser Fähigkeit selbst einer totkranken Kultur, auch ein siegreiches Naturvolk für sich zu gewinnen, es in ihrem Geiste auszubilden, ihm seinen Stempel aufzudrücken und dafür die Gesundheit zu rauben! Es hat deshalb von jeher unter den rauhen Stämmen scharfsichtige Volksfreunde gegeben, welche der Kultur mißtrauten, ja sie haßten und ihr Volk vor jeder Berührung mit ihr warnten. Wir Deutsche dürfen gewiß froh sein, daß die Römer unsere Ahnen in der Heimat nicht überwunden und ihnen nicht, wie den Galliern, ihre Sprache und ihre Sitten aufgedrungen haben, sonst stünde es um uns ganz anders und wahrlich noch schlimmer; so fassen wir wenigstens Armins weltgeschichtliche That auf:

Dem heil'gen Vaterlande bleibet fern!
Wer rief euch her in unsre kalten Gauen,
Ihr Römerscharen? Gönnt ihr uns denn nimmer
Das Wild, die Wasser und den Eichenwald?
Die Welt wollt ihr verbessern; euren Geist
Und eure Sprache, eure schönen Künste,
Reichtum und Bildung wolltet ihr verbreiten
— So sagt ihr —, euch die Völker machen gleich!
Wollt Bessres ihr uns bringen, als wir haben?
Kommt selbstlos ihr daher, um unser Glück
Besorgt? — Ich kenne euch und euren Geiz
Und eure Gier nach Ländern, Schätzen, Sklaven!
Ich weiß, wie falsch ihr seid, wie faul und giftig
Eure Gesittung, die so hoch ihr preist:
Was glänzt, ist ja nicht immer lauter Gold,
Das Beste ruht vergessen oft im Schatten!
Das sonngeliebte, reiche Wunderland,
Ich hab' es staunend lang genug gesehen;
Ich hab' geweilt wohl bis zum Ueberdrusse
In den Palästen eurer Riesenstadt.
Was manchen Bruder fällte, ließ mich kalt:
Wohl folgten mir mit sinnlich heißen Blicken
Dort üppig schöne, gar zu kluge Frauen;
Doch ich vergaß sie nie, die eine Maid!
Thusnelda liebt' ich schon, die edle Jungfrau,
Die mir nun beisteht als mein treues Weib,
Die Sorgen mir versüßt, zum Kampf mich spornt
Und unsern Sohn mit Mutterliebe heget.

Was, Römer, ich von euch gelernt, verwerten
Will ich's im grimmen Kampfe gegen euch:
Ich werde siegen; ihr, die Herrn der Welt,
Sollt dem Cheruskerfürsten unterliegen!
Ihr sollt es spüren, was ein Volk vermag,
Das Heim und Herd und echte alte Sitte
Beschirmt, das baut auf guter Götter Hilfe,
Ein rein Gewissen, ungeschwächte Kraft!
Ihr sollet unsern freien Mannesmut
Und unsre scharfen Schwerter kennen lernen;
Ihr sollt vernichtet werden, Legionen,
Die teure Heimat fordert euer Blut!

Aber, wie ist es den Germanen ergangen, die das Römerreich überwanden? Längst schon waren viele ihrer Brüder mit den Römern, ihren Sitten, ihrem Heereswesen bekannt geworden; ja sie bildeten bald genug schon den Kern, die eigentliche Kraft des römischen Heeres. Das untergehende Reich wurde besonders durch Germanen geschützt: durch den Vandalen Stilicho, den Sueven Ricimer, durch Aëtius, der wenigstens seine Jugend unter Barbaren verlebt hatte. Als aber kein Gold, keine noch so feingesponnene Politik und keine althergebrachte Ehrfurcht vor Roms Größe mehr ausreichten, um die einbrechenden Völkerscharen zurückzudämmen, da ward die halbe Welt von Deutschen beherrscht; und doch blieb nichts von dieser Herrschaft übrig, als ein Volk, das den Germanen die Auffrischung seiner Lebenskraft verdankte, an Geist, Gesinnung, Sprache, ja großenteils auch in den Rassenmerkmalen romanisch war und ist. Die Verschmelzung trat ein, sobald die Sieger sich nicht mehr den Besiegten gegenüber streng, einer Kaste gleich, abschlossen: die Westgoten nahmen es noch ihrem Könige Athaulf sehr übel, daß er sich mit einer Römerin, der Prinzessin Placidia, vermählte; aber schon weil es diesen kriegerischen, umherziehenden Stämmen an Frauen fehlte, weil ihnen nach den Strapazen des Kampfes überall die Früchte einer alten Kultur, Genuß, Schätze, Verweichlichung winkten, weil, wie wohl gesagt worden ist, „selbst vornehme Römerinnen oft Germanen ihrer Liebe für würdig erachteten" (unserer Ansicht nach sollte man den Satz umdrehen), — aus allen diesen Gründen wurde eine strenge Abschließung bald unhaltbar, und schließlich fiel auch die letzte Schranke, das arianische Glaubensbekenntnis. Die jugendfrischen Reiche der Germanen gingen denn auch so rasch zu Grunde, wie nur Naturvölker vergehen können. Bald nach Theoderichs Tod konnte schon ein Belisar — in seiner Jugend der Genosse seines nunmehrigen Kaisers Justinian bei den üppigsten Schwelgereien, und wie dieser der Gemahl einer Dirne — die Ostgoten überwinden, deren Verzweiflungskampf dann zu Gunsten eines griechischen Söldnerheeres, mit dem Eunuchen Narses an der Spitze, entschieden wurde. Die Vandalen, die in

kurzer Zeit einen Siegeszug durch das halbe Europa gehalten hatten, deren König dem zagenden Steuermann, welcher ihn nach Afrika übersetzen sollte, zugerufen hatte: „Führe mich zu den Völkern, auf die Gott erzürnt ist!“ — dieses Volk, das vorher nur des Festlandes gewohnt, in kurzer Zeit den seekundigen Römern die Herrschaft über das Mittelmeer entriß, das Karthago so furchtbar an Rom rächte, — es ließ sich nach einem halben Menschenalter mit leichter Mühe von Belisar unterwerfen. Die Westgoten in Spanien unterlagen dem Anpralle der Araber, die Franken, Burgunder und Langobarden gingen in den ihrer Herrschaft unterworfenen Völkerschaften auf; und so versank das Deutschtum im Süden! — Wir können aber ähnliche Beispiele zu Dutzenden anführen: wie hat nicht der alte Cato, der stets den strengen Altrömer herauskehrte, gegen den Einfluß der Griechen geeifert, von denen Horaz singt, daß sie den rauhen Sieger durch ihre Bildung besiegt haben? Was ist aus den Altpersern geworden, nachdem sie die Meder und Babylonier unterworfen hatten? Wie sind die geistigen Führer des Volkes Israel voller Zorn gewesen über dessen stete Vermischung mit den unterworfenen Stämmen, die ihm zwar nicht sein nationales Gepräge, gewiß aber viel von seiner Kraft geraubt haben? Wie Ägypten von Wüstenvölkern, so wurde China öfters von Mongolen und Mandschuren, Indien von Mongolen, Afghanen und Persern überrannt, und doch blieb es darnach wesentlich beim alten. Es war vom vaterländischen Standpunkte aus ein großer Fehler Alexanders des Großen, daß er in seiner Eroberungslust weder Maß noch Ziel kannte und es unternahm, das noch lebensfähige Hellenentum mit dem totkranken Asiatentum zu verschmelzen; er pflanzte damit seinem Reiche selbst die Keime des Zerfalls ein, der denn auch sofort nach seinem Tode eintrat und im größten Teile der eroberten Länder bald keine Spur der macedonischen Herrschaft übrig ließ. Sein Vater Philipp war im Grunde ein viel weiserer Herrscher und besserer Staatsmann; hätte er seine Absicht durchgeführt, Griechenland, Kleinasien und allenfalls noch die östlichen Küstenländer zu erobern, so hätte daraus ein mächtiges, griechisches Reich von langer Lebensdauer, ein gefährlicher Nebenbuhler Roms sich ergeben können.

Auch die Berührung mit noch kräftig aufstrebenden Kulturvölkern gereicht den gesünderen Naturvölkern stets zum Verderben. — Als die Spanier die Canarischen Inseln entdeckten, fanden sie dieselben von den Wandschen bevölkert, einem Stamme, der noch in der Steinzeit lebte, d. h. den Gebrauch der Metalle nicht kannte, ja sogar keine Schiffe besaß, sodaß die einzelnen Inseln keinen Verkehr mit einander unterhielten. Die Schilderungen der Zeitgenossen erinnern an Tacitus’ Germania, ja sie lauten in mancher Hinsicht noch günstiger: trotz der örtlich getrennten Entwickelung der einzelnen Gemeinden glich sich doch das ganze Volk an

Aussehen, an Charakter; alle waren riesengroß, überaus kräftig und gewandt, von heller Hautfarbe, blond und blauäugig, dabei freimütig, stolz, tapfer, grundehrlich, sittenrein. Aber dieses Volk überlebte kaum die Besitznahme seiner Inseln durch die Spanier, und heute sucht man dort vergebens auch nur nach einem Wandschen: die Canarier sind in allem so spanisch, wie die Spanier. Und dem Indianer nützt es nichts, wenn er die Faust ballt und die falschen „Bleichgesichter“ verflucht; sein Stamm geht doch rettungslos unter, wie man denn schon heute vergebens nach den Urbildern von Coopers Helden sucht. Die Tahiter, wahre Riesen an Größe und Körperkraft, schmelzen von Jahr zu Jahr immer mehr zusammen, namentlich seit der Besitznahme ihrer Inseln durch die Franzosen, denen einst erst nach hartnäckigem Kampfe die Unterwerfung gelungen war; jetzt gilt, wie Admiral Werner sagt, die Regel, daß auf Tahiti die Männer Trunkenbolde und die Weiber Prostituierte sind. — Und so geht es schließlich allen Wilden, ob sie nun „bessere Menschen“ sind oder nicht. Man mag darin ein erfreuliches Zeichen von der Macht der Kultur sehen und etwa darauf hinweisen, was aus Nordamerika geworden ist, oder daß Australien, wo vor hundert Jahren nur eine Anzahl armseliger Stämme den ganzen Tag nach Nahrung umherspähten, heute Millionen von Europäern eine Heimstätte und Nahrung im Überfluß darbietet; als die letzte Tasmanierin verstarb, hat ihr Niemand eine Thräne nachgeweint. Aber wenn selbst die Eingeborenen Australiens keineswegs so niedrig stehen, wie frühere Berichte es wohl glauben machen wollten, so können wir anderen wilden und halbwilden Völkerschaften unsere Teilnahme nicht versagen, da sie uns an Gesundheit, an harmonischer Ausbildung der Sinne, der Kräfte und des Charakters übertreffen; freilich, was hilft ihnen unsere Teilnahme?

Wie den Wilden, so geht es aber auch den gesünderen Elementen innerhalb der Kulturvölker: die Kultur breitet sich immermehr aus; Gebirge, Meer, Wüste zieht sie immermehr in ihren Bereich. Das hat gewiß seine guten Seiten: die Prärien Nordamerika's können, mit Getreide bebaut, unverhältnißmäßig mehr Menschen ernähren, als zur Zeit, da Büffelherden auf ihnen grasten; das Meer ist aus einem Hindernisse, dem nur hie und da etliche Fischerstämme ihre Nahrung entnahmen, zum wichtigsten aller Verkehrswege und zu einer der ergiebigsten Nahrungsquellen für die Menschheit geworden. Im Gebirge hausen die heutigen Bewohner und hausten ihre Väter, seit nicht mehr religiöse Vorurteile oder allerlei Sonderinteressen den Wald und Wildstand schützen, höchst unvernünftig; fast alle Nahrungsquellen fielen einer planlosen Raubwirtschaft zum Opfer, und so wurden viele Thäler, ja ganze Gebirge zu Steinwüsten: so im Orient von Arabien bis Turkestan, in Nordafrika und noch viel näher bei uns, in den

Französischen Alpen. Die Einsicht und schon das bloße Zweckmäßigkeitsgefühl einer aufgeklärten Regierung stehen solch blinder Ausbeutung entgegen. Wenn nun, seit wir uns mit den Alpen befreundet haben, die äußere Lage ihrer Bewohner sich vielfach gebessert hat, wenn Fahrstraßen, Eisenbahnen und Gasthäuser darin gebaut, Wälder gepflanzt, Gewerbezweige zur Blüte gebracht oder neu eingeführt worden sind, so fehlt doch auch hier nicht die bedenkliche Kehrseite. Die Älpler werden zunächst dem Landbewohner der Ebene und dann dem Städter immermehr ähnlich, ja sie machen z. B. in der Schweiz vielfach schon Ansprüche, die der Fremde „unverschämt“ findet. Im Berner Oberlande sind die Sträußchen und dergl. feilbietenden — richtiger gesagt, bettelnden — Kinder schon so zur Landplage geworden, daß die Regierung sich mit dieser Frage beschäftigt hat, freilich ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Es handelt sich aber nicht nur um eine „Verziehung“ durch die Fremden, sondern es tritt, gleichzeitig mit den höheren Ansprüchen an das Dasein, eine Abnahme der körperlichen und seelischen Gesundheit ein, wie man sie in den von der Mode bevorzugten Gebirgsgegenden bereits an breiten Volksschichten beobachten kann: Bequemlichkeit, Verlaß auf fremde Hilfe und fremdes Geld, Bedientengeist, Halbbildung reißen immermehr ein; man findet das Leben in der Heimat zu hart, zu einförmig und anstrengend, man sucht sein „Glück“ in der Fremde, wie es schon früher die Bewohner verarmter Gebirgsgegenden thaten; andererseits rückt die Kultur mit ihren Gasthöfen „ersten Ranges“, ihren Bequemlichkeiten, ihren anspruchsvollen und reichen Söhnen dem Hochgebirge immer näher zu Leibe, wie denn gar schon an der Jungfraubahn gearbeitet wird.

Ein Landmann, der städtische Sitten annimmt, verliert dabei immer: unsere charakterlose Kleidung kann man uns nachsehen, — in vergröberter Form beim Bauern erscheint sie aber kaum erträglich; wie schön sind dagegen die alten Volkstrachten! Daß ein Gigerl oder eine gefallsüchtige Städterin, ihrem Wesen gemäß, geziert sprechen, nehmen wir ihnen nicht besonders übel, und vollends nicht einem großen Kopfe, wenn er im Streben nach Originalität hie und da auf Abgeschmacktheiten gerät; ein Bauer aber, der sich ziert, ein gewähltes Hochdeutsch sprechen will und von Bildung redet, dem kehren wir den Rücken zu; — wie schön sind dagegen die oberbairischen Sinnsprüche, Schnadahüpfel und kernigen Volkslieder! Wer an unseren geistlosen Tänzen überhaupt Gefallen findet, der wird einen Walzer am schneidigsten etwa . . . von der Wiener Halbwelt tanzen sehen; von Gebirgssöhnen getanzt, erscheinen diese Wirbel und Kratzer so plump und albern, daß man höchstens darüber lachen kann; — wie schön und sinnig sind dagegen echte Volkstänze!

Seltsam genug nennen wir heute den städtischen Lohnarbeiter allein

schlechtweg „Arbeiter", obwohl es Arbeiter in allen Ständen giebt, ja auch innerhalb der höheren Klassen viele, die für das Gesamtwohl unverhältnißmäßig größere Leistungen hervorbringen; und leistet nicht innerhalb der unteren Stände der Bauer bei weitem die unentbehrlichste Arbeit? Haben wir das „Volk" wirklich in den ärmeren Klassen der Städte zu suchen? Unverdaute, der ererbten Natur widersprechende, rein äußerliche Halbkultur ist weit schlimmer, als Unkultur: Landleute, die weder schreiben noch lesen können, sind dabei oft vernünftig, liebenswürdig, schlagfertig, witzig; so mancher Arbeiter hingegen, der trotz Rohheit und Unbeholfenheit auf sein bischen Schulbildung pocht, allerlei unverstandenes Zeug seinen Führern nachschwätzt und allein die übrigen Stände für seine unbefriedigende Lage verantwortlich macht, ist nicht der normale Vertreter, sondern ein trauriges Zerrbild des Volks:

Wo ist das Volk?
Wo noch der Väter gute alte Sitte
In reinen, biedern Herzen immer lebt,
Wo Einfalt sich mit Selbstbewußtsein paaret,
Wo alter Glaube noch die Trauer hebt:
Da ist das Volk!

Wo ist das Volk?
Wo starke Bursche feste Dirnen freien
In treuer Liebe und in frischem Mut,
Und sich im Leben, eins dem andern helfen,
Bis spät der Tod sie auseinander thut:
Da ist das Volk!

Wo ist das Volk?
Wo man noch Freude hört und helles Jauchzen,
Wo dem Gemüt entsprudelt frischer Sang,
Im Schmucke bunter Trachten stolze Paare
Den Reigen sinnig führen, gern und lang:
Da ist das Volk!

Wo ist das Volk?
Wo rohe Tröpfe aller Ordnung Bande
Zersprengen, wo sich jeder dumme Wicht
Mit Bildung, Gleichheit und mit Fortschritt brüstet
— Den edlen Namen Volk entweihe nicht:
Da ist der Mob!

Aber das Volk nimmt ab und der Mob nimmt zu, wie ja freilich auch die Kultur überhand nimmt, wie ja unsere Städte reißend anwachsen — und sich ihrer Zunahme ausnahmslos rühmen! Auch der Einzelne erfüllt das Gesetz von der Überlegenheit der Kultur über die Natur: so ein kräftiger Mann vom Lande läßt sich in der Stadt nieder, kommt durch tüchtige Arbeit ordentlich vorwärts, heiratet eine Städterin — und die Kinder

werden echte Städter. In Berlin, wo sich so viele Gardesoldaten nach Vollendung ihrer Dienstzeit niederlassen und verheiraten, sind die Kinder im Durchschnitt nicht eben kräftiger und gesünder, als in anderen Großstädten.

Also, allem Anscheine nach streben wir dem Triumphe der Kultur, damit aber leider auch der Krankheit, der Unzufriedenheit, der Disharmonie entgegen: Unnatur wird die Natur besiegen! Ob das einen Fortschritt bedeutet, ist mindestens recht zweifelhaft; zumal alle unsere Bemühungen, uns Städter andererseits wieder mehr in Fühlung mit der Natur zu bringen, bisher den Lauf der Dinge herzlich wenig beeinflußt haben.

Es fehlt ja heute in der That nicht an Männern, welche in der Rückkehr zur Natur das Heil der Menschheit erblicken. Tolstoy, Guttzeit und viele andere — von „Heinrich Scham“ nicht zu reden — bezwecken im Grunde unsere Befreiung von der Kultur zu Gunsten der Natur und des „wahren Christentums“. Aber diese Naturprediger richten nichts aus; es ist gar nicht daran zu denken, daß die Völker Europas freiwillig auf die Kultur Verzicht leisten könnten, — und wer sollte sie dazu zwingen? Wir haben vielleicht selbst den Widerspruch zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir von Natur sein sollten, bitterer empfunden, als die meisten Menschen; wir haben die Natur gesucht, beschaut, studiert, wir lieben und bewundern sie, und es könnte uns somit der Vorsatz nicht so fern liegen, in ihr ganz natürlich zu leben. Ja, aber nur wenn alle Stricke reißen, wenn wir zu nichts höherem mehr fähig sind! Gerade heute hat ein „Naturkind“ nichts zu bedeuten, es erreicht nichts und sieht keine vernünftige Aufgabe vor sich: es macht sich schließlich nur mehr oder weniger lächerlich. Wenn wir jetzt, trotzdem wir ihr doppeltes Unvermögen, die Menschheit zu beglücken und zur vollen Wahrheit zu gelangen, deutlich einsehen, doch der Wissenschaft mit ungeschwächtem Interesse folgen und uns jedes ihrer neuen Ergebnisse freuen: wie bitter würden wir es da wohl empfinden, wäre sie uns ganz verschlossen geblieben? Und ohne Wissen, ohne Verständnis sieht und liebt man die Natur nur halb!

Mögen wir theoretisch noch so sehr die Überlegenheit der gesunden, zufriedenen, wahrhaft menschlichen Naturvölker über uns Kulturvölker anerkennen, so ist doch für die Träger und Kenner der Kultur ein Abschütteln derselben eine praktisch zu schwere Aufgabe: dazu verdanken wir der Kultur zu viel, wir hängen zu sehr von ihr ab — und zudem, wer sagt uns, daß wir wie die Naturvölker werden, wenn wir wie sie zu leben beginnen? Dem widerspricht die Thatsache, daß der Kulturmensch trotz Sport und Körperpflege nicht gesund wird, und daß es von jeher genug schwächliche, armselige Naturvölker gab. — Also, aller Voraussicht nach werden wir kranke Kulturvölker bleiben, bis zum Unter-

gange; die Kultur wird immer weitere Kreise ziehen, Landvolk und Naturvölker werden ihr immer mehr zum Opfer fallen; und untergehen werden wir, denn nur gesunde Elemente halten sich lange; die alten Kulturvölker sind untergegangen, und nichts berechtigt uns zu der Hoffnung, daß es uns anders ergehen wird!

* * *

Die Naturvölker wären die denkbar besten Menschen, — wenn ihnen nicht eben die Gesittung fehlte! In der That scheint diese bei ihnen gewissermaßen als Frucht aus längerer, naturgemäßer Entwickelung sich zu ergeben, als müßte jedes Naturvolk unter günstigen Bedingungen nach längerer Zeit eine Kultur aus seinem Schoße hervorbringen. Die Weltgeschichte zeigt uns allerdings nirgends ein wirkliches Entstehen, sondern nur Übertragung und Umbildung der Gesittung; das hängt aber eben damit zusammen, daß die Geschichte, wie jede Wissenschaft, erst durch letztere erzeugt worden ist. Überall, wo ein Volk durch die natürlichen Bedingungen seines Heimatlandes zu Anstrengung, gegenseitiger Aushilfe, Zusammenschluß, also zur Entfaltung der schlummernden Geisteskräfte gezwungen wurde, da entstand ganz unabhängig eine Kultur, mochten auch deren erste Träger ihren späteren Schülern an Fortbildungsfähigkeit weit nachstehen. Die Stromufer Ägyptens, Mesopotamiens, Nordindiens und Chinas waren uralte Sitze des Ackerbaus und der Gesittung, ohne daß von den an Rasse so verschiedenen Völkern, die da wohnten, eines der Lehrmeister des anderen gewesen wäre. Mit Ausnahme der Chinesen, die doch immerhin keine ihrer Zahl oder der Ausdehnung ihres Reiches irgend würdige Rolle mehr spielen, und der längst in Knechtschaft versunkenen Inder, besteht keines der alten Kulturvölker mehr. Aber sie alle fanden doch seinerzeit gelehrige Nachahmer, ihre Arbeit ging nicht ganz verloren; und im Altertume konnte es noch scheinen, als sei auf der zu unbekannten weiten ausgedehnten Erde ein unerschöpflicher Vorrat von Menschen da, um nacheinander die aufreibende Rolle des Kulturträgers zu übernehmen und weiter auszubilden; und wer weiß, was da vielleicht noch herauskommen konnte! Heute steht die Frage nun wesentlich anders. Es gehört kein besonderer Scharfsinn dazu, um zu erkennen, daß die heutigen Kulturnationen, abgesehen von etlichen Verschiebungen der Machtverhältnisse und Interessensphären, sich noch mindestens so lange halten können, als der verfügbare Rückstand an kräftigeren Stämmen ausreicht. Und was dann? Es kommt bei Völkern nicht auf die Masse an, sondern auf die innere Kraft: die Chinesen sind das zahlreichste Volk der Erde und lassen sich doch durch ein paar Kriegsschiffe in Respekt halten. Mag sein, daß zunächst die Russen, dann etwa noch einige

Naturvölker — Araber, Mongolen, Neger — obenauf schwimmen werden... Der eine hält den Niedergang länger aus, als der andere; aber schließlich geht es unwiderbringlich zu Ende. Und dann? Sollen neue Geistesträger aus den Affen oder den Haustieren sich herausbilden, oder soll die vielleicht auf Äonen noch für Menschen bewohnbare Erde unnütz im Weltraume kreisen...?

„Ja, aber was thun? Glücklicherweise sind wir ja so weit noch lange nicht. Kommt Zeit, kommt Rat! Mögen unsere Enkel nur ihre Pflicht thun." — Schön! aber sollen nicht vor allem wir unsere Pflicht thun, und wo ist sie? Ziemt es uns nicht, die Wahrheit zu suchen und „Halt!" zu rufen, wo der falsche Weg eingeschlagen ist? — „Pah, wenn auch die Rasse zurückgeht und die Triebe verrohen, so kann man doch nicht von Rückschritt reden, wo die Gesamtheit rasch und beständig fortschreitet, wie bei uns. Schwarzseher und Phantasten...!" — So dürfte uns jeder nennen, wenn wir keine Ursache für den Rückgang der Rasse und daher auch kein Mittel, um dem Übel in seiner Wurzel beizukommen, anzugeben wüßten. Dann wäre aber auch das, was wir schreiben, sinnlos oder geradezu verbrecherisch, denn es könnte vor manchem in naiver Gedankenlosigkeit sein bischen Leben genießenden, vor manchem auf die Zukunft hoffenden, fortschrittsfreudigen Menschen einen Abgrund der Verzweiflung aufthun. Kassandra-Naturen hat es überall gegeben, wo ein Niedergang auch nur begann, aber glücklicherweise waren sie stets in der Minderzahl; und der Spott, den sie sich zuzogen, trug bei der blind in die Zukunft schauenden Mehrzahl eher zur Erhöhung der sorglosen Stimmung bei. Und wenn die Schwarzseher auch früher oder später stets recht behielten, so verdienten sie doch zu ihren Lebzeiten in der That nicht mehr, als Spott. Denken wir z. B. an Kassandra: sie lebt in einer Stadt, deren Untergang die mächtigsten Götter beschlossen haben, — ein Beschluß, der sich innerlich durch den der Frevelthat des Paris gewährten Schutz rechtfertigt. Was können nun die Trojaner dem Schicksale gegenüber thun? Laokoon warnt sie, und fast sogleich wird er samt seinen Söhnen von Schlangen erstickt; mußte das nicht von jenen als Fingerzeig empfunden werden, daß das verräterische Holzpferd in der That göttlich und unantastbar sei? Konnten da die Trojaner trotz Kassandra etwas besseres thun, als der Zukunft vertrauen, auf Sieg hoffen und die Feinde verspotten?

Schlimm ist die Zeit, weit schlimmer noch die Zukunft;
Sie klar zu schauen, ist die schlimmste Qual!
Was nützt es mir, zu denken und zu wissen,
— Bleibt mir doch keine Hoffnung, keine Wahl.

Die Thoren rings um mich, sie tanzen weiter;
Was unerbittlich naht, das seh'n sie nicht:

Zu predigen nur immer tauben Ohren
Ist meine ewig undankbare Pflicht!

Wohl möcht' als Held und Retter ich erstehen
Und schlagen mit dem Feuerschwerte drein;
Doch kraftlos und gebunden steh' entgegen
Dem bösen Riesen Schicksal ich allein!

Wer nur eben bloß erkennt, daß wir Kulturvölker dem Untergange entgegengehen, der hat nichts besseres und weiseres zu thun, als zu schweigen; wenn er aber reden will, so kann er doch wohl nur sich und seinesgleichen auffordern, so zu leben, als erstrebe man den Selbstmord der Menschheit; dadurch kann wenigstens Platz für Konkurrenten geschafft und dem Einzelnen ein größerer Spielraum zur Entwickelung gegeben werden. Also, das Kloster müßte unser Ideal sein!

III.

„Aber," so höre ich fragen, „haben wir denn nur jämmerliche irdische Interessen, sind wir und unser Leben nicht zu höherem da, haben wir es nicht einem höheren Willen unterzuordnen? Natur und Kultur beherrschen unser irdisches Dasein, unsere materielle Seite; wozu aber ist die Religion da?" — Wir wollen suchen, auch hier uns rein sachlich zu verhalten; wozu wir leben, wollten wir ergründen, da heißt es also hier für uns: ist Religion nützlich oder notwendig, und wenn sie es ist, rechtfertigt sie unser heutiges Leben?

Alle Naturvölker sind religiös, alle Kulturvölker waren es zur Zeit ihres ersten Aufstrebens, da sie zugleich noch ehrenhaft, sittenrein und tapfer waren. Nun ist zwar gerade bei solchen Völkern der Gemeinsinn besonders stark entwickelt; der Einzelne fühlt sich als Glied einer großen Familie, für die er eintreten, ja, wenn es gilt, sich aufopfern muß; noch stärker ist innerhalb gesunder Stämme der Zusammenhalt der Sippe, die Liebe und Treue gegenüber Eltern, Gatten und Kindern. Dennoch fühlt sich der Einzelne niemals bloß als Glied einer Kette oder als Herdentier: gerade der gesunde Mensch hat auch ein deutliches individuelles Bewußtsein und starke persönliche Triebe. Nun kommen und gehen die Menschen, der Einzelne altert und stirbt; bestenfalls lebt er in seinen Kindern fort, auf die er aber nichts persönliches übertragen kann: man darf getrost sagen, daß Werke von einiger Dauer, ja Worte, die nicht ungehört blieben, die verschwundene Persönlichkeit weit länger und besser ausdrücken als ihre Nachkommen. Die Zeit heilt zwar vieles, und die Solidarität zwischen Verwandten erstreckt sich nur

auf ein paar Generationen: wer beweinte wohl den Tod seines Urgroßvaters, — wie wenige wissen überhaupt, wer ihr Urgroßvater war? — Aber der Tod der ihm nächststehenden Personen läßt doch einen tiefen Riß in der Seele des Einzelnen zurück, bis er ihn schließlich gar selbst dahinrafft. Da bleibt es eben dabei, ein Mißton, ein Abgrund, eine große Unbekannte steht am Ende jedes Erdenlebens. So hat Vetter Recht, wenn er sagt: „Es giebt nur eine Lebenskunst, sterben zu können."

Wohl sehen einander die Angehörigen gesunder Stämme in allen Eigenschaften viel ähnlicher, als wir; wohl mögen Ehegatten dort ein viel höheres Alter erreichen und lebensmüde von ihren längst auf die Trennung vorbereiteten Kindern bestattet werden; aber, was heißt lebensmüde, und dann, kann ein rechter Mensch das Bewußtsein völligen Erlöschens der Persönlichkeit derer, die er lieb hat, oder vollends seiner selbst ruhig hinnehmen? Wäre der Tod der natürliche Abschluß unserer Persönlichkeit, so müßten wir ihn womöglich angenehmer oder doch nicht unangenehmer empfinden, als sonst natürliche Vorgänge; ebenso müßten wir bis zum Alter in allem wachsen oder aber müßte uns jede Altersstufe gleich gelten und in vollendetem Stumpfsinn müßten wir dahinleben. — Hingegen, wie selten behält ein Greis bis zuletzt den Gebrauch aller seiner Kräfte, wie selten bleibt er frei von allerlei Gebrechen; und wenn auch, so ist doch das Alter ein Gebrechen, ja geradezu die erste und einzige Krankheit des Gesunden. J. Grimm hat gesagt: „Das Alter selbst ist keine Krankheit, sondern eine Entwickelung." Das ist ein geistreicher Selbsttrost, jedoch: „Jeder möchte gern alt werden, aber alt will keiner sein" (Riehl); und, wie der erste Bergsteiger, Petrarca, sagt, „es ist noch nie etwas Körperliches im Niedersteigen in die Höhe gekommen." Es geht eben mit dem Menschen im Alter bergab und nicht mehr aufwärts; er mag sich — wenn er einmal die ersten Anzeichen überwunden hat, was keinem ganz leicht fällt — mit dem Alter aussöhnen, ja sich noch jahrelang der Vorzüge freuen, die dem Greise nach vollbrachter Mannesarbeit zukommen, als da sind ein ruhiges, beschauliches Leben, die Verehrung von Seiten der Jugend, die Achtung, die man dem erfahrenen Rate und dem erreichten Ziele zollt; er mag sich freuen am Gedeihen von Kind und Kindeskind, am Reifen manchen Werkes, dessen Miturheber oder Mitarbeiter er war. Wer aber im Alter seinen Zustand klar überschaut, der muß doch merken, daß er den Höhepunkt seines irdischen Daseins längst überschritten hat: wie vor dem Schlafe die Müdigkeit, so tritt am Abend des Lebens die als „Lebensmüdigkeit" bezeichnete Erschlaffung ein. Nicht mehr willig oder fähig zu großen Unternehmen, matt von langer Arbeit, erfahren und satt, soweit er es werden konnte, hat der Greis wohl manchen von denen, die einst

mit ihm arbeiteten, strebten und litten, schon zu Grabe tragen sehen; die übrigen sind hochbetagt und müde wie er selbst . . . Da wird er dann wohl das unwiderbringliche Ende nicht scheuen, er kann es vielleicht sogar herbeiwünschen, wie es uns von manchen Patriarchen des Alten Testaments geradezu gesagt wird. Diese Art Lebensmüdigkeit hat nichts unnatürliches, sie ist vielmehr normaler und erstrebenswerter, als jugendliche Neigungen und Anstrengungen im Greisenalter.

Unserer Vorstellung nach kann ein unbegrenztes Weiterleben auf dieser Erde zwar, weil unnatürlich und unserer Persönlichkeit nicht entsprechend, füglich von keinem Vernünftigen erstrebt werden; eine schlimme Strafe wäre es aber an sich auch nicht, sondern erst, wenn beständiges Altern, wenn Abnahme der Kräfte oder vollends chronische Leiden und Abstumpfung der Sinne damit verbunden wären; ewige Blindheit oder Lahmheit müßte wohl schlimmer sein, als alle Höllenqualen Dantes — ebenso wohl das Los des Tithonos, welchem die Götter Unsterblichkeit, doch nicht ewige Jugend verliehen, und der schließlich zu einem Heuschreck zusammenschrumpfte! Wer aber, wir wollen nicht sagen in steter Jugendkraft, sondern nur als rüstiger Greis noch durch lange Zeitläufte leben könnte, der würde sich zwar bald recht einsam fühlen, wir sehen aber nicht ein, inwiefern sein Zustand unerträglich wäre. Der Natur könnten wir wenigstens wohl nie überdrüssig werden; und was alles könnten wir erfahren und erforschen, zu dessen bloßem Anschauen unser Leben kaum genügt; wie vieles würde unter unseren Händen reifen, was wir heute kaum begründen können, wie viele Ahnungen würden erfüllt, wie viele Zweifel und Fehler beseitigt; und welch' reichen Einblick könnten wir in die Geschichte der Menschheit gewinnen, welchen Einfluß auf lange Zeit in ihrer Mitte bewahren! — Nun, unser Leben ist wohl nicht länger, als es eben sein kann und soll; aber, so lang und harmonisch es auch bei gesunden Menschen sein mag, so weist uns doch die Thatsache, daß wir mit persönlichem Bewußtsein begabt dahinleben, unwiderbringlich darauf hin, daß wir uns weder mit der bloßen Fortdauer unserer Körpermasse in Gestalt von Staubatomen noch mit unserem Fortleben in Kind und Kindeskind begnügen können; wir empfinden den allmählichen Verbrauch unserer Kräfte nicht angenehm; der Tod, den wir ja schon sehr frühe voraussehen lernen, winkt nur dem Verkommenen und Untergehenden oder dem auf der tiefsten Schwelle des Könnens angelangten Greise als Erlöser. Entweder ist uns das Bewußtsein, dem wir doch unsere Ausnahmestellung auf Erden allein verdanken, von Natur nicht einmal als ein sehr zweifelhaftes Gut, sondern entschieden uns zur Qual gegeben, daher wir also die Wahnsinnigen zu beneiden hätten; oder fordert es eine Erhaltung des in uns wohnenden Persönlichkeitsgefühls!

Ist nun der Tod an sich nicht eine Strafe für den Menschen, ist er nicht sogar unnatürlich? Vetter führt aus, es sei schlechterdings nicht begreiflich, warum zunächst der Mensch wachse, dann altere, zusammenschrumpfe und sterbe, während doch sein Körper durch den Stoffwechsel sich beständig erneuere. Zunächst ist dies nur in beschränktem Maße der Fall, wie denn jeder seine äußerlichen Merkmale, auch seine Fehler und Schwächen lebenslang zu behalten pflegt: wir werden späterhin uns fragen, was unser irdisches Leben regiert und dafür maßgebend ist, worauf demnach solche Thatsachen beruhen. Hier genüge der Hinweis darauf, daß die Begriffe Welt, Natur, Wesen, Mensch, wie wir sie mit unserem Verstande aufzufassen vermögen, schlechterdings nicht ohne die Merkmale des Wechselnden, Veränderlichen denkbar sind; „Leben“ können wir mit unserem an einen kurz lebenden Körper gebundenen Verstande überhaupt nicht ohne Anfang und Ende, Kindheit und Alter, Geburt und Tod uns vorstellen; wir können verständigerweise nicht umhin, im Tode, wie in allen uns „feindlichen“ Äußerungen der Naturkräfte eine Wirkung natürlicher Gesetze zu sehen. Wäre der natürliche Tod erst durch den Menschen in diese Welt gekommen, so wären ja alle jene unzähligen Geschlechter von Pflanzen und Tieren, deren Überreste in den Versteinerungen aus viel älteren Erdperioden erhalten sind, nicht gestorben: in der That müssen sie aber oft sogar in furchtbaren Kämpfen miteinander oder gegen entfesselte Naturgewalten zu Grunde gegangen sein. Hatte denn die Sünde des ersten Menschen eine so weit zurückwirkende Kraft? Und wenn ganze Weltenkörper von unvorstellbarer Größe zerplatzt und zerstoben sind, wenn nichts uns ferner zu der Annahme berechtigt, daß das unendliche Weltall nicht auch unendlich viel Leben beherbergt, so können wir kühnlich behaupten: die für uns wahrnehmbare Welt ist dem Gesetze beständigen Wechsels unterworfen; was wir wahrnehmen können, ist endlich, und kein Leben auf diesen Weltkörpern kann ohne Geburt und Tod bestehen! Soll auch hier uns Menschen eine Schuld treffen, oder gleichzeitig alle vernunftbegabten Wesen anderer Erden . . .? Und wenn dem so ist, nach den in uns thätigen Gesetzen, als Menschen haben wir hier zu leben — und zu sterben! Mag sein, daß wir durch Schuld in diese Welt des Veränderlichen, des Todes gekommen sind; aber können wir nunmehr irgend dem Ziele unseres irdischen Daseins genügen, ohne uns seinen Gesetzen zu unterwerfen?

Ist uns aber das, was wir hier Leben nennen, nicht ohne Tod denkbar, so fordert dafür unsere Vernunft für später eine höhere, zeitlich ungebundene Form des Daseins. Der Gesunde wie der Kranke trägt in sich die Sehnsucht nach Befriedigung, nach dem Schönen, Edlen und Wahren, — das alles aber gewährt ihm der Tod nicht, er ver-

nichtet es vielmehr, soweit es hier auf Erden vorhanden war. Ein mit dem Tode wirklich abschließendes Leben ist somit unter allen Umständen verlorene Mühe, die auch durch die Annahme nicht zu rechtfertigen ist, daß eben die Menschheit einem großen Endziele entgegenstrebe, zu dessen Erfüllung jeder Lebende sein Scherflein beizutragen habe: soll unsere Entwickelung ein Ende nehmen, so kann es uns herzlich gleichgiltig sein, ob jetzt der rechte Augenblick ist oder erst später, wenn ein großartiger Schlußeffekt erzielt wurde. So wären also für eine religionslose Menschheit nur zwei Endbestrebungen denkbar: entweder die Beseitigung des Todes, d. i. das selbständige Hervorgehen des Unendlichen aus dem Endlichen, also eine direkte Unmöglichkeit; oder aber die Beseitigung der inneren Unzufriedenheit des Menschen mit der Vergänglichkeit alles Irdischen: ein ebenso unerreichbares Ziel, dabei infolge der dabei notwendig zu erstrebenden Ertötung unseres Bewußtseins ein entschiedener Rückschritt; selbst das Tier leidet ja und fürchtet sich instinktiv vor dem Untergange, erst bei der Pflanze dürfen wir vielleicht völlige Gleichgiltigkeit gegen Schmerz und Tod voraussetzen. Also, selbst wenn die Menschheit gesund wäre und jeder Einzelne lange ein friedliches, harmonisches Dasein genösse, so wäre die Hoffnung auf die Ewigkeit nicht entbehrlich; oder soll die Gesamtheit sich damit zufrieden geben, daß jeder Einzelne durch ein langes, sagen wir mehrhundertjähriges Dasein zur Kenntnis der Nichtigkeit alles Irdischen, ja überhaupt alles Endlichen gelangt? Zudem haften einerseits auch dem normalsten Menschen seiner nur für ein endliches Dasein bestimmten körperlichen Ausrüstung halber unüberwindliche Fehler und Schwächen an, zu denen auch die Unfähigkeit gehört, ohne Widerstreit der Gefühle, also Kampf, sowie ohne Anstrengung und Abwechslung auszukommen; und es werden Unglücksfälle und betrübende Ereignisse kaum je ganz aus der Welt verschwinden. — Kurz, es ist uns Menschen nicht gegeben, den Tod als befriedigenden Abschluß unseres persönlichen Daseins zu betrachten; und daraus folgt für uns die Notwendigkeit, entweder auch das schönste Erdenleben als zwecklos anzusehen, oder aber nach seinem Abschluß eine höhere Form des Lebens zu verlangen!

* * *

Ohne den Glauben an die „Unsterblichkeit der Seele“ ist somit ein harmonisches Zusammenleben zahlreicher Menschen entschieden nicht denkbar, und jener gehört sicherlich mit zur Charakteristik der gesunden Naturvölker: es waren diese nicht nur durch die seinerzeit erwähnten menschlichen Tugenden, sondern stets auch durch Frömmigkeit ausgezeichnet, mögen auch ihre religiösen Vorstellungen noch so sehr von einander abgewichen

und noch so unvollkommen gewesen sein. Da die Religion im Beginne der Kultur nicht etwa an Bedeutung abnahm, sondern sich zunächst noch läuterte und vertiefte, da ihr allgemeiner Zerfall stets erst dann begann, wenn ein Volk den Höhepunkt seiner inneren Kraft überschritten hatte, so können wir füglich sagen: gesunde, aufstrebende, natürlich lebende Volksstämme haben stets an das Walten der Gottheit, an die Unsterblichkeit der Menschenseele und an den endlichen Sieg des Guten geglaubt. Es hat sogar noch kein Volk, kein Ganzes der Religion entbehren können; und als ein Bruchteil der französischen Nation die Religion abschaffen wollte, da hat er nicht umhin gekonnt, eine neue Gottheit, nämlich die „menschliche Vernunft", an Stelle der alten zu setzen, sie anzubeten und zu feiern. So hat auch Riehl Recht, wenn er sagt: „Jeder Denker wird zu den „ewigen Fragen" getrieben, nicht trotzdem er denkt, sondern weil er denkt."

Es wird daher der gesunde Mensch instinktiv sein Lebensziel vornehmlich darin erblicken, den höheren Mächten, an deren Walten er glaubt, möglichst nahe zu treten und sein Leben möglichst so einzurichten, als habe es zum schließlichen Siege des Guten mit beizutragen: so wird sein Wirken für den Fortschritt einen Sinn haben. Ist also hoffender Glaube ein schlechterdings unentbehrliches Trostmittel auch für die gesunde, doch dem Tode ins Angesicht schauende Persönlichkeit, entspricht er somit entschieden einem in uns wohnenden Bedürfnisse, so schließt dies zwar seine innere Rechtfertigung in sich und giebt auch einen nicht zu unterschätzenden Maßstab für die Beurteilung der Frage, ob der Glaube auf Wahrheit beruhe und daher mit Recht seinen Platz in der Gedankenwelt behaupte; über den Ursprung und den relativen Wert der verschiedenen Religionen ist hingegen damit noch nichts gesagt.

Das Dasein Gottes und einer geistigen, ewigen Welt läßt sich bekanntlich nicht beweisen; denn wir können eben mit unseren veränderlichen und vergänglichen Organen naturgemäß nur veränderliches und vergängliches entgegennehmen, also auch mit dem unsere Sinne überwachenden und regelnden Verstande nur veränderliches und vergängliches „beweisen". Damit ist jedoch über die Möglichkeit des Daseins für uns nicht erkennbarer Welten und Kräfte absolut nichts gesagt, und es ist nicht „aufgeklärt", sondern höchst unwissenschaftlich und absurd, schlechtweg dessen Unmöglichkeit zu behaupten, die sich natürlich ebensowenig beweisen läßt. Angesichts solchens Gebahrens kann man nur an das Wort erinnern: „Der Spott fängt an, wo das Verständnis aufhört"; oder, wie Goethe sagt:

„Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht versteh'n."

Woher kommt es denn aber, daß in unserem Bewußtsein die Begriffe Gott, Ewigkeit, Unendlichkeit, Allmacht, Allgegenwart, Allwissen einen Platz finden, von denen unser Verstand sich doch schlechterdings keine irgend gleichwertige Vorstellung machen kann? Sollten das etwa bloß anerzogene Märchen sein, einst von herrschsüchtigen Priestern erfunden? Dann müßten diese Priester nicht nur im Lügen größer gewesen sein, als irgend ein Mensch je in irgend etwas groß war; sie müßten auch geistige Titanen und Erfinder gewesen sein, deren Schuhriemen aufzulösen alle unsere modernen Geistesgrößen zusammen nicht wert wären, obwohl wir uns des „geistigen Fortschrittes“ rühmen! Man wird vielleicht einwenden, daß die Unendlichkeit der Zeit und des Raumes, auf welche etwa die Astronomie hinweist, uns in der That eine relative Vorstellung solcher unbegreiflichen Dinge aufdrängt; jedoch, die zählende Astronomie ist eine recht junge Wissenschaft — weit, weit jünger, als jene Begriffe! Ist es da etwa zu kühn, hat es nicht vielmehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, wenn wir, dem Gesetze gemäß, daß gleiches stets nur aus gleichem hervorgeht, schließen, daß in uns eine wenn auch sehr unvollkommene Wahrnehmungsfähigkeit für Dinge, die unserem Verstande zu hoch sind, für die Gottheit, besteht; und daß somit eine ewige Welt, unendlich großartiger noch, als die für unsere Vorstellung bereits unheimlich große Welt des Sichtbaren, in unserer Seele doch noch auf verwandtes Empfinden zu treffen vermag? Das wäre wirklich eine Seite unserers Wesens, auf die wir sonst so kleinen Menschen stolz sein dürften, die uns unermeßlich hoch über Tier und Pflanze erhöbe! — Wo das Wissen aufhört, da beginnt das Reich des Glaubens. Mit mehr oder weniger wissenschaftlichen Hypothesen können wir vordringen bis zu den sieben Welträtseln: dann aber gilt es, zu wählen zwischen einem ewigen, wunderbar großen, lebendigen, herrlichen, allweisen, allmächtigen und allgütigen Gott, — und einem aus sich heraus totgeborenen, in alle Ewigkeit stockblinden, taubstummen, wesenlosen, ohnmächtigen und impotenten Ur- und Endnarren, genannt Weltäther!

Die Versuche, vermöge unserer wissenschaftlichen Erkenntnis das Welträtsel zu lösen, führen also schließlich zum Unsinn; wenn nun der Atheist auf Grund der Ergebnisse, welche auf diesem falschen Wege erzielt wurden, die Religion verspottet, so mögen wir uns ihm gegenüber an eine alte Fabel erinnern:

Ein Fuchs sah einst schöne Trauben,
Doch hingen sie ihm zu hoch:
Er konnte sie nicht rauben,
Ihr Duft bestrickt' ihn doch!
Als er so lange geschnüffelt,

Des Spieles müde er war
Und sprach: „die sind ja vermüffelt,
Die nähm' ich geschenkt um kein Haar!"

Falls uns eine Sehnsucht nach dem Überirdischen, ein innerlicher Sinn für die Gottheit eingepflanzt ist, wie können wir denn dieser näher treten? Wenn sie uns nicht entgegenkommt, ist das nicht trostlos für uns und grausam von ihr? — Jede Religion weist ihre Anhänger hin auf eine höhere, stärkere Macht; jede betont auch die Unfertigkeit des Menschen, seine Unfähigkeit, sich selbst zu helfen, sowie den Unwert dieses Erdenlebens. Jede Religion macht darauf Anspruch, eine Verbindung zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, zwischen Mensch und Gott darzustellen; es kommt nur darauf an, ob sie wirklich ihrem Zwecke entspricht und wirklich als Ausfluß und Offenbarung Gottes gelten kann: denn bietet uns Gott nicht die Hand, so können wir sie nie erfassen. Ist nun etwa das Christentum echt, und ist es die vollkommenste Religion?

Erstere Frage werden wir bejahen oder verneinen müssen, je nachdem uns die Person des Begründers, seine Lehren und Werke echt erscheinen oder nicht. Christus war entschieden ein außerordentlicher Mensch: inmitten eines niedergehenden Volkes und einer verknöcherten Religion stand er auf, eine gesunde und harmonische Persönlichkeit, wie geschaffen für seinen religiösen Beruf; nichts unedles, unpassendes, unfolgerichtiges wird uns von ihm berichtet, und wer außer ihm hätte je ungestraft die Frage an seine Feinde richten können: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?" Wer seine Wunderthätigkeit leugnen wollte, der müßte zugleich seine Geschichtlichkeit in Frage stellen: hier giebt es auch nicht ein widersprechendes Zeugnis; wir werden übrigens späterhin auf den Wunderglauben noch zurückkommen. In Bezug auf Lebenswandel, sittliche Kraft der Persönlichkeit und religiöse Begabung kann sicher kein anderer Religionsbegründer auch nur von ferne mit Christus verglichen werden; es kommt uns ja aber hier vor allem auf den Wert seiner Lehre an. Diese hat er nur mündlich und vorbildlich einem ziemlich beschränkten Kreise mitgeteilt; immerhin wurden die im Wesentlichen übereinstimmenden Evangelien sicher von verständnisvollen, des Ernstes ihrer Aufgabe bewußten und sehr gedächtnistreuen Männern verfaßt. Über die Bibel als Ganzes oder die Gleichwertigkeit aller ihrer Teile mag man ja verschiedener Ansicht sein: soviel ist gewiß, daß es ungerecht ist, von ihr mehr zu verlangen, als das, was sie sein will und soll, nämlich eine das Verhältnis des Menschen zu Gott beleuchtende Schrift; von ihr Genauigkeit in geschichtlichen oder naturgeschichtlichen Darstellungen zu fordern, ist ungerecht, und träfen auch alle diese ihre mindestens lücken-

haften und zusammenhangslosen nichtreligiösen Angaben gleichmäßig zu, so wäre dies doch absolut Nebensache, denn nur im Reiche des Glaubens, nicht in dem des Wissens will die Bibel eine Autorität sein. Wer einen unbedingten Glauben an jedes Bibelwort fordert, der müßte folgerichtig das Buch selbst und seine menschlichen Verfasser verehren: etwa in dem Sinne, welcher die hebräischen Abschreiber leitete, da sie Fehler und Ungenauigkeiten in den Handschriften des Alten Testaments nicht zu berichtigen wagten und sich daher bemüht fühlten, ein höchst kleinliches System von Ergänzungszeichen einzuführen! Ist das Lumpenpapier oder die Druckerschwärze, woraus jede Bibel besteht, oder waren ihre längst zu Staub gewordenen ältesten Handschriften besser, als Papier und Druck eines Hintertreppenromans oder als irgend eine alte Handschrift? — Wer wollte hingegen dem geistigen Inhalte der Bibel den des Korans, des Thalmuds, der Heiligenlegenden oder dessen, was von den Lehren eines Buddha und Confucius aufgezeichnet ist, vergleichen?

Über den biblischen Gottesbegriff ist es keinem endlichen Wesen möglich, hinauszukommen; und wer ihn verbessern will, erweist sich als Stümper im Reiche des Glaubens. Nichts ist thörichter, als Gott sich schlechtweg als vervollkommneten Menschen zu denken; denn gerade die Grundzüge des Wesens der Gottheit müssen zu denen jedes endlichen Wesens durchaus im Gegensatze stehen. Wenn etwa Heine und Mantegazza über die endlose Langeweile spöttelten, welche ein ewig „über den Welten thronender“ Gott empfinden müßte, so bewiesen sie damit nur, daß sie sich nicht darein hineindenken konnten oder wollten, wie ein „Gott“ beschaffen sein müßte. Die für Gottes uns unsichtbare Welt der Wahrheit geltenden Begriffe und Gesetze können nicht etwa nur vervollkommnete und vervielfältigte Auflagen der bei uns giltigen sein, sondern sie müssen mit aller unserer Verstandeswissenschaft in unüberwindlichem Gegensatze stehen. Was auch viele Millionen von Jahren andauert, ist doch noch lange nicht ewig: es bestehen ja alle Stoffatome unserer sichtbaren Welt sicher schon unermeßlich länger, und doch tragen sie in ihren Verbindungen stets den Stempel des Wechselnden, Werdenden, Unfertigen, Unvollkommenen an sich. Die sichtbare Welt hat für uns weder Anfang noch Ende, aber ihre Größe deckt sich doch nicht mit dem religiösen, sondern mit dem mathematischen Begriffe des Unendlichen (die Mathematik sollte eher das Wort „endlos“ gebrauchen): wenn wir alle gewonnenen Sternweiten immer wieder miteinander multiplizieren, so reicht dies sicher nicht aus, um das Ende des Weltraumes zu erreichen; und doch können wir in diesen hineinsehen, verwandte Weltkörper darin entdecken und sogar für das, was wir sehen, in vielen Fällen annähernd genau die Entfernungen berechnen. Dieses Weltall ist für den

Menschen zu groß, aber seinem Verstande nicht fremd, während der religiöse Begriff „unendlich“ unvereinbar mit unserem begrenzten, irdischen Vorstellungsvermögen ist. Renan hat nicht so ganz unrecht, wo er sagt: „Das einzige Ding, das einen Begriff vom Unendlichen geben kann, das ist die menschliche Dummheit.“ So muß denn jeder Gelehrte schließlich mit Faust ausrufen:

Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Und wenn ein außerordentlich begabtes Wesen das, was für uns „Weltall“ ist, mit seinem Verstande erfassen könnte, so wäre es doch noch lange nicht allwissend; es würde vielleicht nicht einmal das wichtigste wissen, denn nichts ewiges kann ein Angehöriger der sichtbaren Welt sehen oder wissen; unser Ideal des „Wissens“, und mag es unvorstellbar hoch über dem Gesamtwissen der Menschheit aller Zeiten stehen, ist doch göttlichem „Allwissen“ nicht ähnlich, sondern durchaus untergeordnet. — Nicht ein Spiegelbild Gottes und seiner Welt kann das Ideal des Endlichen sein, sondern es verhält sich zu ihnen, wie die gerade Linie, die niemals ein Ende finden kann, zu dem in sich abgeschlossenen Kreise. Und wenn das geringste in uns einer ewigen Welt angehört, so muß es für uns von höherem Werte sein, als die gesamte Welt des Sichtbaren!

So ist der Begriff „Gott“ an sich und in allen seinen Eigenschaften durchaus zu hoch für unser Vorstellungsvermögen, und ein Versuch, beide zu vereinen, müßte die größte Thorheit zeitigen, die je einem menschlichen Hirn entsprang. Gott ist immerwährend vor, nach, über, unter, in und außer allem, unendlich — im religiösen Sinne unendlich größer, als alle Welten zusammen, und gleichzeitig unendlich kleiner, als das kleinste Atom. Gott als wissenschaftlicher Begriff gedacht wäre somit durchaus unmöglich, aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt; der Name Gott darf daher in der That von rechtswegen keinen Platz finden in wissenschaftlichen Erörterungen. — Wenn Gott uns aber sich offenbaren will, so muß er unserem Vorstellungsvermögen entgegenkommen: er muß sich uns zeigen als Norm der Norm, als die wahre Einheit, als Schöpfer, Regent und Endziel unserer Welt, als unser Vater. Wenn wir oben im Kreise ein Bild der ewigen Welt sahen, wenn wir somit in den Weltkörpern, die der Kugelform sich nähern, ein Abbild des geistigen Ideals suchen könnten (die Form der Seele ist die Kugel, sagt Plato), — so kann doch die für uns so unvorstellbar große, feurige Sonne, so kann doch mancher noch vielmal größere und hellere Fixstern uns dem Bilde Gottes nicht so nahe bringen, als das Urbild des Menschen: denn dieses zeigt uns

eben das bewußte Leben, den Geist, in der höchsten uns sichtbaren und vorstellbaren Potenz. — Viele Menschen können selbst in die uns so ferne Sonne nicht blicken, und wenn etwa unsere Augen stark genug sind, um den Blick in diesen Lichtkörper zu ertragen, so können wir doch nur hie und da auf kurze Zeit ungestraft von dieser Fähigkeit Gebrauch machen; aus größerer Nähe müßte uns der bloße Anblick dieses Feuermeeres töten. Die Sonne aber gehört unserer sichtbaren Welt an: wieviel vernichtender müßte für uns endliche Wesen die Wahrnehmung Gottes sein, wenn er uns in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit entgegenträte! Nur einen Abglanz eines kleinen Teiles seines Wesens kann er uns offenbaren, eines recht unbedeutenden Zuges: denn wenn er auch in der That unser Vater ist, was sind wir, was ist unsere Erde?

Die meisten Religionen bleiben bei Äußerungen und Geschöpfen der göttlichen Macht stehen; die meisten Angehörigen höherer Religionen denken sich Gott nur in Bezug auf die Menschenwelt, und das ist eine Auffassung, über die wir praktisch nie hinauskommen können; doch betont namentlich das Christentum für den, der, soweit es sonst geht, kein Zwerg im Reiche des Glaubens bleiben will oder kann, auch die unendlich erhabenen, uns unbegreiflichen Seiten in Gottes Wesen. Wenn Gott alle unserer Vorstellung vom Guten, Schönen, Wahren, Erhabenen entsprechenden Eigenschaften in wahrhaft unendlichem Maße in sich begreift, so ist nicht ersichtlich, warum man gerade die christliche Lehre von der „Dreieinigkeit“ als besonders „verstandeswidrig“ (was ist denn an Gott nicht verstandeswidrig?) oder als etwas Gottes unwürdiges darzustellen versucht hat. Ist Gott der vollendete Inbegriff einer unendlichen, ewigen Welt, so muß er auch über der Zahl stehen, er ist zugleich einzig und unzählig, er kann sich auch in drei Hauptformen äußern; und diese der christlichen Lehre eigentümliche Andeutung seiner Erhabenheit über unsere Mathematik kann uns allein dem Begriffe der Selbst- und Weltgenügsamkeit, der unermeßlichen Liebe Gottes näher führen; denn was ist Liebe ohne gleichwertige Gegenliebe?

Viele hoffen heutzutage auf eine neue, natürlich „bessere“ Religion; andere streben gar eine Verschmelzung aller Religionen an, natürlich, um von jeder das beste zur Geltung zu bringen. Wohl war es ein denkwürdiger Augenblick, als bei dem „Religionsparlament“ zu Chicago hervorragende Anhänger der verschiedensten Glaubensrichtungen friedlich zusammenkamen, um jeder die Vorzüge seines Glaubens zu preisen. Wohl kann man auch sagen, daß kaum eine Religion nichts göttliches an sich hat, daß jede, richtig aufgefaßt, die Ehre Gottes sucht und schließlich auf Gott hinweist, daß jede ihre überzeugten Anhänger zu Thaten und Leiden befähigt,

die sonst kein Mensch für etwas unsichtbares, unbekanntes besteht. Freilich können wir angesichts der Menschheit nur auf solche Glaubensrichtungen Rücksicht nehmen, die nicht den nationalen Standpunkt mit dem religiösen vermengen: so war und ist das Judentum eine ausschließliche Volksreligion; wer im Christentum auch nur darin, daß es sich an alle Völker wendet, einen Fortschritt sieht, der muß im Thalmudismus den dürren Ast eines Baumes sehen, dessen grüne Krone das Christentum darstellt. Wir nehmen aber durchaus keinen Anstand, nicht nur die Lehren eines Moses, sondern auch diejenigen eines Zarathustra und Buddha als göttlich, erhaben und ihrem einstigen Zwecke durchaus entsprechend anzusehen: es ist abgeschmackt und unchristlich dazu, in allen Religionsbegründern außer Christus nichts als Betrüger sehen zu wollen. Wie Carlyle sagt: „Ein bloßer Lügner eine Religion gründen? Ein Lügner kann nicht einmal ein Backsteinhaus bauen! Wenn er nicht die Eigenschaften von Mörtel, Lehm, die Gesetze der Statik u. s. w. kennt, und sie treu, wahr befolgt, so fällt die ganze Geschichte zusammen, geschweige, daß es 1200 Jahre stehe und Millionen herberge." Selbst von sittlich keineswegs hochstehenden Männern, wie Muhamed oder vollends Joe Smith, können wir glauben, daß sie im großen Ganzen einem inneren Berufe gefolgt sind. Kann aber das Christentum die Menschheit nicht retten, so wird auch keine andere Religion dazu imstande sein: kein erneutes, sociales, der Wissenschaft angepaßtes (!) Christentum, keine Theosophie, kein freier Sammelkultus, kein altarischer Licht- und Naturglaube, keine Rückkehr zu den naiven, dabei vielleicht noch so tiefsinnigen Vorstellungen gesunder Naturvölker, wie unsere Vorfahren es waren, an deren Volksgötter etwa Felix Dahn mit Sehnsucht zurückdenkt; auch nicht der Buddhismus, der ja lange genug Zeit hatte, um zu zeigen, was er in Bezug auf Völkerbeglückung vermag. Gerade darin, daß sie unserem Verstande am meisten entgegenkommt, liegt die Schwäche dieser angeblich von allen die zahlreichsten Anhänger zählenden Glaubensrichtung: eine Verstandesreligion ist ein widerliches Zerrbild, weder Religion noch Wissenschaft; sie sucht zwei Gebiete zu verschmelzen, die gar keine Übergänge ineinander aufweisen, sondern durch eine für uns Menschen absolut unübersteigliche Kluft getrennt sind. In den Abkömmlingen der uralten Kulturvölker Ostasiens, für welche der Buddhismus vielleicht (?) die rechte Religion ist, dürfen wir doch wohl nicht das Ideal der Menschheit sehen: wer einen inneren Vorzug dieser Religion darin erblickt, daß sie dem noch so gottgefällig sich verhaltenden Menschen gar keine Belohnung in Aussicht stellt, der erweist damit nur seine völlige Verkennung der religiösen Bedürfnisse des Menschen und vor allem des Gesunden. Endlich ist das schließliche Erlöschen des Bewußtseins, das Aufgehen in dem ewigen

Nichts, im „Nirwâna“, das denkbar unzulänglichste religiöse Endziel, denn es deckt sich durchaus mit dem Endziele des Materialismus. — Je mehr sich eine Religion von der stofflichen Welt, vom irdischen Menschen entfernt, desto höher, göttlicher ist sie!

* * *

Wenn wir somit für die religiöse Weltanschauung eintreten, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß durch eine solche unser heutiges Leben gerechtfertigt werde. Falls wir keinen Ausweg, keine Hoffnung auf gründliche Änderung unseres irdischen Zustandes sehen, so verbietet uns die Religion ebensowenig, als der Materialismus, jenen so pessimistisch aufzufassen, wie es uns seine objektive Betrachtung gelehrt hat; keine Religion giebt uns Recht oder Pflicht, die Dinge, wie sie eben gehen, als vortrefflich zu betrachten, wenn dies unserer Erfahrung widerspricht. Die Anschauung unseres heutigen Lebens, seiner Ziele und Ideale, seiner Zukunft hat uns schließlich auf nichts besseres hinweisen können, als — das Kloster! Der Gottesfürchtige darf doch wohl auch verständig sein, ja er sollte es mehr als andere sein; weshalb sollte er nun da zu einem anderen Ergebnisse kommen? Darf er sich nicht auch sagen: „Ist es nicht unverantwortlich, unter solchen Umständen Kinder in die Welt zu setzen? Wir sind nicht gesund, ich auch nicht; bürgt mir etwa Gott für ihre Gesundheit? Werden sie nicht noch schlimmeres durchmachen müssen, als ich? Liegt es denn in meiner Macht, sie zu bewahren, kann ich denn nach Belieben aus ihnen gute, starke, gläubige Menschen machen? Werden sie nicht gar ein Recht haben, mich anzuklagen? Und habe ich nicht schon mit mir genug zu thun, — nehme ich aber meinen Beruf und meine Bestrebungen für die Sache der Religion hinzu, was kann mir da an Zeit übrig bleiben? Soll ich mir nun sagen, andere thun gut daran, weiterzuleben, wenn sie sich eben noch kräftig genug dazu fühlen; darf man dem Beschränkten nachsehen, was dem Einsichtigen zu verbieten ist? —“ Setzt er sich über diese Fragen hinweg, so wird es mit seinen Kindern wahrscheinlich so gehen, wie er befürchtet hat: unser heutiges Leben wird sie leiblich oder sittlich zu Grunde richten. Freilich ist es schön, stets auf Gott zu vertrauen; aber noch nie wurde das Wirken der Gottheit unter uns besser ausgedrückt, als durch das alte Wort: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!“ Wer die Schäden der Zeit erkennt und keinen Ausweg sieht, sich ihnen aber anbequemt, der verdient sein verfehltes Erdenleben, sei er nun Materialist oder Christ!

„Aber“, so hören wir einwenden, „Gott hat ja selber gesagt, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei, und seinem Volke hat er einst geboten, es

solle wachsen und sich vermehren; der Christ muß doch suchen, möglichst viele Seelen für das Christentum zu gewinnen, seine Kinder soll er zu Gottesstreitern erziehen.“ Vetter führt in diesem Sinne aus, der normale Tod des Christen sei der Märtyrertod, d. h. das Aufopfern des eigenen Ichs für die Sache Gottes; der normale Tod des Materialisten aber sei der Selbstmord der ja auch dann vorliege, wenn man sich durch Sünde und „geistigen Tod“ die gesetzte Lebensfrist verkürze. Nun, so sterben heute wohl auch die meisten Christen an „Selbstmord“: der stete Kampf zwischen ihrem Ideale und ihrer entarteten Persönlichkeit reibt ihre Kräfte auf, ohne viel für die Arbeit an Gottes Sache übrig zu lassen, — selbst wenn sie bis zuletzt Christen bleiben oder wenn sie es nicht erst werden, da ihre Thatkraft verschwunden ist. Wir könnten daher, wie die Dinge heute stehen, nicht umhin, die Ehelosigkeit als einzig richtige Lebensregel auch für den Christen zu preisen. Dabei könnten wir uns sogar auf den Apostel Paulus berufen, der die Ehelosigkeit besser nennt, als die Ehe; zwar spielte damals der Glaube an ein baldiges Weltende die Hauptrolle, aber sehen wir denn nicht gerade heute die Wahrzeichen eines allseitigen, hoffnungslosen Niedergangs, entgegen der Erwartungen der ehefreundlichen Reformatoren, die von einer Verjüngung des Christentums seine Ausbreitung über die ganze Erde erhofften? Nichts verböte uns also, ehelos zu leben und das gleiche Verhalten auch den anderen zu empfehlen, gleich gewissen christlichen Sekten z. B. in Rußland, wo man ihre Anhänger, wenn sie erfaßt werden, mit Recht nach Sibirien verbannt; oder gleich dem Doktor Norbert Grabowsky, dessen in deutscher Sprache abgefaßte christlich-philosophische Schriften besser ungeschrieben geblieben wären!

IV.

Was wollen wir mit obigen Schlußworten sagen? Nichts anderes, als daß das Endergebnis, zu dem wir bisher gelangten, gar nicht schlimmer und thörichter sein könnte! Wenn das Leben der heutigen Kulturvölker uns als Ziel den Selbstmord der Menschheit vor Augen führt, so kann dies nur ein Beleg für seine abnorme, unnatürliche Gestaltung sein; umsomehr, als selbst die Religion weder den vorhandenen Widerstreit zwischen Natur und Kultur auszusöhnen, noch für sich allein der irdischen Menschheit ein ausreichendes Lebensziel darbieten kann. Ein solches Ende unserer irdischen Entwickelung spricht einer vernünftigen, einer göttlichen Weltordnung Hohn! Und dann: geht der Mensch an sich selbst zu Grunde, so bleibt doch (objektiv) unsere Welt bestehen; schon

daraus ergiebt sich, daß unser Zustand nicht natürlich sein kann. Außerdem aber hieße es glücklicherweise tauben Ohren predigen, wollten wir die Verallgemeinerung jenes Massenselbstmords anpreisen. Der Geschlechtstrieb ist nicht nur von den uns eingepflanzten Trieben einer der stärksten, er ist auch natürlich, die notwendige Grundlage des menschlichen Erdenlebens: das vermag keine Religion und keine Philosophie der Menschheit auszureden! Die Notwendigkeit des Lebens, der Liebe, der Fortpflanzung wohnt unausrottbar im Innern der Menschheit, trotz Entartung, trotz Glauben oder Unglauben, und eher wird die Gesamtheit unfreiwillig in langem Siechthum dahinaltern, eher wird schließlich das letzte Weib mit dem Kinde an der Brust erfrieren oder verhungern, als daß auch nur ein nennenswerter Bruchteil jenem Naturtriebe entsagte!

Jedes Wort zu Gunsten allgemeiner geschlechtlicher Enthaltsamkeit wäre also durchaus unnütz; es wäre aber auch naturwidrig und frevelhaft! Es bliebe ja dem Anhänger solcher Lehren unbenommen, wie bisher weiterzuleben, bis der Tod eintritt; aber Selbstmord in der Theorie, Selbstmord durch Auflehnung wider die Gesetze des Lebens, durch Zurückhaltung der dieses fortpflanzenden Kraft, alles dies bleibt doch Selbstmord!

Der persönliche Selbstmord ist ja heute sehr verbreitet und in steter Zunahme begriffen, wie es von jeher bei wenigstens zum Teil im Zeichen des Niedergangs stehenden Kulturvölkern der Fall war. Wir gehören nicht zu denen, welche die Selbstmörder kurzweg verdammen, denn es steht uns über keinen Toten ein Urteil zu. Es ist uns kein unbegreiflicher Selbstmord bekannt, und wir haben hierbei nicht nötig, immer zu der bequemen Hypothese von „augenblicklichen Geistesstörungen“ und dergl. zu greifen, denn wir wissen sehr wohl, wie wenig innere Befriedigung unser heutiges Leben zu bieten vermag; wir schlagen daher nicht die Hände über dem Kopfe zusammen, wenn schon ein frühreifes Kind oder wenn ein vielfacher Millionär — mag er auch noch jung und nicht, wie Mackay, unheilbar krank sein — oder wenn selbst ein gläubiger Christ sich das Leben nimmt. In vielen Fällen läßt sich eine solche That, da wir sind, wie wir eben sind, nahezu rechtfertigen, angesichts unserer heutigen Ziel- und Ratlosigkeit sogar fast immer. Und dennoch ist der Selbstmord zunächst thöricht, vom natürlichen, wissenschaftlichen Standpunkte aus, denn er stellt einen gewaltsamen Eingriff in das Naturgesetz dar, welches das persönliche Leben von der Geburt bis zum normalen Tode beherrscht: er ist nicht nur dem Namen, sondern seinem ganzem Wesen nach ein Mord; zur Folge hat er den Austausch eines sicheren Gutes, mag es dem Besitzer auch noch so wertlos, ja widerlich geworden sein, mit dem absolut Ungewissen, von dem keine Wissenschaft der Welt uns sagen kann, ob es besseres Leben.

Nichts oder Hölle bedeutet. Und was soll vollends, wer an Gott glaubt, zu dem Selbstmorde sagen? Wer sich das Leben nimmt, weist eigenmächtig eine ihm von Natur, also auch vom Weltregenten gestellte Aufgabe zurück; sicher hat er die Verantwortung für das mit ins Grab zu nehmen, was er noch hätte leisten können. „Aber hätte er denn noch etwas leisten können, wäre er nicht vielleicht allen zur Last gefallen?“ Dann läßt sich höchstens sagen: das zum Selbstmord führende Leben ist noch schlimmer, als sein Abschluß! Voll und ganz entschuldigen läßt sich dieser niemals; vor allem entspringt er immer einer nur mehr oder weniger großen Feigheit. Daran ändern mutig sein sollende Sensationsselbstmorde gar nichts: immer handelt es sich nur um einen Augenblick, und da fordert es vielleicht weniger Mut, sich auf die Eisenbahnschienen hinzuwerfen, als Gift zu trinken oder nach langen Vorbereitungen durch Kohlendampf sich im Schlafe ersticken zu lassen. Wohl kann ein Mensch zum Selbstmorde zu feig sein, aber darum braucht, wer die Entschlußfähigkeit dazu besitzt, noch lange nicht mutig zu sein. So kennen wir keinen Fall eines mustergiltigen oder gesunden Selbstmörders, selbst nicht aus dem klassischen Altertum, das den Selbstmord keineswegs mit dem uns anerzogenen Abscheu betrachtete. Brutus kämpft für Ideale, für die seine entarteten Zeitgenossen, der ungeheuren Mehrzahl nach, gar nicht mehr eintreten können: sein Kampf endigt daher mit einer Niederlage, und er nimmt sich das Leben: ein alter Römer mußte vielleicht so handeln, aber als vorbildlich kann man das Ende dieses Mannes ebensowenig hinstellen, als die Ermordung Cäsars, der weit eher der rechte Mann für seine Zeit gewesen war. Und Romeo? Wenn er länger gelebt hätte, so hätte er vielleicht einen aristokratischen Kunstförderer oder einen tüchtigen „Condottiere“ abgeben können: doch so, wie er war und wie er enden mußte, war er ein höchst unnützer, schwerlich in etwas vorbildlicher Mensch; wir müssen ihm allerdings für seinen Selbstmord fast Dank wissen, denn er gab wenigstens damit einem der größten Dichter den Stoff zu einem packenden Drama voll echt menschlicher Leidenschaft; die Hauptschuld lag ja freilich nicht auf Seiten von Romeo und Julie, sondern auf derjenigen ihrer feindlichen Eltern. — Die Nachricht vom Selbstmorde des Generals Boulanger machte einen fast lächerlichen Eindruck, wie ein Knalleffekt am Schlusse einer Komödie: da hatte ein Mann es beinahe dahin gebracht, die Geschicke einer der ersten Nationen zu leiten, und nun zeigte er sich nicht einmal fähig, den Tod seiner Maitresse zu überleben! — Ist also schon der persönliche Selbstmord im Grunde immer unverantwortlich, wieviel mehr muß es jener Massenselbstmord sein!

* *
*

Also, weiter leben heißt die Losung! Und wenn darnach das Vorstehende einen Sinn haben soll, so müssen wir eine Erklärung der Schäden unserer Zeit und ein Mittel zu ihrer Beseitigung angeben. „Aha, da sind wir endlich: darauf also läuft es hinaus, — Lösung der socialen Frage, Weltenbeglückung, Rückblick aus dem Jahre 2000 . . .!“ Vielleicht doch nicht ganz so, wie Sie es meinen: zunächst wenigstens wollen wir von ganz anderen Dingen reden! Wir wollen uns fragen: was ist der Mensch, welche Stellung nimmt er innerhalb der Natur ein, und welche könnte oder sollte er einnehmen?

„Was der Mensch ist? Sonderbare Frage! Soweit das nicht jeder von uns weiß, weiß es doch jeder Arzt!“ — Nun, wir sind da etwas anderer Meinung; wir meinen nämlich, man halte diese Frage meist für zu naheliegend, um sich überhaupt mit ihr zu befassen; wir meinen sogar, eigentlich hätte diese Frage ganz an den Anfang unseres Buches gehört, aber man frägt ja auch sonst nach allem anderen eher, selbst wo es sich um das Lebensziel des Menschen handelt! Weißt du wirklich, was du bist? Zum Glück leben wir ja im Zeitalter der Wissenschaft und der freien dazu; wer sich also eine Ansicht bilden will, dem bleibt es unbenommen, und dann wird er etwa folgendes herausbekommen.

Der Mensch ist, aller Erfahrung nach, das jüngste, zuletzt erschienene der uns bekannten Lebewesen; er ist aber auch das weitaus bestausgerüstete, und zwar durch auffallende Merkmale, welche ihm allein Leben und Arbeit, in höherem Sinne gedacht, ermöglichen, sodaß es beispielsweise nur seiner Art gelingen konnte, sich fast über die ganze Erde zu verbreiten und diese gewissermaßen unter ihre Herrschaft zu bringen. Körperliche Merkmale, die wir nur an ihm kennen, sind die aufrechte Haltung, derenthalben bei ihm allein der Kopf den ganzen Leib beherrscht, die großenteils nackte Haut, die Verschiedenartigkeit der beiden Gliedmaßenpaare, die Einrichtung der Arme und Finger. „Könnte es scheinen“, sagt Volger, „als ob andererseits der Mensch durch Entbehrung mancher Einrichtungen, welche die einen oder andern Tiere besitzen, durch seine verhältnißmäßig geringe Stärke, durch Mangel natürlicher Schutzbedeckungen und Waffen und durch schwächere Ausbildung verschiedener Sinne, andern Tieren in manchem Stücke nachstünde, so giebt ihm doch der wunderbare Bau seines Gehirnes, worin der Sitz seines denkenden Geistes ist, unschätzbare Fähigkeiten, mit deren Hilfe er alles Fehlende zu ersetzen weiß. Er macht sich sinnreich Kleidungen und Wohnungen zum Schutze gegen das Wetter, und trotzt dadurch nicht allein dem Wechsel der Jahreszeiten, sondern vermag auch seinen Wohnsitz über alle Teile der Erde zu verbreiten, von den wärmsten bis zu den kältesten. Er verfertigt sich Waffen zum Widerstande und Angriffe gegen andere Ge-

schöpfe, und lernt dadurch nicht allein sich gegen ihre Stärke schützen, sondern bändigt sie unter seinen Willen und erbeutet sie zu beliebiger Nahrung. Fehlen ihm gleich die Flossen des Fisches und die Krallen und Greiffüße kletternder Tiere, so weiß er dennoch durch Zweckmäßigkeit der Bewegungen zu schwimmen und zu tauchen und zu klettern. Entbehrt er der Grabschaufeln des Maulwurfes, so vermag er dagegen mit Hilfe künstlicher Werkzeuge die Erde und selbst den festesten Felsen zu durchwühlen. Mangeln ihm die schnellen Läufe des Hirsches und die Flügel des Vogels, so bändigt er das flüchtige Roß, benutzt den eilenden Wind und die noch schnellere Kraft des Dampfes zur raschen Reise über Land und Meer, entsendet in weite Ferne das tötliche Geschoß, um seine fliehende Beute zu erlegen, und erhebt sich im Luftschiffe bis über die Wolken. Die scharfen Augen des Falken, wie tausendfach überbietet er sie durch seine Fernrohre. Ja es scheint, als seien alle Mängel für den Menschen zu Vorteilen geworden, indem sie denselben nötigten, die Kräfte seines Geistes zu benutzen und dadurch zu üben, gesellig zu leben und sich dadurch gegenseitig und gemeinsam zu veredeln. Ist doch selbst die so erbarmungswürdige und so lang dauernde Hilflosigkeit des Kindes ein mächtiges Band, welches die Familien zusammenhält, die wohlthätige Erziehung möglich macht und zur Gründung der ersten Staaten Veranlassung gab. Und wie zahllose ersprießliche Verhältnisse sind nicht daraus hervorgegangen, daß der Mensch fast keine Nahrung unzubereitet genießen kann, und nicht, wie die Tiere, eine Nahrung auf welche er angewiesen ist, überall oder in einer besonderen Gegend der Erde vorfindet, sondern, daß er seine Nahrung suchen, pflegen, zubereiten und nach Belieben seines empfindlichen Geschmacks- und Geruchsinnes auswählen muß, daß er aber auch in allen Gegenden der Erde Pflanzen oder Tiere, welche er vorfindet, zu seiner Speise zu benutzen weiß."

Die geistigen Fähigkeiten, die ihm, durch Vermittelung der Sprache, allein wahres „Wissen" ermöglichen, und die hohe seelische Empfindsamkeit, das sind die hervorstechenden Merkmale des Menschen. Wir können zwar gar nicht beurteilen, inwieweit das Tier Seele und Geist oder inwieweit die Pflanze Gefühl besitzt, denn es fehlt uns eben die Fähigkeit, uns in Tier und Pflanze hineinzuversetzen oder mit ihnen zu verständigen; soviel aber können wir wahrnehmen, daß selbst das klügste Tier in seiner Weltanschauung, in seiner Aufnahme-, Bildungs- und Ausdrucksfähigkeit so weit unter einem gesunden erwachsenen Menschen steht, daß ein Abgrund beide trennt. Sicher zeigen höher stehende Tiere, besonders Haustiere, oft überraschende Fertigkeiten und wohl auch Proben von Gedächtnis, Dankbarkeit, Treue, selbst einer gewissen berechnenden Schlauheit, die an frühreife Kinder erinnert, sodaß, wenn man ihren dem unsrigen von

Natur überlegenen Instinkt hinzunimmt, zuweilen eine für uns fast unheimliche Klugheit sich ergeben kann; sicher ist auch, daß Tiere derselben Art sich durch Gebärden oder Lautzeichen verständigen können: aber selbst, wenn die seinerzeit durch die Zeitungen gelaufene Nachricht von der Entdeckung einer allerdings recht armseligen Sprache bei den Affen auf Wahrheit beruht, so bleiben doch alle diese Verständigungsmittel durchaus in den Grenzen der mit dem tierischen Selbsterhaltungstriebe notwendig verbundenen Eigenschaften. Wieviel mehr ist hingegen die menschliche Sprache, die zudem in der Schrift ein nicht zu unterschätzendes Vervielfältigungs- und Aufbewahrungsmittel besitzt!

So hoch steht der Mensch innerhalb der uns bekannten Lebewelt; was aber ist er und wie verhält er sich? Seinem Körper nach entspricht der Mensch einer besonderen Säugetiergattung. Wir wollen uns hier natürlich nicht in gründlichen anatomischen Beschreibungen verlieren, wir müssen vielmehr zu erkennen suchen, wodurch unser Leben, ob normal oder abnorm, beherrscht und beeinflußt wird, — wodurch uns also eine unnatürliche, folglich verderbliche Entwickelung ermöglicht wurde. Soviel steht zunächst fest, daß sonst bei den Tieren eine solche nur ganz ausnahmsweise eintritt: durch Unfälle der Mutter, wodurch Mißgeburten entstehen; durch Verkümmerung der Lebensbedingungen (Nahrungsmangel, ungleichen Kampf ums Dasein mit anderen Tieren oder mit dem Menschen); oder endlich durch willkürliche Versetzung oder Einkerkerung durch den Menschen. Wir dürfen z. B. sicher unsere Haustiere nicht als normale, gesunde Vertreter der Tierwelt ansehen, was sie nicht hindert, im Durchschnitt weit gesünder und gleichmäßiger entwickelt zu sein, als der Mensch; freilich behaupten wir auch mit vollem Bewußtsein zu unserer Schande, daß wir der naturgemäßen Zeugung und Aufziehung dieser Tiere eine weit größere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwenden, als derjenigen unserer Kinder. Bei wilden Tieren sind Krankheiten im ganzen selten; Zuchtwahl, Kämpfe, auch wohl instinktive Selbstvernichtung, wie sie uns in den merkwürdigen Wanderzügen des Lemmings und anderer Nager, die schließlich alle dabei zu Grunde gehen, entgegentritt, stehen einer übermäßigen Vermehrung der Art im Wege; kranke, verwundete, entartete, auch wohl altersschwache Individuen werden ausgestoßen oder getötet. So bieten uns die wilden Tiergattungen allgemein den Anblick gleichmäßiger, harmonischer Entwickelung; alle Individuen gleichen Alters zeigen ungefähr dieselbe Größe, dieselben Fähigkeiten und Gewohnheiten, denselben Charakter, und der normale Tod tritt stets ungefähr in demselben Alter ein. Ein objektiver Beobachter der Tierwelt wird darin eine ebenso erstaunliche als beschämende Selbstanklage sehen können; denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß jene als Ganzes der heutigen Menschheit hierin überlegen, also lebens- und zukunftsfähiger ist. Natürlich müssen wir

hierbei ganz davon absehen, ob dies oder jenes Tier uns sympathisch ist oder nicht: wir haben gar kein Recht, einem Hai seine Gefräßigkeit, einem Fuchs seine Falschheit oder einer Schlange ihr Gift zum Vorwurfe zu machen, denn dies alles gehört eben zu den natürlichen Eigenschaften ihrer Art. Freilich dürfen wir sie dafür bekämpfen, vielleicht selbst ausrotten, wenn sie uns mehr zu schaden, als zu nützen scheinen, denn dazu haben wir unseren Verstand, also eine unschätzbare Ueberlegenheit: wenn in Indien jährlich mehrere Zehntausend Menschen am Bisse giftiger Schlangen sterben, so sind daran nicht so sehr die Schlangen, auch nicht die so gut wie nie betroffenen Engländer schuld, wohl aber die Hindu, diese weibische Rasse, deren übertriebenes Zartgefühl die verständnisinnige Bewunderung der gefühlsseligen Romantiker hundertjährigen Angedenkens erregte; wer aus Furcht und innerer Haltlosigkeit die Rücksicht gegen die Tierwelt so weit treibt, daß er sogar für die Erhaltung des edlen Geschlechtes der Menschenflöhe und Menschenläuse von Staatswegen Sorge tragen zu müssen glaubt, der ist eben kein Mensch, wie er sein soll. Im übrigen kommt es auch bei der Beurteilung der Tierwelt sehr auf unseren sehr wechselnden Geschmack an: wenn mancher etwa im Adler nur den mordgierigen Räuber sieht, so sehe ich in ihm vor allem den König der luftigen Höhen . .!

Wie sieht es nun bei uns aus? Fast jeder Mensch innerhalb der Kulturvölker verhält sich in Bezug auf leibliche Größe und Stärke, Fähigkeiten, Charakter und Lebensdauer wieder anders, als bilde die Menschheit kein Ganzes, sondern eine Sammlung eigenartiger Wesen. Nehmen wir als Beispiel nur die Lebensdauer: im Durchschnitt werden wir heute dreißig Jahre alt, doch heißt das eben nur soviel, daß dreißig das Mittel aus den Zahlen ist, welche all' die verschiedenen Altersstufen bezeichnen, bei deren Erreichung heute die Menschen sterben. Immer noch giebt es dabei Individuen, die, oft sogar fast mit ungebrochener Kraft, ein Alter von nahe hundert Jahren, oder selbst darüber erreichen; und zwar sind solche in ihrer Jugend meist durch nichts besonders ausgezeichnet, dabei ruhig, nüchtern, arbeitsam, zufrieden, also ziemlich normal und nicht etwa abnorm entwickelt. Soll das etwa auch „mit natürlichen Dingen“ zugehen?

Was beherrscht denn aber unser irdisches Leben, was bestimmt seinen Verlauf und seine Dauer? — Wie jeder Weltkörper seinen Mittelpunkt hat, in dem seine ganze Anziehungs- und Widerstandskraft — also das was für seine ganze Existenz und sein Verhalten im Weltraume maßgebend ist — sich zusammenfaßt, so hat auch jeder Organismus und folglich jeder Mensch ein Lebenscentrum, von dem alles übrige abhängt. Es ist freilich kein bloßer Schwerpunkt, der unsere Moleküle anzieht und zusammen-

hält, sondern auch der Grund aller Erscheinungen, die wir beim einzelnen Leben nennen; entsprechend unserem langgestreckten, mannigfaltig zusammengesetzten Körper ist es überhaupt kein einzelner Punkt, sondern ein langer, wenn auch verhältnismäßig schmaler Strang zusammenhängender Körperteile: das Nervensystem, das durch Vermittelung der von ihm ausgehenden, über den ganzen übrigen Körper sich erstreckenden Nerven jede unserer Lebensäußerungen hervorbringt und bestimmt, mag diese nun edel oder gemein, körperlich oder seelisch sein. Der Mensch bildet also nicht etwa eine zusammengeflickte Masse, aus Armen, Beinen, Kopf, Herz, Lunge, Blut, Knochen u. s. w., sondern Hirn, Rückenmark und in geringerem Grade der Nervus Sympathicus sind zunächst für ihn maßgebend; keines seiner Glieder oder Organe ist sebstthätig. Wir können nichts organisches herstellen, ja der Organismus ist für uns geradezu das, was sich absolut nicht künstlich herstellen läßt, obwohl wir Felsen, Edelsteine, Eis, Wasser, Luft oder furchtbare Hitze und Kälte auf mechanischem Wege herstellen können; zu Organismen aber ist der durch Befruchtung erzeugte Keim absolut notwendig, und aus diesem wiederum muß sich zunächst der Sitz des Lebens — beim Menschen also das Nervensystem — naturgemäß entwickeln, wenn ein lebendiges Wesen entstehen soll. So wäre eine auf das denkbar täuschendste hergestellte menschliche Figur eben doch nur eine tote Puppe, ein anatomisches Modell; denn das, wodurch wir leben, könnten wir ihr nicht beibringen. Die belebte Nervensubstanz ist die höchste und feinste für uns noch wahrnehmbare Ausbildung des Stoffes.

Es ist hier nicht der Platz, auf alles einzugehen, was mit diesen Thatsachen zusammenhängt. Doch mögen wir immerhin unserer Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß man daraus so selten die richtigen Folgerungen zu ziehen pflegt, ja daß der weitaus größte Teil der „gebildeten" Klassen nicht einmal weiß, was einen Organismus und folglich jeden Menschen beherrschen muß, was also das A und das O unseres Erdenlebens ist; mindestens verhalten wir uns alle so, als ob wir davon nichts wüßten, — das aber ist gerade in unserem Zeitalter der selbstbewußten Wissenschaft unverzeihlich! Man hat ja freilich obiges nicht immer gewußt; denn „das Leben" hat eben noch keiner sehen können, und einem Wilden kann man es nicht übel nehmen, wenn er dessen Sitz etwa im Odem, in der „Brust" sieht, weil der Tote nicht mehr atmet; oder wenn er die Seele im Blute sucht, diesem „ganz besonderen Saft", dessen Verlust den Tod herbeiführt, wonach das Herz, als Pumpwerk und Mittelpunkt des Blutumlaufs, zugleich das Centrum unseres Gefühlslebens wäre. An sich, d. h. ohne Beeinflussung vom Nervensystem aus, ist aber das Herz so unselbständig, regungs- und gefühllos, als Nase, Magen oder Fuß; und wenn es bei starker Erregung, d. h. Erhöhung jeder Lebensäußerung, heftig zu pochen anfängt, so

ist es darum nicht minder noch niemals der Sitz etwa der Liebe gewesen: diese findet vielmehr, wie jede leibliche und seelische Regung, ihren Ausgangspunkt im Rückenmark, und das kann sogar jeder spüren, wenn er in Augenblicken seelischer Erregung überhaupt noch auf sich Acht giebt. Bezeichnend genug ist es freilich, daß die naiv-poetische Vorstellung vom „liebenden Herzen“ sich heute noch vieler mehr oder weniger denkenden Anhänger erfreut; und mit höchstem Staunen lasen wir gar vor etlichen Jahren in der Zeitung, ein englischer Arzt habe zu erweisen gesucht, daß die Liebe nicht im Herzen, sondern in der — Leber ihren Sitz habe!

Wenn nun ein Teil unseres Organismus leidet, so ist es darnach klar, daß das Ganze leiden muß, und zwar hat auch das Leiden seinen Sitz im Nervensystem. Nehmen wir etwa an, wir haben uns ein Bein gebrochen: so ist das etwas ganz anderes, als wenn einem Stuhl ein Bein abgeschlagen worden ist; der ganze Mensch leidet darunter, und tritt keine Heilung ein, so bleibt er zeitlebens ein Krüppel. Der Vorgang ist also nicht rein mechanisch, sondern zusammengesetzter, aber auch verständlicher, als sich aus dem unmittelbaren Augenschein ergiebt: der Teil des Nervensystems, welcher die Thätigkeit unserer Beine regelt, hat dem Unfalle keinen genügenden Widerstand entgegenzusetzen vermocht; es kommt nun darauf an, ob die angewandten Heilmittel oder auch nur eine längere Ruhe das Nervensystem soweit kräftigen können, daß es den erlittenen Schaden völlig oder doch wenigstens bis zu einem geringen Schwächezustand an der betreffenden Stelle ausgleicht; gelingt dies nicht, so wird das Bein zum toten Anhängsel an dem noch lebensfähigen, wenn auch dauernd geschädigten Körper, es muß also abgenommen werden. So wirkt jeder Unfall, aber auch jede starke, angenehme oder unangenehme Anspannung unserer leiblichen, seelischen oder geistigen Kräfte zunächst auf unser Nervensystem: ist dieses diesem Anspruche nicht gewachsen, so wird der Organismus krank, er erleidet also zeitweiligen oder selbst dauernden Schaden. — Aus alledem müssen manche allbekannten Thatsachen notwendig hervorgehen: wir wissen z. B., daß die gleichen Ursachen je nach den Menschen die verschiedensten Wirkungen hervorbringen; mancher stirbt an einem Unfall, einer Krankheit, einem Seelenschmerze, während ein anderer davon bald genesen ist, weil eben bei diesem das Nervensystem oder dessen in Mitleidenschaft gezogener Teil und folglich auch das in Betracht kommende Organ widerstandsfähiger, das Ganze somit in dieser Lage stärker ist. Ebenso wechselt die Widerstandskraft des Einzelnen je nach dem Lebensalter; viele Krankheiten, welche Kindern fast nie dauernden Schaden hinterlassen, nehmen bei Erwachsenen einen bedenklichen, in der Regel tötlichen Verlauf; von anderen können Männer leicht genesen, Greise hingegen fast nie. Unfälle, die uns unter normalen Umständen kaum eine leichte Un-

päßlichkeit zuziehen würden, können die schlimmsten Folgen haben, wenn wir krank oder überangestrengt sind; so kann einer, dessen Hirn eben eine große Kraftanstrengung vollbracht oder der geistige Getränke eben im Übermaße genossen hat, heute durch einen Schlag auf den Kopf zum Idioten oder zur Leiche werden, während ihm gestern oder morgen derselbe Schlag nur eine leichte Betäubung verursacht hätte. Endlich gehören hierher noch manche Thatsachen, die bei einiger Selbständigkeit der Organe einfach unerklärlich wären: so ist es bekannt, daß wenn Jemand eine Verletzung an einem Auge davonträgt, das andere Auge, obwohl räumlich scharf getrennt, meist auch erkrankt; da ist eben der die Thätigkeit beider Augen leitende Teil des Nervensystems zu stark in Anspruch genommen worden; falls er nun keine große Widerstandskraft besitzt oder falls die Verletzung sehr heftig war, so kann sogar auch das unverletzte Auge erblinden.

Unser Leben beruht auf einem bestimmten Verhältnisse zur Außenwelt; wir leben, solange unser Organismus thätig ist, d. h. empfängt und ausscheidet. Alles, was wir mit unseren Sinnen aufnehmen oder mit unseren Organen betreiben, verarbeiten, von uns geben, alles dies wirkt auf und durch unser Nervensystem. *Unser Leben ist also gleichbedeutend mit der Wirkung einer Reihe von Reizen, die unser Lebenscentrum zur Thätigkeit herausfordern.* Es giebt *notwendige* Reize, als Aufnahme von Nahrung und Luft, zeitweiliger Schlaf u. s. w. Zu den *wohlthätigen* Reizen, welche allein ein naturgemäßes, gesundes Leben ermöglichen, gehört ferner der geregelte, ihrem Zweck entsprechende Gebrauch aller vorhandenen Organe und Fähigkeiten. Endlich muß aber auch *jeder* Reiz, wenn er zu hohe Anforderungen an uns stellt, zum Überreize werden, also nachteilig wirken: allerdings kann es sich dabei, wie schon aus dem oben gesagten hervorgeht, um *relative Überreize* handeln, d. h. solche, die je nach der Organisation des Einzelnen oder nach Lebensalter und augenblicklichem Zustande auch unschädlich, vielleicht gar wohlthätig sein können. Zu den *absoluten Überreizen*, d. h. denen, die uns jedesmal, wenn auch nicht gerade für unser ganzes Leben, schädigen *müssen*, gehören jede längere dauernde Entziehung der notwendigen Reize und jeder gewaltsame Eingriff in die Thätigkeit unseres Organismus: eine chirurgische Operation kann beispielsweise niemals *schadlos* verlaufen, — es kommt nur darauf an, ob ihr Resultat für den Organismus vorteilhafter ist, als der Zustand, den sie beseitigen will; ebenso können starke Arzneien bestenfalls als notwendige Übel Anwendung finden. Zu den *tötlichen Überreizen*, welche unbedingt und rasch das Ende herbeiführen müssen, gehört z. B. die plötzliche Zerstörung eines Organs, das der Organismus nicht entbehren kann; so muß uns z. B. ein *Stoß ins Herz* fast augenblicklich töten: nicht, daß jenes unser Lebens-

centrum wäre, — sondern der über den ganzen Organismus sich erstreckende Blutumlauf besitzt im Herzen sein wichtigstes Organ, weshalb nichts in uns einem solchen Eingriffe genügenden Widerstand zu leisten vermag. Wäre unser Nervensystem an einer Stelle zusammengedrängt, so müßte es der weitaus empfindlichste Teil bei uns sein: so aber besteht es aus einer Reihe von Centren, deren jedes wieder eine andere Thätigkeit zu regeln hat, also eine relative Selbständigkeit besitzt; daher uns auch die Zerstörung oder Lahmlegung manchen Teiles noch ein ziemlich langes und thätiges Weiterleben gestatten kann. Nur das Hirn, das beim Menschen so ungewöhnlich entwickelt ist, läßt eine stärkere Verletzung nicht zu, ohne daß alsbald der Tod eintritt, während manche Tiere selbst seine Herausnahme noch stundenlang überleben können.

* * *

Wenn wir uns nun fragen, warum dieser oder jener Mensch krank ist, so muß die Antwort lauten: der Grund seines Leidens liegt im Nervensystem; es ist dieses durch Überreiz aus dem Gleichgewicht gebracht oder angegriffen worden, und je nach der Veranlassung des Leidens oder auch je nach einem etwa vorhandenen Punkte geringster Widerstandskraft wird dieser oder jener Körperteil zunächst in Mitleidenschaft gezogen. Sehen wir aber, das ganze Völker an abnormer Entwicklung zu Grunde gegangen sind, daß wir Kulturmenschen mit geringen Ausnahmen nicht gesund sind und allem Anscheine nach demselben Ziele entgegensteuern, wie jene Völker, so können wir die Ursache nur darin erblicken, daß ein erbliches, vermutlich durch unsere Lebensumstände beim Einzelnen gefördertes Übel unserem Nervensystem anhaftet, daß es mithin eigentlich nur eine Krankheit giebt, die je nach den zahllosen dabei in Betracht kommenden Verhältnissen die mannigfachsten Wirkungen hevorbringt, aber auf einer Grundursache beruhen muß.

Das ist nicht etwa eine allzu gewagte Annahme, mag sie auch vielen neu sein. Wir können ja füglich sagen, daß wir der natürlichen Organisation unseres Nervensystems alles verdanken, was wir auf Erden sind und leisten, daß ferner eine geringe Abänderung jener Organisation die bedenklichsten Folgen haben müßte und insbesondere den Fortbestand der Menschheit schon oft unmöglich gemacht hätte; denn wenn jede Verletzung eines Organs erblich wäre, d. h. wenn die Fortpflanzungsthätigkeit und ihre Folgen nicht bloß vom Nervensystem, sondern von unserem ganzen Organismus abhingen, oder aber wenn wir ein ganz einheitlich gebautes, an einer Stelle zusammengedrängtes Lebenscentrum hätten, so müßte die geringste Störung die verhängnisvollsten und weitgehendsten Folgen zeitigen. Andererseits läßt sich

aber leicht einsehen, daß es, so wie wir beschaffen sind, auf ein unserem Zustande entsprechendes Verhalten doch sehr wesentlich ankommt; jeder absolute Überreiz schädigt zunächst einen Teil des Nervensystems; wird der Schaden nicht ausgeglichen oder wird er zu oft wiederholt, so ergiebt sich ein dauerndes (chronisches) Leiden, das gesamte Nervensystem wird allmählich angegriffen und es tritt dann entweder sehr frühzeitig oder doch nach einem abnormen, mehr oder weniger leistungsunfähigen Dasein die Erschöpfung des Lebenscentrums, d. h. der Tod, ein.

Selbstverständlich kann nun auch das Nervensystem der Kinder, welche chronisch kranken oder auch nur augenblicklich durch Überreize (etwa starken Alkoholgenuß) geschwächten Eltern ihr Dasein verdanken, nicht so beschaffen sein, wie es von Natur sein sollte. Es gehört doch wahrlich nicht viel dazu, die Notwendigkeit und unerbittliche Logik solcher Naturgesetze zu erkennen, wenn man nur eben nicht zu faul oder zu feige ist. Da will man also behaupten, daß aus Kranken, d. h. abnorm entwickeltem, Gesundes, d. h. normal beschaffenes, hervorgehen könne, während sonst doch wohl überall Gleiches aus Gleichem hervorgeht; man beruft sich dabei auf die alltägliche Erfahrung, daß „Krankheiten" nicht erblich seien. Nun wohl, sehen wir uns den Vorgang einmal näher an! Wie die Fortpflanzungsthätigkeit in letzter Instanz vom Nervensystem abhängt, so bildet sich beim Entstehen eines neuen Wesens bekanntlich auch zunächst das Nervensystem; von diesem Augenblick an beginnt das Leben eines Kindes, und nach Vollendung des Organismus wird es geboren, d. h. es tritt selbständig und mehr oder minder lebensfähig in die Außenwelt. Wäre nicht zunächst ein vollständiges menschliches Lebenscentrum gebildet worden, so wäre eben gar kein Organismus entstanden; dann müßte aber einer der Gatten zeugungsunfähig, d. h. an der in Betracht kommenden Stelle des Nervensystems zu sehr geschwächt gewesen sein; nun kann man selbst ein schweres chronisches Leiden haben, ohne daß dies der Fall ist, während andererseits, zumal beim weiblichen Geschlechte, die Zeugungsunfähigkeit nicht notwendig mit dem, was man heute Krankheit nennt, verbunden ist. Kinder, die gleich von Anfang an mit organischen Fehlern behaftet sind, Krüppel, Idioten u. s. w. verdanken diesen Zustand entweder einem einseitig stark entarteten Zustande eines der Gatten oder beider, oder aber Unfällen, welche die Mutter und damit das bereits in Entwickelung begriffene Kind erlitten hat. Unter Umständen tritt dadurch auch eine verfrühte Geburt ein, d. h. der Organismus ist noch nicht vollkommen reif für das selbständige Dasein und kann dann in den meisten Fällen überhaupt nicht am Leben bleiben; oder rechtzeitig geborene Kinder kommen tot ans Tageslicht.

Dies sind aber Ausnahmen: im allgemeinen wird ein Kind

kranker Eltern anscheinend gut entwickelt auf die Welt kommen; es kommt aber viel mehr darauf an, wie sich nach der Geburt sein Leben gestaltet. Ein Kind kann zwar nie ganz das „Ebenbild" seiner Eltern sein, vor allem, weil es eben zwei Eltern hat, die zudem meist miteinander nicht näher verwandt sind; es kommen ferner immer etwas veränderte Lebensumstände in Betracht; endlich scheint es, als ob die bei der Geburt bereits entschiedene Geschlechtsverschiedenheit in umgekehrtem Verhältnisse zu derjenigen der Eltern stehe und einen gewissen Ausgleich herbeiführe, indem unter normalen Umständen die Töchter äußerlich meist mehr dem Vater und die Söhne der Mutter nachschlagen. Auch von erblichen Anpassungseigentümlichkeiten, entsprechend einer extremen Auslegung der Darwinschen Theorie, war bisher beim Menschengeschlechte, dank der Fortpflanzung zunächst des Nervensystems, Gott sei Dank, nicht die Rede; die wesentlichen körperlichen Merkmale bleiben sich überall gleich und haben sich auch, soweit wir zurückgehen können, nicht verändert, obwohl wenigstens der Kulturmensch zeitlebens, solange er thätig ist, Kleider trägt und beispielsweise von seinen Zehen niemals Gebrauch macht, auch durch seinen Beruf einseitig beeinflußt wird.

Dies alles hebt aber die Erblichkeit so wenig auf, daß sogar geringfügige Eigentümlichkeiten und Fehler, z. B. „Muttermale", erblich sind; wieviel mehr muß dies von dem maßgebenden Lebenscentrum gelten! Es braucht ja also etwa das Kind eines schwindsüchtigen Vaters keineswegs auch an Schwindsucht zu sterben, und wiewohl letzteres eher Regel als Ausnahme ist, so hat doch ein solches Kind niemals von Geburt an angegriffene Lungen; es kann sodann die Mutter relativ kräftig oder doch frei von Lungenleiden sein, es kann auch das Kind von Anfang an, indem etwa der Vater einen Luftkurort bewohnte, unter Verhältnissen aufgewachsen sein, die gerade einer Kräftigung des die Atmungsorgane leitenden Teiles des Nervensystems besonders günstig waren. Gesund wird aber ein solches Kind niemals bleiben können, es müßte denn eben von Geburt an ganz dem Zustande und der Leistungsfähigkeit seines Nervensystems gemäß gelebt haben; nun muß aber dieses nach obigem unter nicht gesunden Völkern wieder bei jedem Kinde etwas anders geartet sein, während die Erziehung zunächst dem Gutdünken der Eltern überlassen bleibt, stets aber, seit es Menschen giebt, schablonenmäßig verlief.

Die Erblichkeit der Rassenmerkmale ist gleichfalls weit größer, als man meistens glaubt; selbst der meist so gründliche Bettex glaubt, ihnen fast jede Bedeutung absprechen zu müssen: der Geist soll auch hier den Stoff beherrschen. Wenn dem so wäre, da müßte sich doch die Menschheit wenigstens äußerlich vervollkommnen; denn wer sich überhaupt Kinder wünscht, der wünscht sich doch, von einzelnen Rabeneltern abgesehen, möglichst schöne, voll-

kommene und gesunde Kinder; und wenn die mangelhafte Erziehung schwere Nachteile im Gefolge hat, so müßten doch diese Nachteile immermehr schwinden, die Erziehung selbst müßte sich ihrem Ideale immermehr nähern. Statt dessen sehen wir Abstumpfung der Rasse, Abnahme der persönlichen Größe und Kraft, Fortschritt nur durch das Wirken einer die Erfahrungen ihrer Eltern und ihre eigene Zunahme an Zahl ausnutzenden Gesamtheit, der eine im Verhältnis zum Ganzen immer geringere Zahl genialer Schöpfer zur Seite steht. Die Fortpflanzungsthätigkeit hängt von der seelischen und geistigen Seite des Menschen nur wenig ab: das geht schon daraus hervor, daß sie zu einem gemeinen Triebe wird, sobald nicht eine höhere Auffassung ihres Zweckes und eine gesteigerte seelische Empfindung sie veredeln.

Daß aus Chinesen stets Chinesen, aus Hottentotten Hottentotten und aus Negern Neger hervorgehen, leugnet doch wohl Niemand. Ebenso waren aber die Germanen zu Tacitus' Zeit ein bezüglich der Rasse einheitlich gestaltetes Volk; und wer sich über die vielen Blonden und Blauäugigen in Südeuropa oder bis nach Nordafrika und Innerasien herein, oder über die blonden Juden wundert, der unterschätzt nicht nur die Wirkungen der Völkerwanderung und der späteren Eroberungszüge, sondern er vergißt auch, daß weit früher blonde Stämme am Mittelmeergebiete bis nach Palästina wohnten, mögen sie nun aus Asien oder, wie Carus Sterne mit viel Wahrscheinlichkeit annimmt, wenigstens zunächst aus Nordeuropa zugewandert sein. Wer der Rasse möglichst geringe Wirkungen zuzuschreiben geneigt ist — etwa weil er dadurch den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts in Frage gestellt sieht, was durchaus nicht der Fall zu sein braucht — , der bringt zur Begründung Ansichten vor, die teils auf Unkenntnis der Entartung und ihrer Folgen, teils darauf beruhen, daß man die Sprache, die an sich durchaus kein Rassenmerkmal ist, als ein solches betrachtet. Wir sehen heute, daß Völker von ungefähr gleicher Kulturhöhe einander „Fremdwörter“ leihen, daß solche von überlegener innerer Kraft anderen ihre Sprache aufdringen, daß endlich altertümliche, schwerfällige, einer Weiterbildung im Sinne der Anforderungen unserer Kultur nicht fähige Mundarten, wie das Gälische und Baskische, dem Untergang entgegensehen. Nun ist ja sicher, daß jeder menschliche Stamm, wenn er sich selbst überlassen bleibt, eine seinem Wesen entsprechende, eigene Sprache oder doch Umformung der etwaigen Ursprache reden muß; daß also die Sprache den Rassenmerkmalen umso verwandter wird, je abgeschlossener ein Volk lebt und je länger diese Abgeschlossenheit andauert; daß endlich mit Zunahme der Bevölkerung und mit Ausbreitung der Kultur solche Fälle von Abgeschlossenheit immer seltener werden. Aber, wieviel Kulturperioden hat es nicht schon gegeben und in wie vielen Gegenden, und wo hat sich denn die Bevölkerung bis heute regelmäßig vermehrt? Sind nicht ungeheure Erdstriche,

einst dicht bevölkert, heute fast unbewohnt? — Die Japaner stehen, abgesehen von manchen der Inselnatur ihres Vaterlandes entsprechenden Eigentümlichkeiten, an Typus und Anlagen den übrigen Ostasiaten nahe, reden aber eine durchaus eigentümliche, dem Chinesischen gerade in den Grundzügen unähnliche Sprache; ebenso erinnern die Russen und die meisten slavischen Völker ihrer Rassenveranlagung nach, trotz der wesentlich arischen Sprache, an die Turanier Asiens; und die Walliser in Wales, sowie ein Teil der Iren, reden zwar gleichfalls eine arische Mundart, sind aber in den körperlichen Merkmalen den Basken durchaus ähnlich; von den Negern, zumal Amerikas, sprechen viele nur noch ein verdorbenes Englisch oder Französisch. Und wenn das Englische in seinem Grundtypus germanisch, in seinem Wortschatze aber fast zur Hälfte romanisch, wenn das Maltesische aus Arabisch und Italienisch zusammengesetzt ist, was hindert uns da, auch für frühere Zeiten die Möglichkeit der Entstehung solcher Zwittersprachen zuzugeben, wo eben die Bedingungen dazu gegeben waren: wie z. B. beim Etruskischen, das fast von jedem Gelehrten wieder einem anderen Stamme zugerechnet wurde, während die Wahrheit doch wohl, wie meistens sonst, in der Mitte liegt.

Nun sind zwar auch reine Vertreter einer Rasse heute schon eher Ausnahmen, da eben eine unbegrenzte Vermischungsfähigkeit zwischen den einzelnen Stämmen besteht. Nebenbei gesagt, es spricht dies noch mehr, als die allen gemeinsamen, sehr bedeutenden Unterscheidungsmerkmale vom Tiere für den einheitlichen Ursprung aller Menschen, denn Bastarde sind bekanntlich, mindestens innerhalb der Wirbeltiere, nie zeugungsfähig, während die Mestizen Menschen, wie ihre Eltern sind: nicht nur können sie sich mit einem Angehörigen jeder Elternrasse fortpflanzen, sondern auch die Behauptung, daß sie unter sich nicht fortpflanzungsfähig seien, hat sich als nicht stichhaltig erwiesen, obwohl man hierbei nur die Mischlinge von seit langer Zeit fremdartig ausgebildeten Rassen im Auge hatte. In Europa ist die Rassenvermischung so weit vorgeschritten, daß Sprache und Nation ganz an Stelle der Rasse getreten sind. Wir sehen darin durchaus nicht nur ein Zeichen erfreulichen Fortschritts: darf man doch vielmehr behaupten, daß z. B. die Juden ihre trotz Entartung und Zerstreuung bewahrte Lebenszähigkeit großenteils dem Zusammenhalt ihrer Rasse verdanken!

* * *

Wenn nun das wesentliche am Menschen auf seine Kinder übergeht, so kann der beobachtete Niedergang ganzer Geschlechter, Stämme und Nationen in der That auf einer erblichen Krankheit beruhen — und wie ließe er sich auch sonst erklären? Aber, was kann denn eine solche, geradezu fürchterliche Krankheit verursachen, welch' absoluter Ueberreiz kann

auf ganze Generationen wirken, immer stärker und verderblicher, bis keine Weiterentwickelung mehr möglich ist?

Wir haben am Eingange kurz auch der Sinnlichkeit als einer der das Thun und Treiben des heutigen Kulturmenschen beherrschenden Leidenschaften gedacht; wir sahen, daß Kulturvölker im Laufe ihrer weiteren Entwickelung und Naturvölker durch Berührung mit der Kultur zu Grunde gehen; auf Selbstmord der Menschheit durch geschlechtliche Enthaltsamkeit, so führten wir aus, müßte unser Zustand den denkenden Menschen hinweisen, falls er auf normalen Verhältnissen beruhte; endlich sahen wir im Anfang, in Zeugung und Geburt das für unser Dasein maßgebende. Alles bisherige verweist uns also auf das Geschlechtsleben als dasjenige Gebiet, wo wir die gesuchte Erklärung zu finden haben. Dafür spricht ferner aber auch unsere großmächtige Prüderie. Bekanntlich herrscht bei gesunden Naturvölkern ein entwickeltes, strenger Sitte entsprechendes Schamgefühl, und wenn es auch je nach Rasse und Heimat in sehr verschiedenem Grade sich äußern kann, so war es doch bei hochstehenden Stämmen (Germanen, Wandschen) der Ausdruck einer sittlichen Kraft, welche die unsere weit übertraf. Es müßte nun, wenn der Kultur wahrer Fortschritt auf sittlichem Gebiete entspräche, Hand in Hand mit ihr eine Veredelung und Vertiefung des Schamgefühls gehen. Das war aber bei Kulturvölkern höchstens ganz im Anfange der Fall, wie man es auch heute wohl bei manchen bisher wilden Stämmen z. B. der Südsee beobachten kann: mit dem Christentume nahmen sie zunächst strengere Sitten an, doch trat fast immer bald ein Stillstand und darauf rascher Niedergang ein. Unsere Prüderie (ein deutsches Wort für diesen Begriff giebt es ja nicht) entspricht hingegen keineswegs einem durch Kultur und Christentum verfeinerten Schamgefühl, sie verhält sich vielmehr zu einem solchen, wie die Lüge zur Wahrheit. Oder — Hand aufs Herz! — wovon reden denn zumeist unsere Jünglinge und Männer, wenn sie unter sich sind und kein Zwang das Thema bestimmt? Wir brauchen dabei nicht gleich an Heines grundehrliche Verse zu denken:

Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Es braucht sich nicht um frivole Zoten zu handeln, sondern auch sehr ernste und wichtige Dinge können zur Sprache kommen, oder es kann in unverfänglicher Form von Liebe und Ehe, also von hohen sittlichen Idealen, die Rede sein; immer wird aber dabei ein Gebiet gestreift, das nicht nur in „anständiger Gesellschaft“ oder im offiziellen Leben, sondern auch von unserem gesamten Erziehungswesen, mit Ausnahme des medizinischen Spezialstudiums, geradezu ignorirt wird — warum wohl? Der natürliche Geschlechtsakt kann an sich doch nicht „unsittlich“ sein;

oder will man sich der Kinder freuen, da man sich ihrer Zeugung schämt? — Wir wollen gerne glauben, daß Mädchen unter sich meist von anderen Dingen oder doch von jenen nur in anständiger Form reden, denn das Weib ist von Natur zurückhaltender und zartsinniger, als der Mann, und das muß so sein, solange es mit einem Volke noch nicht zu Ende geht! Aber auch unter den Frauen, ja gerade den prüdesten Blaustrümpfen liegen die Dinge heute vielfach schon recht im argen: „Halbjungfern" giebt es nicht nur in Paris und Amerika; und dann, was für Schauspiele hört man an, was für Bilder betrachtet und was für Romane liest man? Glaubt man denn, der „Naturalismus" würde sich überall so breit machen, wenn ihm echtes, wahres Schamgefühl entgegenträte, statt eines scheuen, innerlich haltlosen, nur die Form, soweit gerade nötig, wahrenden Scheines? Da schreit man weh' und ach, weil ein Schriftsteller, der bisher der „litterarischen Aristokratie" anzugehören schien, nun plötzlich ins Lager der Naturalisten übergegangen ist . . . Ja, warum beherrschen denn heute der Roman, die Novelle und das Schauspiel „aus dem Leben" fast ausschließlich unsere Litteratur? Doch wohl, weil sie am billigsten sind, am leichtesten, bequemsten und rascheſten sich lesen, anhören und auch herstellen lassen; weil unsere Dichter eben auch moderne Menschen sind und als solche leben wollen, also etwas vom Geschäft wissen und der Mode Rechnung tragen müssen; unsere oft von zwei oder gar mehreren Fachleuten fabrikmäßig zusammengestellten Salondramen und Librette reden doch eine gar deutliche Sprache! Der „Rebbes" kommt also zunächst in Betracht; wenn nun das Publikum sich dem Naturalismus nicht eben entgegenkommend zeigte, so wäre er gar nicht aufgekommen: Zola hat Erfolg gehabt, und das wissen seine Jünger! Man braucht diese Schule nicht zu lieben oder zu bewundern, aber man liest eben ihre Werke; man liest sie auch nicht etwa aus Wißbegier, oder weil nichts anderes da ist, oder weil z. B. viele Schriften Zolas entschieden kulturgeschichtlichen Wert haben, sondern weil es eben Mode ist und weil *wohl oder übel etwas im modernen Menschen von dieser Art Litteratur angezogen wird.* — Wem *es nun nicht paßt, daß wir gerade in dieser Richtung nach der Wahrheit suchen*, der mag unser Buch beiseite werfen, die Miene entrüsteten Schamgefühls aufsetzen und mit dem Rufe „Shocking" sein Bedauern darüber ausdrücken, daß die Polizei nicht alle und jede Erörterung dieser heiklen Dinge zu hindern vermag. Uns wird er freilich damit nicht imponieren: falls die Unsittlichkeit einmal vorhanden, so ändert alle Geheimthuerei nichts an dieser Thatsache; und *wir* wissen, was dahinter steckt. Die Prüderie ist keine ehrsame alte Jungfer, sondern die Lieblingstochter der entarteten Sinnlichkeit und die Mutter des Naturalismus!

Wenn wir bisher nur Wahrscheinlichkeitsgründe dafür anführten, daß

der Niedergang der Kulturvölker seinen Urgrund in geschlechtlichen Verirrungen finden muß, so läßt sich dies auch direkt und klar beweisen. Wie wir bereits an anderem Orte schrieben: „Alle vorhandenen Organe sind im allgemeinen gegen Mißbrauch wie gegen dauernden Nichtgebrauch geschützt; träte letzterer ein, so müßten sie verkümmern und schließlich eingehen, bei ersterem müßten schwere Störungen eintreten. Nun wird aber schlechterdings kein Mensch etwa seine Ohren zu etwas anderem gebrauchen, als zum Hören, keinem wird es auch einfallen, dieselben dauernd anzustrengen oder umgekehrt dem Einflusse der Schallwellen — etwa durch Zubindung — dauernd zu entziehen, bis die Hörfähigkeit aufhört. Und so ist es mit allen übrigen Organen; nur allein bei den Fortpflanzungsorganen steht es den Menschen frei, ob und wie er sie benutzen will. Daß diese Freiheit an sich einen großen Fortschritt bedeutet, ist wohl klar, doch nicht minder, daß sie eine in ihrer Art im ganzen Naturreiche wohl einzig dastehende Gefahr enthält. Daß die Fortpflanzungsorgane zunächst eben nur zur Fortpflanzung da sind, erscheint natürlich, doch hat die Natur dafür gesorgt, daß ein gesundes fortpflanzungsfähiges Individuum dem Gebrauche jener Organe zu ihrem eigentlichen Zwecke selbst dauernd sich entziehen kann, ohne merklichen Schaden zu leiden; — ob es für einen gesunden Menschen ebenso förderlich ist im Cölibate als in gesunder Ehe zu leben, ist freilich heutzutage sehr schwer zu entscheiden; jedenfalls ist jedoch die Ehe naturgemäßer und daher wahrscheinlich dem Gedeihen förderlicher, als die vollständige Enthaltung. Daran aber kann gar kein Zweifel sein, daß die willkürliche Benutzung der Fortpflanzungsorgane zu Zwecken, zu denen sie von der Natur nicht bestimmt sind, und die stets auf ungesunden Verhältnissen beruhende gesteigerte unwillkürliche Thätigkeit derselben durchaus schädlich sein müssen!" — Wir können hinzufügen, daß ein abnormes Verhalten bei gezähmten oder in Gefangenschaft dahinlebenden Tieren sich stets zunächst auch auf geschlechtlichem Gebiete äußert, in besonders auffallendem Maße wohl bei den Hunden.

Also, nur aus dem Mißbrauche der Geschlechtsorgane kann wirkliche Krankheit, d. h. weder auf angeborenen Fehlern noch auf Verkümmerung der Lebensbedingungen noch auf Unfällen beruhendes Leiden hervorgehen; vor allem ist aber ein von Geburt an abnorm sich entwickelndes Nervensystem und damit eine erbliche Entartung aus keinem anderen Grunde denkbar. Daß unter den heutigen Kulturvölkern der Mißbrauch der Geschlechtsorgane in zahlreichen Formen fast allgemein verbreitet, ist ein offenes Geheimnis; wie aber hängt er mit der Kultur zusammen, welches ist seine Urform? Auch hier können wir nicht lange im Zweifel sein; entweder genügten dem Menschen die normalen Resultate der Fortpflanzungsthätigkeit nicht, d. h. er wünschte sich mehr Kinder; oder

trat der umgekehrte Fall ein, es wurden ihm mehr Kinder geboren, als ihm lieb war. Es ist leicht ersichtlich, daß von diesen beiden die zuerst genannte Steigerung der Fortpflanzung wahrscheinlich als die Urform aller geschlechtlichen Verirrungen anzusehen ist; denn einmal mußte dem Urmenschen, der noch gegen weithin herrschende wilde Tiere oder sonst allerlei seine Existenz bedrohende Naturgewalten sich zu behaupten hatte, eine zahlreiche Nachkommenschaft willkommen sein; andererseits hätte er es wohl mit der Beseitigung unwillkommener Kinder nicht so genau genommen. Was ergiebt sich nun? Die Gatten verwenden auf den Fortpflanzungsakt mehr Kraft, als es ihnen bei natürlichem, harmonischem Verhalten möglich wäre; es tritt, wenn die Überanstrengung sich öfters wiederholt, schließlich eine Störung des Gleichgewichts im Nervensystem ein, die sich namentlich bei dem vom Geschlechtsleben viel mehr in Anspruch genommenen und daher in dieser Hinsicht empfindlicheren Weibe ziemlich bald deutlich äußern kann; Perioden gesteigerter Aufregung wechseln ab mit längeren und tieferen Erschlaffungszuständen, das ganze Verhalten wird unregelmäßiger, die Zeichen des Alters können früher eintreten. Dabei wächst die Nachkommenschaft sehr rasch an, doch zeigt sie, jemehr sie sich verzweigt, bereits eine immer merklichere Abnahme an Lebensdauer, Körpergröße und Charakterstärke; manchen Frauen ist vielleicht schon die Zeugungsfähigkeit versagt, hie und da giebt es auch Mißgeburten. Immerhin sind die Zustände innerhalb eines gleichmäßig in abnorm rascher Zunahme begriffenen Stammes im ganzen erträglich; eigentliche Krankheiten giebt es kaum, die Rasse hält zusammen und vermehrt sich, ein allgemeines, zukunftsfreudiges Vorwärtsstreben kennzeichnet sie. Nun aber tritt der Zeitpunkt ein, wo die Zahl der Stammesglieder so sehr angewachsen ist, daß ihnen das Heimatland zu eng wird. Entweder ist nun ein starkes Gemeingefühl vorhanden, und es verläßt ein Teil der Bevölkerung nach freier Uebereinkunft das Land, um sich eine neue Heimat zu suchen; oder es herrscht Uneinigkeit, und der schwächere Teil wird vom stärkeren ausgetrieben. Es erfolgt also eine Völkerwanderung. Solange nun genug Platz vorhanden ist, kann die Entwickelung des zurückbleibenden Volkes noch gleichmäßig denselben Gang weiter verfolgen; meist aber tritt infolge der Natur des Landes oder infolge der auch ringsum stark angewachsenen Bevölkerung schließlich ein Augenblick ein, von dem an das Volk eine gleich starke Vermehrung nicht mehr ertragen kann, ohne daß die aus Uebervölkerung entspringenden Schäden eintreten.

Nun ist eine Rückentwickelung nicht mehr möglich: die Fruchtbarkeit der Frauen ist im ganzen sehr gesteigert, die Erregung bei beiden Geschlechtern, wenigstens einen bedeutenden Lebensabschnitt hindurch, hochgradig; der Kindsmord widerstrebt dem inzwischen vertieften Familienbewußtsein, oder mindestens

widersetzt sich ihm die Mutter umso energischer, je häufiger die Geburten geworden sind, denn dadurch muß die Mutterliebe im allgemeinen gekräftigt werden; außerdem werden die Geburten natürlich umso schwerer, jemehr sich der Zustand des Weibes von der gesunden Norm entfernt, und schwer errungenes giebt man nicht so leicht dahin; höchstens verkrüppelte oder schwächliche Kinder werden geopfert. Der Abortus wurde nicht nur von allen Gesetzgebern mit Recht streng verurteilt, er ist dem Weibe auch gefährlicher, als jede Geburt. Was bleibt also übrig? Geschlechtliche Enthaltsamkeit mag ja schon von manchen Priestern und Greisen gepriesen werden, doch wird sich ihr immer nur ein verschwindend kleiner Teil anbequemen, zumal der Geschlechtstrieb, wie aus obigem hervorgeht, bei den meisten Stammesangehörigen sehr stark ist. Wirklich enthaltsame Ehen kann es höchstens bei vorgeschrittenen Kulturvölkern geben, und zwar werden sie, falls nicht etwa einer der Gatten sehr alt oder chronisch krank ist, zumeist doch sittliche Verirrungen zeitigen, da ein nahes Zusammenleben von Mann und Weib, zumal bei vorhandener Zuneigung, ohne zeitweilige Aufregungszustände nicht wohl denkbar ist. Da bleibt noch die Möglichkeit, die Befriedigung des Geschlechtstriebes anzustreben, aber in einer Weise, welche die Erreichung seines eigentlichen Zweckes, der Fortpflanzung, hintertreibt. Wir haben schon erwähnt, daß dies kaum die Urform, also daß es nur eine vorgeschrittenere Form der geschlechtlichen Verirrungen sein kann — dafür spricht vor allem auch, daß es sich bereits um eine sehr schwere Übertretung der Naturgesetze handelt. Man vergegenwärtige sich einmal ihre wahre Bedeutung: während bei abnorm gesteigerter Thätigkeit der Geschlechtsorgane diese doch in natürlicher, zweckmäßiger Weise gebraucht wurden, wird jetzt der dabei stattfindende Ausgleich und Austausch gewaltsam verhindert, wenn auch vielleicht durch recht unscheinbare Mittel; außerdem muß mindestens einer der Ehegatten — die Frau fast stets — auf die Verhinderung der Befruchtung bedacht sein: in Augenblicken, wo normalerweise das Gefühl allein herrscht, muß also das Bewußtsein und vielleicht auch ein Teil des Körpers sich einer Anstrengung unterziehen, die an sich schon einen starken Überreiz hervorbringen muß. Wenn aber die Frau allein erst nach dem Akte die Folgen zu hintertreiben sucht, so bewirkt dies zunächst für sie einen absoluten Überreiz, da gerade sie nach so starkem Reize besonders der Ruhe bedarf, und da sodann für sie der Akt naturgemäß noch weitere Folgen haben sollte; der Mann wird dadurch wohl zunächst nicht mit betroffen, doch kann ihm weiterhin der Verkehr mit einem nicht mehr normal sich verhaltenden, also erkrankten Weibe schwerlich förderlich sein. Daß endlich ein derartiges Verhalten der Gatten nicht nur ihrer gegenseitigen Achtung, sondern auch der inneren Befriedigung beider Abbruch thun muß, ist wohl leicht

einzusehen; es erhellt auch schon aus der herrschenden ängstlichen Geheimthuerei mit diesen Dingen.

Kinder, die nach vorherigem abnormem Verhalten etwa noch gezeugt werden, können natürlich nicht gesund bleiben. Es braucht hingegen, wenn die Fortpflanzungsthätigkeit im Anfange der Ehe in normaler Weise vor sich geht und erst nach Erzeugung der gewünschten Kinderzahl sinnliche Fehler begangen werden, der für die Nachkommenschaft entstehende Schade lange Zeit nicht besonders ersichtlich zu sein; stetig zunehmen muß er aber im Durchschnitt schon deshalb, weil die Kinder immer sicherer dem Beispiele der Eltern verfallen und auch durch deren immer frühzeitiger eintretende Abnahme an körperlicher und seelischer Energie ungünstig beeinflußt werden. Es kommt dann hinzu, daß die höhere Auffassung des Geschlechtslebens, die eigentliche „Liebe“, entschieden in Abnahme begriffen sein muß; daß Familiensinn und damit die Lust zur Ehe, der Respekt vor natürlichen Sitten- und Erziehungsgesetzen immermehr schwinden; daß somit allerlei äußere Rücksichten sich hervordrängen und schließlich fast allein zum Abschlusse von Ehen führen. Infolge der im Durchschnitt natürlich immer schwerer, oft schon lebensgefährlich sich gestaltenden Geburten fürchten sich die Frauen immermehr vor diesen, während doch ihre Sinnlichkeit wenigstens in gewissem Alter sogar abnorm gesteigert ist: da zudem die Ehe ihnen nicht mehr so leicht und allgemein zu Teil wird, wie früher, so werden sie sich immer leichter der Vernunftehe anbequemen, vorausgesetzt, daß der Gatte von ihnen keine oder doch nur wenige Kinder erwartet, — oder aber werden sie immer leichter jeden sittlichen Halt verlieren. Auch daß die Liebe, wenn vorhanden, gar nicht mehr auf die Ganzheit des Mannes und der Frau sieht, sondern auf anziehende Äußerlichkeiten und oft genug auf „entzückende kleine Fehler“, entspricht nicht gesunder Norm, sondern vorgeschrittener Entartung. Es ist ferner nicht normal, es mit großen Altersunterschieden leicht zu nehmen: bei keinem gesunden Volke sind zehn- bis fünfzehnjährige Mädchen bereits so entwickelt, wie etwa in Indien und zuweilen in Südeuropa; je nachdem kann heute vielleicht ein sechzehnjähriges Mädchen bereits ohne späteren Nachteil eine Ehe eingehen, doch ist dies fast nie der Fall; Gatten von zu verschiedenem Alter oder solche, die zu früh oder zu spät heiraten, werden gesunde Kinder nicht bekommen. Bei allen gesunden Völkern sehen wir als absolute Regel, daß Ehen in ziemlich gleichmäßigem, je nach dem Volke zwar wechselndem, aber doch stets relativ spätem Alter, das der Vollreife entspricht, geschlossen werden (meist ca. 25 Jahre beim Mann und 20 oder darüber beim Weibe; noch später z. B. durchschnittlich bei den alten Germanen).

Die schließlich immer raschere Abnahme der Kinderzahl, die zunehmende Abnormität und Entwürdigung der Ehe sind jedoch nicht

die letzten Folgen des Niedergangs bei einem Volke. Zunächst wird der abnorme Zustand der Kinder, durch die ihrer angeborenen Veranlagung nicht angepaßte Erziehung gefördert, in einem immer frühzeitigeren und stärkeren Hervortreten des Geschlechtstriebes sich äußern. Dieser bleibt sogar fast nie bei einer bloßen Steigerung der unwillkürlichen Thätigkeit stehen, sondern treibt die jungen Leute immer sicherer zu sinnlichen Fehlern. Nicht nur ist dadurch der Organismus bereits empfindlich aus dem Gleichgewichte gebracht, wenn etwa später eine Ehe eingegangen wird; sondern wenn die als „Onanie" bezeichneten Fehler in ihren unmittelbaren Wirkungen der abnormen Ausübung des Geschlechtsaktes unter Ehegatten sehr ähnlich sehen, so ergiebt sich doch eine wesentliche und fortschreitende Verschlimmerung: einmal, weil auch der Schein der Zweckmäßigkeit fehlt und damit das ganze Verhalten des Organismus immermehr zu unzweckmäßigem hinneigt; sodann, weil die Onanie in einem Alter einsetzt, wo normalerweise noch gar kein Geschlechtstrieb vorhanden ist, sondern die ganze überschüssige Kraft des Organismus auf das Wachstum verwendet wird; natürlich wird dadurch das innere Leben des Kindes oder des halbwüchsigen Menschen in empfindlichster Weise geschädigt und verwirrt, ferner erstreckt sich die Wirkung der sinnlichen Fehler auf einen umso größeren Zeitraum, die Folgen sind also umso schwerer und nachhaltiger. Der Nachteil wird desto unmittelbarer, sichtlicher sein, in je größerem Widerspruch er zu der sonstigen Entwickelung des Organismus steht: Angehörige im ganzen noch kräftiger, aufstrebender Stämme, seelisch oder geistig noch ausgezeichnete Naturen müssen unter den Widersprüchen, die das Abnorme in ihnen hervorruft, am tiefsten und schmerzlichsten leiden, wie auch die körperlichen Folgen von solchen am schwersten empfunden werden, die noch einen starken Wachstumstrieb besitzen, also schließlich eine der gesunden Norm nahekommende Körpergröße erreichen, während solche von langsamen Wachstume zwar „untersetzt" bleiben, aber dafür noch Kraft genug zu einigermaßen gleichmäßiger Ausbildung des Leibes erübrigen.

Da weiterhin der Geschlechtstrieb beim Manne zu einer Zeit am stärksten zu sein pflegt, wo dieser nach der herrschenden Sitte, auch wohl seiner äußeren Stellung nach an Ehe nicht denken kann; da gleichzeitig auch das Weib immer früher reif und sinnlich wird, dazu ihren normalen Lebensberuf in Ehe und Haushaltung immer seltener zu erlangen imstande ist, so ergiebt sich eine weitere schwere Begleiterscheinung niedergehender Völker, die Prostitution, mit ihrem Gefolge von Ausschweifung, Verseuchung und geduldeter Sklaverei. Aber bei alledem bleibt es nicht stehen: der Geschlechtstrieb steigert sich immermehr nach der krankhaften Seite hin, er ist immer erfinderischer, um nur ja alle Formen unnatürlicher, selbst grausamster Bethätigung auszudenken und durchzukosten; er schreitet fort zur Verkennung des Geschlechts-, Alters- und Artgesetzes, Männer suchen nach Männern, Weiber nach

Weibern, Erwachsene nach Kindern; und noch weiter geht es in der Entwürdigung des Naturtriebes hinab, zum Verkehr mit Tieren. Und was dabei vom ursprünglichen Geschlechtstrieb übrig bleibt, das äußert sich in der Verehrung des rein stofflichen — wir dürfen sagen, der Haut — am Weibe, und in der Herrschaft des Gemeinen; Buhldirnen sitzen auf dem Thron, und mancher sogenannte Mann sucht die höchste Lust darin, von ihnen sich den Fuß auf den Nacken setzen oder mit der Reitpeitsche sich behandeln zu lassen!

Mit dieser sittlichen Zerrüttung geht Hand in Hand ein entschiedener Niedergang der Rasse. Schnell und sichtlich wird er fortschreiten, wenn ein in relativ gesunder Entwickelung begriffenes Volk plötzlich von der Übervölkerung bedroht wird und dadurch, sowie durch das Beispiel anderer bereits im Niedergang weiter vorgeschrittener Stämme, rasch und zu beträchtlichen Teilen den ausgebildeteren Formen der Entartung verfällt; so erklärt sich die schnelle Zunahme der Entsittlichung bei den heute erst zum Teil im Beginn des Niedergangs stehenden Völkern. Umso langsamer wird dieser hingegen vorschreiten, je allmählicher die Fortschritte der sittlichen Entartung sind und jemehr Zeit also ein Volk findet, um sich ihr anzupassen. Völker mit ausgebildeten „Zweikindersystem“ können sich unter Umständen noch sehr lange halten, bei vorherrschend nüchterner, materialistischer Gesinnung, sowie mäßiger geregelter Lebensweise und einigermaßen gesichertem Unterhalt der Familien, wie er sich ja ohne Vermehrung der Glieder ziemlich leicht erzielen läßt; es kommt auch darauf an, ob in der Regel die beiden Geburten oder je nachdem die einzige in die ersten Jahre der Ehe fallen oder erst in eine spätere Zeit, wenn die Gatten bereits stärker geschwächt sind. In anderen Fällen kann ein Kulturvolk durch stete Kriege, innere Unruhen oder oftmalige Vermischung mit Naturvölkern noch lange Zeit sein Dasein fristen. Beispiele für den ersten Fall langsamen Niedergangs bieten uns heutzutage die Spanier, Portugiesen und Süditaliener, sowie die große Masse der Franzosen; den in zweiter Linie aufgeführten Ursachen ist z. B. der sehr langsame Zerfall des Byzantinischen Reichs zuzuschreiben, das zu Odovakars Zeit an innerer Kraft dem verendeten Weströmischen Reiche kaum überlegen war, sich aber doch noch über 1000 Jahre lang behauptete; ferner der Niedergang der Chinesen, die es in der Zähigkeit gegenüber den Entartungswirkungen wohl am weitesten gebracht haben und wohl auch von allen Völkern mit den geringsten Ansprüchen an das Leben auskommen können, — endlich der süd- und mittelamerikanischen Republiken, etwa mit Ausnahme des noch im Aufsteigen begriffenen Chile. — Solche durch die jeweiligen Verhältnisse leicht zu erklärenden Fälle von scheinbarer Lebenskraft eines Volkes können, wenn man genauer zusieht, über dessen wahren Zustand nicht

hinwegtäuschen: man beobachte nur, wie Körpergröße und durchschnittliche Lebensdauer zugleich mit der Zahl der Geburten immer abnehmen, wie hingegen Frivolität, blasirte Verspottung des Ideals, phrasenhafte Selbstüberhebung, Faulheit, Feigheit, verschleierte oder freche Lügenhaftigkeit, Unreinlichkeit, rohe Triebe, ebenso wie allerlei Krankheiten zu Kennzeichen immer weiterer Kreise werden. Nicht umsonst sind die Chinesen unter den großen Nationen die feigste, schmutzigste und dabei eingebildetste, nicht umsonst leiden sie auch am furchtbarsten unter Epidemien und allerlei Katastrophen.

* * *

Wer etwa glaubt, wir hätten die Farben zu stark aufgetragen, der sehe sich doch einmal den Gang der Entwickelung bei den Kulturvölkern der Vergangenheit an und vergleiche damit unsere heutigen Zustände.

Überall, wo eine Menschengruppe zusammenhält, soweit wir zurückgehen können dasselbe Bild: anfangs starke Vermehrung des Stammes bei großer Sittenstrenge, Hochschätzung der Ehe und der Frau, gleichmäßige ruhige Fortentwickelung des Ganzen; entsprechend der zunächst erhöhten Erregung scheinen gute Eigenschaften und Tugenden anfangs in Zunahme begriffen, zumal der Eltern Erfahrungen immer weniger verloren gehen und immer größer die Zahl, damit auch die Macht des Volkes wird; es veredelt sich, stößt wildes und ungelenkes ab, es findet die Grundlagen einer Kultur. Dann kommt Übervölkerung; Zwietracht, Neid, hie und da der Verrat, oder das schlechte Beispiel Einzelner treten hervor; die ausgebildeten Standesgegensätze werden härter und ausgeprägter, führen auch wohl bald schon zu Haß und inneren Kämpfen; aber die Kultur erreicht jetzt ihre größte Höhe, stets je nach dem Volke durch die einseitige Ausbildung eines Prinzips, dem sich alle übrigen Elemente mehr oder weniger unterordnen, ohne daß irgend eines ganz fehlte, und dem immer im Guten oder im Bösen oder in beidem geniale Menschen nach Kräften dienen: so blieben die Ägypter an Durchbildung der socialen Einrichtungen, die Juden als Träger des Gottesstaates, die Babylonier an üppigem Lebensgenuß, die Griechen an Kunst- und Formensinn, die Römer an weltbeherrschender Macht unerreicht, während wir modernen Kulturvölker in der Wissenschaft und ihrer Anwendung voranstehen. — Und weiter begann bei den alten Völkern der Niedergang, wie er auch bei manchen noch bestehenden Nationen begonnen hat oder sogar weit vorgeschritten ist, denn wie manches Volk ist nur mehr ein Schatten von dem, was es vor ein paar Jahrhunderten war?

Und wie sah es bei den untergehenden Stämmen mit der Entsittlichung aus? Auch das läßt uns die Geschichte nicht verborgen. Zunächst trat allerdings ein Zeitalter der Scheinsittlichkeit und damit der Prüderie ein, man kehrte die alten Tugenden umsomehr heraus, je weniger man

sie wirklich besaß; man gab sich so, wie man erscheinen wollte, und schützte Gefühlsregungen vor, bis man vielleicht selbst daran glaubte; die Mode trat an Stelle der Sitte, die Wahrung der äußeren Form, etwa bei religiösen und ehelichen Pflichten, an Stelle des Glaubens und der Liebe, der Sport an Stelle nützlicher Leistungen, bequeme Geldausgabe (z. B. bei den eines denkenden Menschen durchaus unwürdigen Vergnügungen zu Gunsten der Armen und Elenden) an Stelle thätiger Barmherzigkeit, und welcher Humbug ward mit dem Begriffe Ehre getrieben . . . doch da sind wir ja schon mehr in der Neuzeit, als im Altertum. Schließlich wird der niedergehende Mensch auch zu alledem nicht etwa zu ehrlich, sondern zu faul und zu haltlos, er verliert sogar die Erinnerung an die Tugend und ihren Wert; er thut, denkt, spricht und malt das Abnorme, Frivole, Gemeine. Daher die dumme Prahlerei der Jugend mit den eigenen Lastern, besonders denen, die sie nicht hat; daher die verblüffende Zügellosigkeit der Sprache selbst bei den größten Schriftstellern, etwa während der römischen Kaiserzeit von Horaz und Ovid an; daher das, was wir mit den Franzosen „Decadence“ nennen, eine Verunreinigung und Verflachung aller Kulturäußerungen von der Sprache ab, eine allgemeine und fortgesetzte Verengerung des Horizonts: Demi-monde, Demi-Vierges, Demi-Sexes, sogar Demi-grand-monde, nur nichts ganzes mehr; Kleinlichkeit und Eitelkeit, wo gutes, Feigheit und Unzulänglichkeit, wo großes, Tüftelei und Effekthascherei, wo schönes geleistet worden war; und schließlich Nacht, wo Licht war!

Und wir können den Weg, den die Grundursache des Übels, das lange ängstlich gehütete Geheimnis nahm, mit furchtbarer Genauigkeit verfolgen In den ältesten Überlieferungen, im alten Testament, in den Hieroglyphen und Keilschriften, in den Bildwerken der alten orientalischen Völker begegnen wir bereits allen unnatürlichen Lastern, deren der Mensch überhaupt fähig ist: welches Armutszeugnis für das Laster und das Gemeine, gegenüber der so formen- und ergebnisreichen Entwickelung nach oben, — aber auch welch schreckliche Mahnung für jedes Kulturvolk! Das Gute ist älter noch, als das Böse, und doch immer jung, immer wachstumsfähig, immer wieder jedem neu; das Böse ist und bleibt uralt, und wo es sich wieder einmal neu einführt, da zerstört es, hat aber selbst weder Halt noch Bestand. Wie der Chinese sinnreich sagt: „Zum Erlernen des Guten braucht man drei Jahre, für's Böse nur drei Tage.“

Wie eine Sündflut mindestens im Euphratlande eingetreten ist, wie eine fruchtbare Ebene unter der Salzlauge des Toten Meeres begraben liegt, wie heulende Wüsten mit fieberschwangerem Moraste dort abwechseln, wo einst die weithin gebietenden Fürsten Assyriens und Babylons in Riesenstädten thronten: So haben auch Athen und Rom ihre Grube sich selbst gegraben und mit

ihrem Untergange nur ihre Schuld gegenüber der Natur bezahlt. Wenn wir bedenken, daß der feinsinnigste Denker des Altertums, der größte Schüler des größten hellenischen Philosophen, daß Plato es aussprechen konnte, es gebe zwei Arten von Liebe, eine niedrige mit dem Weibe und eine höhere der Männer unter sich; wenn wir bei Betrachtung der zügellosen, mit Vorliebe den Verkehr mit Tieren darstellenden Wandmalereien in den einst unter Dampf und Asche begrabenen Straßen und Sälen Pompejis uns fragen, wie es damals erst in Rom ausgesehen haben mag: dann wissen wir zur Genüge, warum die alte Welt im Staube versinken mußte; denn ob man es nun Naturgesetz oder göttliches Gesetz nennt, ein Weltgesetz läßt seiner nicht spotten! — Und suchst du nach der tiefsten Stufe, zu der ein Volk herabsinken kann? Es ist die Vergötterung der Unnatur! Willst du nicht glauben, daß eine Beleidigung der Gottheit möglich ist, weil diese für dich nicht existiert, so mußt du doch anerkennen, daß das, was als religiöse, also höchste Pflicht oder als göttliche Norm hingestellt wird, die Sitte des Volkes unausrottbar durchsetzt. Die Griechen begnügten sich damit, die eigenen sittlichen Fehler ihren Göttern als Schwächen oder Launen nachzureden; in Babylons Tempeln aber wurde nicht nur die Prostitution, der jede Frau sich einmal im Leben hingeben mußte, sondern selbst die gröbste Unnatur unter dem Schilde der Gottheit betrieben, — darum ist auch dieses Volk, dessen Bauten wir noch bewundern, unheimlich rasch und spurlos von der Bildfläche verschwunden. Die Juden verdanken sicherlich viel von ihrer Lebenszähigkeit ihrem streng sittlichen Gottesbegriff, mögen sie ihm selbst durchschnittlich auch noch so unähnlich sein! Ebenso muß den seit Jahrtausenden im Niedergange begriffenen, aber noch so zahlreichen und anpassungsfähigen Chinesen nachgerühmt werden, daß zwar die verworfensten Laster bei ihnen verbreitet sind und die gemeinsten Ausdrücke ihre Sprache durchsetzen, daß sie aber das Laster niemals Tugend, das Böse nie gut und die Unnatur nie göttlich genannt haben. Und auch einen weisen chinesischen Spruch können wir gleich hierher setzen: „Wenn du auch nur eine Linie vom rechten Weg abkommst, so beträgt die Abweichung schließlich doch hundert Stunden.“

Man sage uns nicht, daß es verkommene Naturvölker gebe, die dabei sittlich rein seien: bei den Australiern suchen z. B. die Weiber ziemlich allgemein die Wirkung des Geschlechtsaktes zu beeinträchtigen, wenn eine zu hohe Kinderzahl zu befürchten steht; und die Syphilis war, wie es scheint, unter manchen Indianerstämmen schon verbreitet, ehe sie von den Spaniern nach Europa verschleppt wurde. — Man sage uns auch nicht, daß es bei uns denn doch viel besser aussehe oder gar, daß unsere Geschichte die oben entwickelte Folge von Aufstieg und Niedergang nicht erkennen

lasse. Die meisten Stämme, die im Mittelalter eine Blütezeit erreichten, sanken allerdings bis zu den tiefsten Stufen des Niedergangs zu beträchtlichen Teilen noch nicht herab, aber das steht nicht etwa im Widerspruche mit dem, was wir sagten. Da war das Christentum, dessen sittlich anregende Wirkung doch auch nicht unterschätzt werden darf, mag es damals auch meist mißverstanden worden sein; da war der Wetteifer zwischen den einzelnen, gleichzeitig nicht ganz auf derselben Stufe stehenden Völkern; da waren fortwährende Kriege und Epidemien, geistige Bewegungen, Kreuzzüge, große Seefahrten, die nicht nur einen gleichmäßigen Niedergang verhinderten, sondern sogar stets hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des einzelnen Stammes stellten und für die noch in Vermehrung begriffenen Glieder stets von neuem Platz schufen. Dazu kam endlich die zwanglose Erziehung der Kinder, die zunächst fast nur eine körperliche Ausbildung erhielten, sodaß erst die Erwachsenen zur Verwendung ihrer geistigen Kräfte kamen; das eigentliche Studium war zudem ein Monopol der ehelosen Geistlichkeit, deren mehrfach hervorgetretene sittliche Verderbnis immerhin nur in beschränktem Maße zum Erbübel werden konnte. — So weit aber die Völker des Mittelalters reichten, soweit reichte auch die Entartung. Bestand sie etwa niemals unter den reckenhaften Normannen?. „Als 1707 der König Island, dessen Bevölkerung durch eine ansteckende Krankheit zusammengeschmolzen, wieder bevölkern wollte, erließ er eine Verordnung, nach welcher die Mädchen und Frauen des Reiches, welche 4 bis 6 Kinder gebären würden, nicht beschimpft dastehen, sondern im Gegenteil ihrer ehrend gedacht werden sollte. Da sollen nun die jungen Mädchen mit solchem Eifer an der Wiederbevölkerung ihres Vaterlandes gearbeitet haben, daß es bald einer neuen Verordnung bedurfte, um dieses Uebermaß von Patriotismus zu hemmen. — Eine Frau war Mutter von 16 Kindern, von denen nur 10 sich verehelichten. Als sie, 93 Jahre alt, starb, zählte sie 114 Enkel, 228 Urenkel und 900 Kinder von diesen letzteren, im Ganzen 1258 Nachkommen" (Debay). Island, jetzt so verarmt durch vulkanische Umwälzungen, die das einst fruchtbare Land weithin zur Wüste machten, aber auch durch seine zwar noch nicht im Aussterben begriffene, immerhin aber an Hautkrankheiten, Aussatz, Trunksucht und ungenügender Nahrung langsam dahinsiechende Bevölkerung: dieses äußerste Vorland des Germanentums, von vielen dem sagenberühmten Thule gleichgestellt, ist „ein lichter Punkt in der Finsternis des Mittelalters" genannt worden; freisinnige demokratische Einrichtungen, eine freie und freigeistige Wissenschaft, eine blühende Litteratur herrschten dort zu einer Zeit, als in Europa nicht einmal alle Geistlichen auch nur schreiben konnten. Daneben können wir aber auch die Kehrseite, nämlich deutliche Spuren zunehmender Sittenverderbnis beobachten, insbesondere bei den nach Grönland und Amerika übergesiedelten

Stammesgenossen, die schließlich spurlos zu Grunde gingen. Aus den oben erwähnten Verordnungen geht hervor, daß vor 1707 eine Einschränkung der Kinderzahl auf Island nicht nur bekannt war, sondern als ehrenhafte Regel galt, wie auch die zweite Verordnung wieder auf diese Unsitte zurückgriff. Die Rasse war jedoch noch fähig, aufzuleben, und sobald ihr das normale Verhalten als verdienstlich hingestellt wurde, zog sie es dem abnormen vor, weil jenes ihrem natürlichen Empfinden noch mehr zusagte; solche Fälle waren im Mittelalter nicht selten, treten aber bei sehr langer Zeit im Niedergange befindlichen Völkern nicht mehr ein: vergebens suchen die Franzosen durch Bildung einer Liga, deren Mitglieder nicht etwa selbst mit gutem Beispiele vorangehen, aber doch den Eltern zahlreicher Kinder hohe Prämien zusichern wollen, die Zahl der Geburten wieder zu erhöhen; falls ein Volk hierin das natürliche Empfinden verloren hat, so nützt auch der Appell an die niedrige Habsucht nichts mehr, — umsoweniger, als es immer leichter und billiger ist, zwei Kinder ohne Prämie aufzuziehen, denn sechs mit Hilfe einer immerhin mäßigen Unterstützung. Staatliche Vorschriften sind gerade auf diesem Gebiete immer vom Übel, zumal es ja selbstverständlich auf die Zahl der Kinder an sich gar nicht ankommt: wenn ein Ehepaar dem Staate etwa sechs tüchtige Arbeiter und sechs tüchtige Hausfrauen schenkt, so ist das lobenswert und mag, falls die Leute wenig übrig haben, auch einer Unterstützung wert sein; wie aber, wenn einer Ehe meinetwegen 20 Kinder entspringen, doch fast alle nicht lebensfähig, oder gar als Krüppel, Stromer und Verbrecher dem Staate zur Last fallend? Namentlich sollte ein im ganzen noch kräftiges Volk sich dreimal besinnen, ehe es, wie vor kurzem die Buren Transvaals, Gesetze zur Begünstigung einer möglichst raschen und bedeutenden Vermehrung erläßt.

Innerhalb der deutschen Geschichte lassen sich mehrere Perioden des Steigens und Fallens unterscheiden. Ein Höhepunkt trat zunächst bei den einzelnen Stämmen ein, welche sich in den Besitz des weströmischen Reiches teilten, doch ging es damit so rasch zu Ende, wie es bei der Berührung von Naturvölkern mit in der Entartung weit vorgeschrittenen Kulturnationen stets der Fall war; immerhin haben die Italiener den Langobarden und die Spanier den Westgothen wesentlich zu verdanken, daß sie wieder auf lange Zeit lebensfähig wurden. Die Franken brachten es später zu weitgebietender Macht, unter Karl dem Großen; doch war damals von Kultur nicht viel die Rede, wie denn der große Kaiser selbst nicht schreiben konnte. Deutschland gelangte zu hoher Blüte im 12. Jahrhundert, unter den Hohenstaufen: haben doch damals Italiener, wie Äneas Sylvius, voller Bewunderung die Größe, die Pracht und den Reichtum

deutscher Städte gepriesen; auch die damalige, wirklich bedeutende und wenigstens von der großen Masse der jetzigen Deutschen lange nicht genügend gewürdigte Litteraturperiode spricht für sich, insbesondere steht Walther von der Vogelweide unter den deutschen Dichtern in seiner Art unerreicht da. Daß aber gleichzeitig ein sittlicher Zerfall begann, ist bestimmt genug zu erweisen, und zwar fand er seinen Ausdruck auch in der vom Interregnum an immermehr zunehmenden Zersplitterung der deutschen Kräfte, in dem mächtigen Hervortreten der Sonderbündelei und egoistischer Politik an Stelle starken Stammesbewußtseins. Als die Reformation einsetzte, war die Entartung, zumal in körperlicher und sittlicher Beziehung, mindestens ebensoweit vorgeschritten, als etwa gleichzeitig in Spanien: allerdings zeigte sich das deutsche Volk noch fähig, eine geistige, ideale Aufgabe von ungeheurer Tragweite aufzunehmen und zu verarbeiten; aber die Rasse war damals durchschnittlich entschieden kleiner und schmächtiger, als heute, Epidemien richteten furchtbare Verheerungen an, eine bedenkliche Verrohung weiter Volksschichten trat z. B. in den Bauernkriegen hervor. Die Reformation übte nun, wie jede große geistige Bewegung, einen unmittelbaren läuternden Einfluß aus; auf die Dauer hätte sie aber unseren Niedergang ebensowenig aufzuhalten vermocht, als seinerzeit das Christentum den des römischen Reiches, wäre nicht in ihrem Gefolge der dreißigjährige Krieg ausgebrochen. Kaum ein Ereignis der deutschen Geschichte wird so allgemein bedauert und verurteilt; und doch, so vernunftwidrig es zunächst klingt, dieser Krieg hat das Deutschtum gerettet! Der Niedergang hätte nicht rascher vor sich zu gehen brauchen, als etwa in Spanien, er hätte aber bei der geographischen Lage Deutschlands viel bedenklichere Folgen gehabt, als dort; die ringsherum wohnenden Völker hätten sich ein Stück des ohnmächtigen Staates nach dem anderen angegliedert, wozu ja bereits Frankreich mit Elsaß und die Schweiz mit den nördlichen Kantonen einen Anfang machten; die deutsche Sprache wäre wohl noch nicht am Erlöschen, schwerlich aber hätte sie eine klassische Litteraturblüte hervorbringen und zu einem der wichtigsten Bildungsmittel werden können. Polen kann uns ein Bild davon geben, wohin es mit Deutschland hätte kommen müssen! Vor diesem Schicksal bewahrte unser Volk jener furchtbare Krieg mit seinem Gefolge von Hungersnot, Pestilenz, Rechtlosigkeit und Verödung; der größte Teil der Bevölkerung ging unter, nur kräftige, kampfgerüstete Geschlechter vermochten sich zu halten. Und als dann der ziemlich allgemeine Niedergang der herrschenden Klassen schließlich zur drückenden Fremdherrschaft Napoleons führte, da war das neu herangewachsene Volk stark genug, um, sobald man seine Kräfte in Anspruch nahm, auf einen erneuten allgemeinen Aufschwung hinzuarbeiten, dem Deutschland wesentlich seine heutige Machtstellung verdankt; denn ohne einen starken Rückhalt im Volke hätten weder die Anführer in

den Freiheitskriegen noch die Männer, welche Deutschland einigten, großes und dauerndes leisten können.

Sehen wir nun zu, wie es mit der Entsittlichung bei uns steht! Zunächst ist das deutsche Volk im großen Ganzen noch im Aufsteigen begriffen, es vermehrt sich sehr rasch; aber es sind doch schon sehr bedeutende Unterschiede vorhanden. Nicht nur einzelne Geschlechter sterben aus, sondern den kräftigen, vorwiegend noch fast gesunden Oberbayern, Pommern und Friesen stehen in großen Städten, besonders denen des Königreichs Sachsen, ganze Volksschichten gegenüber, mit denen es — und zwar nicht nur bezüglich der Kinderzahl — entschieden abwärts geht; schon das Größenmaß der Rekruten giebt hierfür einen gewissen Maßstab. Die unteren und zum Teil schon die mittleren Stände etwa Leipzigs legen eine Sittenlosigkeit an den Tag, über die wir Portugiesen und Napolitaner mit Verwunderung reden hörten, und Hand in Hand damit geht geringe Charakterfestigkeit; ob man es nun in scherzhaftem Sinne auffaßt oder nicht, bezeichnend ist jedenfalls das dortige Sprichwort:

„Wer nischt erheirat't und nischt erbt,
Der bleibt ä armes Luder bis er sterbt!"

Für die Beurteilung Frankreichs kommt als erschwerende Thatsache hinzu, daß Paris eben dort in allem den Ton angiebt. Nun wäre es ungerecht, die Zustände in einer zudem als internationaler Mode- und Vergnügungsplatz dienenden Millionenstadt denjenigen eines großen, auch sonst stark bevölkerten Landes gleichzustellen; aber schon die große Geltung alles dessen, was aus Paris kommt, in ganz Frankreich, schon die peinlich durchgeführte Centralisation lassen darauf schließen, daß im klassischen Lande des Zweikindersystems der in der Pariser Litteratur vorherrschende, frivole und blasierte Materialismus sehr weite Kreise ergriffen hat; die nicht rein sachlichen illustrierten Zeitschriften sind in Frankreich geradezu Produkte der Pornographie, mag diese sich auch mit „Esprit" einführen und sich in gewissen, von allen namenchristlichen Kulturvölkern noch beobachteten Schranken halten.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auf die inneren Zustände aller heutigen Kulturvölker näher eingehen; für den, der hören will, reden da schon alltägliche Erfahrungen und Zeitungsnachrichten eine hinreichend deutliche Sprache. Nur noch auf ein ebenso deutliches als häßliches Kennzeichen zunehmender Entartung sei kurz hingewiesen: die widernatürliche Unzucht zwischen Angehörigen männlichen Geschlechts (Päderastie und Urningtum) ist in Deutschland wie in England gesetzlich strafbar (den Verkehr von Frauen unter sich scheinen unsere Gesetzgeber gar nicht für möglich gehalten zu haben); heute sind bei uns diese schweren Entartungsäußerungen bereits

so verbreitet, daß sogar jüngst ein Doktor Stronzo eine bereits von zahlreichen namhaften Gelehrten und Schriftstellern unterzeichnete Eingabe an den deutschen Reichstag in Umlauf setzte, worin die Abänderung der betreffenden Gesetze angestrebt wird, mit Hinweis auf das Beispiel der Staaten, wo jene Unzucht an sich nicht strafbar ist, sowie auf eine Reihe anderer Gründe; namentlich sei es ja nun wissenschaftlich erwiesen, daß die Erscheinung auf abnormer Konstitution beruhe, also eine persönliche Verantwortlichkeit nicht in sich schließe u. s. w. Was soll man zu dem Zustande eines Volkes sagen, bei dem *solche Bedürfnisse* sich allmählich *geltend machen*? *Wenn das Fortschritt heißt* . . .! In Spanien ist die Sodomie zwar nicht von der Regierung, aber beispielsweise vor kurzem durch den Gouverneur von Cadiz, der sogar unmittelbar, ehe die Sache herauskam, auf den höheren Posten in Barcelona versetzt werden sollte, geradezu begünstigt und gleich der Prostitution besteuert worden.

* * *

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, den *inneren Zusammenhang alles dessen, was wir Krankheit nennen, sowie der geistigen und seelischen Abstumpfung mit der sittlichen Entartung* eingehender zu schildern; denn dafür wäre viel Zeit und Raum nötig, und die geleistete Arbeit wäre insofern vergeblich, als jene Erscheinungen *bereits anderswo mit der größten Sachkenntnis ausführlich klargelegt* worden sind.

Aus dem Bisherigen erzielten wir ja das merkwürdige Ergebnis, daß das, was die Menschheit bedrückt, im Grunde auf einer wirklichen Krankheit beruhe; so kam also die Beseitigung des Übels der Wissenschaft zu, der Anatomie und Physiologie, die sich mit dem Menschen, und insbesondere der *Heilkunde*, die sich mit dessen abnormen Zuständen, die wir Krankheiten nennen, beschäftigt. Wir betonen es endlich an dieser Stelle, daß der Verfasser dieses Buches schon deshalb mit den oben entwickelten und beantworteten Fragen von sich aus nicht hätte fertig werden können, weil er bei allem Interesse daran doch nicht Medizin studiert hat. Von einem Arzte mußte die gründliche Beleuchtung der Entartung, ihrer Ursachen und Folgen zunächst ausgehen. Und dieser Arzt, dessen Werk eine unberechenbare Tragweite haben kann und soll, lebt unter uns; es ist ein Deutscher, *Doktor* Alfred *Damm* in Berlin. Auf seine Schriften weisen wir diejenigen hin, die sich über die Tragweite der Entartung und das Wesen der Krankheiten näher unterrichten wollen. Nur einiges mag zum Verständnisse hier noch beigefügt werden.

Vom menschlichen Nervensystem (Hirnmasse und Rückenmark) ist jetzt genau bekannt, was für Thätigkeiten seine einzelnen Teile zu leisten haben, also von wo z. B. die Verdauungs- oder die Herzthätigkeit oder die seelischen

Empfindungen ausgehen; krankhafte Veränderungen des Nervensystems entsprechen stets dem abnormen Verhalten oder der Abstumpfung der jeweiligen Teile des Organismus, ob sie sich nun auf leiblichem, geistigem oder seelischem Gebiete äußern. Die „Kulturkrankheit“ äußert sich, auch abgesehen von der geschilderten fortschreitenden Entsittlichung, durch ganz bestimmte, bei den Völkern allmählich häufiger und schließlich ziemlich allgemein auftretende Erscheinungen, während das Heer der sogenannten Krankheiten der Mannigfaltigkeit entspricht, welche aus den beim einzelnen jedesmal wieder etwas verschiedenen Lebensbedingungen sich ergiebt. Es ist mit alledem endlich der Weg zur Bekämpfung des Übels gegeben!

V.

„Aber“, so höre ich fragen, „was weiß denn die gelehrte Welt außer eurem Dr. Damm, was weiß unsere Erziehung von solchen als Grundursachen alles menschlichen Elends dargestellten Dingen? Oder, wenn sie wesentlich dieselbe Auffassung davon hegen, warum ist ihr Verhalten darin derart, als ob sie nichts von der Entartung wüßten?“ — Nun, von dieser scheinen sie allerdings nichts zu wissen, und im übrigen verhalten sie sich in der That so, als ob Dinge nicht vorhanden wären, deren Existenz ihnen ebenso gut bekannt ist oder sein sollte, als uns oder dem Dr. Damm. Wie wollen wir es aber erklären, daß die Entartung Jahrtausende hindurch fortbestehen und trotz oftmaliger Unterbrechungen immer weitere Kreise ziehen konnte, ohne daß die Menschheit oder wenigstens die Wissenschaft die Gesetze dieser abnormen Entwickelung erkannte? Ward je so etwas innerhalb der so hochstehenden „denkenden Menschheit“ erhört? — Wir wollen diesen Fragen näher treten, und zwar zunächst an der Hand der „Psychologischen Gesetze des Symbolismus“ des scharfsinnigen italienischen Gelehrten G. Ferrero.

Der Mensch liebt die Arbeit nicht, ja er verabscheut sie von Grund aus; die Gewohnheit der körperlichen Arbeit ist ihm so ziemlich anerzogen, aber dazu waren die Sklaverei, das Elend, das Schaffot nötig. Wie Herbert Spencer sagt, der größte Teil der Menschen arbeitet nur, weil die Notwendigkeit sie dazu zwingt. „Die Liebe zum Müßiggang ist sogar ein Merkmal, das man in allen Entartungsformen wiederfindet, denn da die Liebe zur Arbeit eine der jüngsten Bildungen der seelischen Evolution ist, so ist sie auch eine der ersten, die in pathologischen Fällen verschwindet“. Die Angst des Menschen vor geistiger Arbeit ist noch viel lebhafter; ja Ribots „freiwillige Aufmerksamkeit“ — d. h. die freiwillige An-

strengung, um den Gang der Bilder und Ideen zu regeln, indem man die zu einer gegebenen Arbeit nötigen im Bewußtseinsfelde behält, die anderen aber ausmerzt —, diese höchste Form geistiger Arbeit ist sogar unter den civilisirten Völkern wenig entwickelt: wenn die meisten Leute hier dazu bis zu einem gewissen Grade fähig sind und sich den Anforderungen des gesellschaftlichen Lebens in genügendem Maße angepaßt haben, so ist doch eine solche Arbeit den wenigsten ein Bedürfnis. „Die Aufmerksamkeit ist ein abnormer, nicht dauerhafter Zustand, der eine rasche Erschöpfung des Organismus zur Folge hat; denn auf die Anstrengung folgt Müdigkeit, auf die Müdigkeit funktionelle Unthätigkeit.“ Die Aufmerksamkeit ist denn auch immer nur eine teilweise und begreift nur sehr wenige Dinge. Die meisten Menschen, wie Richet bemerkt hat, verstehen sogar so wenig einen Zustand tiefer und dauernder Aufmerksamkeit, daß sie gerade diejenigen „zerstreut“ nennen, bei denen die Aufmerksamkeit mächtiger ist, d. h. die Denker, die, in einen Gedanken vertieft, weder Augen noch Ohren mehr für die übrigen Dinge haben. Nur ein kleiner Teil der menschlichen Ideen ist die Frucht freiwilligen Nachdenkens und zielbewußter Aufmerksamkeit; alle anderen sind das Produkt von Verbindungen, die sich allmählich und unbewußt in unserem Hirne gebildet haben, infolge von Sinneswahrnehmungen, welche die Dinge und die Naturerscheinungen in uns hervorbringen. Bei dieser „halbbewußten“ Form der Vernunftäußerung spielen Aufmerksamkeit und Nachdenken nur eine sehr kleine Rolle; am wichtigsten ist dabei die Häufigkeit und Unmittelbarkeit, mit welcher zwei Dinge in der Wahrnehmung verbunden sind: ein Matrose z. B. verbindet die Idee des Sturmes mit derjenigen der immer vorausgehenden Erscheinungen, die zuweilen ausbleibenden oder fernerliegenden Vorzeichen sind ihm weniger geläufig. Zu dieser Art des Gedankengangs, die unter den Menschen weit häufiger ist, als die wissenschaftliche, bedarf es nur eines sehr geringen Kraftaufwandes. — Der Mensch sucht alle Lebensfragen mit den Mitteln zu lösen, die er rasch, ohne viel Arbeit, finden kann, selbst wenn das Heilmittel nur vorübergehend wirkt, selbst wenn es die Übel, die es entfernen sollte, noch mehr verwickelt. Deshalb entwickelt sich die sociale Evolution in kleinen Stößen und kleinen Fortschritten: deshalb bilden sich die zusammengesetzten Ideen nach und nach aus der Anhäufung einfacherer Ideen, die eine geringere Arbeitsleistung erfordert haben. „In ihrem Beginn sind alle Einrichtungen, selbst die ewigsten und dauerhaftesten, zunächst vorläufige, im Hinblick auf ein beschränktes und begrenztes Ziel erfundene Hilfsmittel.“ — Der Widerwille des Menschen gegen die Arbeit ist erklärlich; das zumeist schwache Hirn ermüdet und erschöpft sich bald, denn jede Arbeit ist ein organischer Kraftverbrauch.

Auf dieser Grundlage nun sucht Ferrero den Ursprung und das Wesen der Sinnbilder zu erklären. Diese lassen sich einteilen in mnemonische (auf und durch das Gedächtnis wirkende), in emotive, Reduktionssymbole, mystische Symbole und Überlebungssymbole. Zu ersteren gehören z. B. die Bilderschrift und die Metaphern: jene, nebst den aus ihr hervorgegangenen Schriftformen, ist viel älter und unvollkommener, dabei aber weit komplizirter und schwerer zu entziffern, als unsere Buchstabenschrift, sobald sie dadurch zu einem System erhoben wird, daß ein Bild nicht mehr einfach den dargestellten Gegenstand bedeutet; denn der dem Schreiber geläufige Gedankengang, durch welchen ein anderer, vielleicht abstrakter Begriff mit dem Bilde verbunden wird, ist dem objektiven späteren Beobachter nicht ohne weiteres ersichtlich. Was die Metaphern betrifft, so ist eine Sprache umso bilderreicher oder, wenn man will, poetischer, je ärmer sie an Begriffen — namentlich für abstrakte Vorstellungen — ist. — Zu den Regungssymbolen gehören alle diejenigen Zeichen, welche eine Empfindung (als Liebe, Haß, Furcht, Bewunderung) durch ihre Anwesenheit verlängern oder stets von neuem erzeugen sollen; denn keine Gefühlsregung ist ewig, sie hört auf, wenn ihre ursprüngliche Energiemenge verbraucht ist und bedarf dann, um wieder zu erwachen, eines neuen Anstoßes: ein solcher kann durch den erneuten Anblick des Gegenstandes, welcher jenes Gefühl erweckt hat, oder auch eines Dinges, das mit ihm im Zusammenhange stand, hervorgebracht werden; hierauf beruhen der Kultus mit Dingen, die einer fernen geliebten Person angehört haben, der Wert, welcher auf Siegestrophäen, auf äußere Berufs- oder Ehrenabzeichen, auf Titel, Denkmäler, Gedächtnisfeiern u. s. w. gelegt wird. Und daß „die Zeit alles heilt", ist genugsam bekannt. — Die Reduktionssymbole finden ihre Erklärung darin, daß unsere Sinne uns kein vollständiges, objektives Bild der Außenwelt darbieten: wir sehen z. B. eine Wiese, doch während diese in Wirklichkeit aus einer Menge von Grashalmen besteht, so sehen wir darauf mit einem Blicke nur sehr wenige Grashalme; oder wir sehen eine beschriebene Seite, aber gleichzeitig mit Deutlichkeit nur wenige Buchstaben; so ist, wie Turgenjew ausführt, eine Beschreibung desto vollkommener, jemehr sie sich damit begnügt, die charakteristische Einzelheit festzuhalten, die für sich allein dem Geiste das zusammengesetzte Bild der ganzen Scene vor Augen führen kann. Hierher gehört die Eigentümlichkeit mancher Sprachen, die Mehrzahl durch Verdoppelung des die Einzahl ausdrückenden Wortes zu bilden, oder z. B. der im Mittelalter übliche Brauch, dem Käufer eines Feldes eine diesem entnommene Erdscholle vor Zeugen auszuhändigen. — Die Überlebungssymbole, als welche man die Eheschließung durch Raub oder Kauf bei manchen Stämmen (bei vielen Stämmen bestehen noch beide nebeneinander), den Zweikampf u. s. w. betrachten kann, haben ihren Grund darin,

daß die Menschheit Sitten und Bräuche, die ihr lange Zeit anhafteten, auch dann noch lange nicht aufgiebt, wenn sie ihrer vorgeschritteneren oder sonst umgewandelten Denkungsart nicht mehr entsprechen. Keine Umwälzung, keine Revolution oder Reformation hat sich ohne lange Vorbereitung vollzogen: **die Natur macht keine Sprünge!**

Am dunkelsten, verwickeltsten und zugleich am wichtigsten sind die mystischen Symbole. Die Logik eines Aristoteles oder Stuart Mill ist weit entfernt davon, uns die thatsächlichen Gesetze des menschlichen Denkens darzulegen; sie enthält eher deren ideale Gesetze, die, streng beobachtet, den Menschen soweit möglich zur Wahrheit führen würden; sie besteht in dem Studium und der Analyse jener Verbesserungsmethoden, welche unser Denken zur Wahrheit führen können, während die normalen Gesetze der Schlußfolgerung es zum Irrtume führen würden; sie zeigt, wie ein die Wahrheit suchender Mensch denken soll, aber nicht, wie in den meisten Fällen der Mensch denkt, wobei er findet, was er kann, die ganze oder halbe Wahrheit oder den völligen Irrtum. Der menschliche Verstand ist, wie die Sinnesorgane, nicht fehlerlos, sondern gewissen Gesetzen unterworfen, die uns je nachdem zur Wahrheit oder zum Irrtume führen; letzterer ist zuweilen das normale Ergebnis der menschlichen Schlüsse — in solchen Fällen ist eben die Wahrheit eine Ausnahme, eine Verbesserung der normalen Fehlschlüsse, zu welcher der Mensch gelangen kann, wie es ihm auch indirekt gelingt, die Sinnestäuschungen zu berichtigen. Man kann hieraus die Möglichkeit einer neuen Wissenschaft folgern, der „positiven Logik", welche die thatsächlichen Gesetze der Schlußfolgerung je nach Alter, geistiger Entwickelung und Kulturzustand des Menschen untersuchen müßte; die Logik ist nicht einzig, sie wechselt wie alles menschliche, sie wechselt wie ihr Erzeuger, das Hirn. Post hoc ergo propter hoc (was einer Erscheinung vorangeht, das ist seine Ursache), so lautet das normale Schlußfolgerungsgesetz der Kinder, der Wilden und vieler von uns. — Nehmen wir nun Stuart Mills „Konkordanzmethode", die zur Aufsuchung der Ursachen dient. Suchen wir die Ursache der Erscheinung a, so wird uns dies ohne weiteres gelingen, wenn wir dieses a in zwei verschiedenen Verbindungen (a b c und a d e) beobachten können und wissen, daß diesen beiden Fällen die Umstände A B C und A D E vorausgingen; wir werden dann schließen, A sei die ursächliche Vorbedingung zu a, denn B und C fehlten in der zweiten, D und E in der ersten der Verbindungen, auf welche die a enthaltenden Verbindungen folgten. Dies ist eine wissenschaftliche Schlußfolgerung, die hauptsächlich auf genauer und strenger Beobachtung der vorhergehenden Umstände beruht, und sich durch eine bedeutende Anstrengung gegen alle Irrtumswahrscheinlichkeiten zu schützen sucht. Die gewöhnliche Form der

Schlußfolgerung ist hingegen die halbbewußte, bei welcher die Aufmerksamkeit und das Bestreben, nebensächliches und zufälliges vom Wesentlichen zu trennen, nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Eines der wenig bekannten Gesetze dieser Form der Schlußfolgerung ist Ferreros „Bewußtseinsstillstand“. Wenn dem a immer A und diesem immer B vorangeht, so ist letzteres die Grundursache, und erst bei dieser wird der Gelehrte stillestehen; ist nun A mit Händen zu greifen, B hingegen nur durch aufmerksame Beobachtung, Vergleichung, Nachdenken oder Untersuchung der Thatsachen erkennbar, so bleibt dieses B der halbbewußt arbeitenden Menge als Ursache unbekannt. So haben Australier die Gewehre der Weißen um Schonung angefleht, während das tötliche Gewehr doch nur ein Werkzeug ist, so gut als der Spieß des Wilden; der Mensch hat aber von je seinen Arbeitswerkzeugen eine übertriebene Bedeutung beigemessen, und noch heute „berechnet“ man die Kriegstüchtigkeit der Staaten einfach nach der Zahl ihrer Mannschaften, ihrer Waffen 2c. Alles jagt nach Gold, das doch an und für sich vollkommen wertlos, nur ein Mittel zu bequemerem Austausche der Erzeugnisse der Arbeit ist: Völker, die wie die Spanier vor wenigen Jahrhunderten all' ihr Trachten auf den Erwerb von Gold und auf müßigen Lebensgenuß setzten, sind dabei verarmt, denn das Gold floß naturgemäß den arbeitenden Nationen zu; ebenso sind kaum je einem Goldgräber die mühsam erworbenen Schätze zu gute gekommen, die meisten gaben sie an Händler, Wirte und sonstige Spekulanten ab. Man hat auch den Schriftzeichen, Zahlen u. s. w. mystische Bedeutungen zugeschrieben: der Unwissende schließt, der Gelehrte verdanke sein Wissen seinen Büchern, also wohne diesen eine Geisteskraft inne, während doch auch das beste Buch nichts weiter ist, als eine Sammlung von Schriftzeichen, zum leichteren Austausche der Gedanken bestimmt, und es demnach lediglich auf die Gedanken ankommt, die in dieser oder auch in anderer Weise geäußert werden können. Oder weil man weiß, daß viele Menschen durch ihre Rede auf andere einen Einfluß üben, so schreibt man dem Worte selbst eine Macht zu; daß Gott durch sein Wort Welten schaffen konnte, schien vielen nicht unglaublich, ohne daß sie die metaphysische Idee der Allmacht Gottes fassen konnten; hierauf beruht auch der Glaube an Zauberformeln, an die unmittelbare Wirkung des Segens oder des Fluches — wie z. B. der Segen Isaaks unwiderbringlich dem Jakob zu gute kam, obwohl sein Spender ihn dem Esau zu geben vermeint hatte. Hierher gehört ferner der Glaube vieler Katholiken an die Heilsamkeit des gedankenlosen Hersagens einer Anzahl unverstandener Gebetsformeln oder der Buddhisten an die Wirkung ihrer weit praktischeren Gebetsmühlen; viele Evangelischen aus dem Volk sehen ähnlich in dem unterschieds- und verständnislosen täglichen Lesen eines Abschnittes der Bibel, wobei natürlich auch die Geschlechtsregister und dergl. drankommen, eine Pflicht, und mancher-

orts besteht die Sitte, einem Sterbenden das heilige Buch an Stelle des Kissens unter den Kopf zu legen.

Ein zweites Gesetz des unvollkommenen Denkens ist der Regungsstillstand. Eine Gefühlsregung ist immer mit einer gewissen Anzahl von Bildern und Ideen, z. B. von der Person oder der Sache, welche sie erregt haben, verbunden, — ja, ganz kann sie von solchen nie getrennt werden; manchmal tritt nun die durch etwas dargestellte Idee oder bildliche Vorstellung ganz zurück, und das Gefühl verbindet sich dann nicht mehr mit der Vorstellung von einem Gegenstande, sondern mit der Wahrnehmung des diesen darstellenden Sinnbildes. So bleibt die Anbetung der Gottheit meist bei der Verehrung ihrer Bildnisse stehen; die Israeliten, die kein Bild Gottes besaßen, glaubten an die Wunderkraft ihrer Bundeslade, wie die Muhamedaner an diejenige des schwarzen Meteorsteines in Mekka. Im Katholicismus sieht und versteht die große Menge nur den Bilderkultus: sonst gäbe es doch z. B. nicht innerhalb der allgemeinen Verehrung der Heiligen Jungfrau so zahlreiche und mannigfache Unterscheidungen, die Verehrung der Jungfrau von Loreto, von Oropa, von Lourdes u. s. w., die alle besondere Eigenschaften und Kräfte haben sollen; hier ist doch wohl klar, daß man eben nicht die Jungfrau, sondern eines ihrer Bilder verehrt. Es besteht also zwischen der Gottheit und ihrem Bilde eine Verwechslung, welche gut durch die Theorie des Regungsstillstandes erklärt wird: „Gott ist nie von Jemandem gesehen worden; man kann also von ihm nur ein durch die Einbildungskraft ohne Hilfe der Sinne geschaffenes, gewissermaßen originales Bild in sich tragen: um aber ohne Hilfe der Sinne eine ziemlich lebhafte Vorstellung vollständig neu sich zu bilden, bedarf man einer bedeutenden geistigen Entwickelung und einer ziemlich großen Anstrengung. Daher entspricht auch im Bewußtsein der meisten Menschen dem Begriffe der Gottheit nur eine sehr undeutliche und wenig scharfe Vorstellung. Hieraus folgt: wenn der Landmann ein Kreuz oder sonst ein religiöses Sinnbild sieht, das in ihm die Empfindungen von Furcht und Respekt erweckt, welche die religiöse Gefühlsregung zusammensetzen, — so verbindet sich die im Bewußtsein sehr wenig klare oder scharfe Idee oder bildliche Vorstellung der Gottheit nur schwach oder gar nicht mit der Sinneswahrnehmung. Die durch den Anblick der Sinnbilder und durch das religiöse Gefühl hervorgebrachten Empfindungen sind dem Geiste allein gegenwärtig; diese Gefühle können nur dem Sinnbilde gelten, denn dessen Wahrnehmung allein ist mit der Gefühlsregung verbunden und erklärt sie, hingegen fehlt die Idee oder das innere Bild der Gottheit, welche beim vollständigen seelischen Vorgange die Gefühlsregung erklären sollten. Diese bleibt also beim Sinnbilde stehen; und das Symbol wird verehrt an Stelle der Gottheit, die es darstellen sollte“. — Daher auch die Abneigung

überlegener Geister, von Moses und Muhamed bis auf Pascal und Matthew Arnold, gegen den Bilderkultus, der ihnen eine grobe Entheiligung der Religion zu sein schien; ihre Einwände waren zwar von ihrem persönlichen Standpunkte aus vollkommen gerechtfertigt, keineswegs aber von demjenigen der Psychologie der großen Massen. Dieser an Stelle der geistigen Religion Christi getretene Götzendienst bildet einen neuen Beweis für die Wahrheit der Behauptung, daß das Christentum die Welt nicht verbessert, daß vielmehr die Welt den göttlichen Gedanken Christi zu einem barbarischen gemacht hat.

Dieser Satz steht, nebenbei bemerkt, der auch von Ferrero an anderer Stelle befürworteten Annahme entgegen, als sei die Religion ursprünglich aus dem Ahnenkultus hervorgegangen. Der alttestamentliche Gottesbegriff ist mindestens so alt, als die mesopotamische Kultur; es widerspricht der Erfahrung, wenn man behauptet, er sei durch die Kultur allmählich hervorgebracht und vertieft worden; nur hat sich die große Masse des Volkes Israel wie der späteren Christenheit nicht reif für ihn gezeigt. Sokrates und überhaupt die größten Philosophen des Altertums zeigen uns wohl, wie weit es ein Kulturmensch, ohne Gott zu kennen, in der Erkenntnis der Seelenwelt, in der Hoffnung auf die Möglichkeit eines besseren Jenseits und damit in der Überwindung des Todesschmerzes bringen kann; wenn sie aber die Götter ihres Volks gute Götter sein ließen und höher hinausstrebten, so fanden sie doch Gott nicht, sondern höchstens einen unbestimmten Urgrund aller Dinge, wie ihn auch der Materialist im Weltäther kennt. Andererseits haben alle Naturvölker religiöse Vorstellungen, während viele, solange man sie kennt, ihren Toten keine Verehrung, ja nicht einmal eine Bestattung zuteil werden ließen; manche geben sogar die nicht mehr arbeitsfähigen Greise dem Hungertode preis. Spuren des Ahnenkultus hätten sich aber bei niedrigstehenden Stämmen doch umsomehr erhalten müssen, als sie sich bei den vorgeschrittensten Völkern trotz ihrer vervollkommneten Religion durch Jahrtausende erhielten: ein Christ hat doch wohl keine religiöse oder sittliche Pflicht, für den Leichnam eines seiner Angehörigen zu sorgen; wenn er es thut, so thut er es eben aus „Pietät“, dank einer von altersher überlieferten Sitte.

Wir können jene Darstellung Ferreros noch etwas weiter ausführen. Der tiefere Sinn, der geistige Inhalt des Christentums war immer nur einem kleinen Bruchteile der Christenheit geläufig; von ihrem Triumphe innerhalb des römischen Reiches ab war die katholische Religion äußerlich oder, wenn man will, sachlich nur eine umgedeutete Fortsetzung der altheidnischen Kulte: an Stelle der menschenähnlichen Götter traten die Heiligen, an Stelle des örtlich besonders verehrten göttlichen „Patrons“ der Schutzheilige, an Stelle der obersten Göttin die Maria, an Stelle

des Pontifex maximus der Papst. Der geistige, mit unbegreiflichen Eigenschaften begabte Gott stand der Vorstellung der Menge, im Mittelalter sogar fast der ganzen Christenheit so fern, daß es nur natürlich war, wenn an seine Stelle ein menschliches Wesen trat, das Weib, welches der Welt den Heiland geboren hatte. Die katholische Vorstellung von der Maria ist, trotz ihrer Vervielfältigung und ihrer Wundergaben, mit durchaus menschlichen, also endlichen und unvollkommenen Eigenschaften ausgestattet; ja es fehlen ihr sogar nicht menschliche Schwächen, denn eine solche ist gewiß ihre unterschiedslose, unabänderliche Gutmütigkeit: so berichtet der Heilige Alfonso Maria de Liguori, der Begründer der Redemptoristen, als ein Beispiel ihrer unendlichen Barmherzigkeit und Dienstwilligkeit die „Thatsache“, daß einst die Pförtnerin eines Klosters entlief, um sich einem liederlichen Leben hinzugeben, aber vorher die ihr anvertrauten Schlüssel vor dem Madonnenbilde niederlegte; dies genügte, um die Mutter Gottes zu veranlassen, an Stelle der Entlaufenen deren Klosterdienst zu versehen, bis es dieser nach 15 Jahren paßte, zurückzukehren. Auch Gott wird, nebenbei bemerkt, eine Schwäche angehängt, wenn es bei demselben Schriftsteller heißt: „Es ist ganz und gar unmöglich, daß ein Verehrer Maria's verloren geht; unmöglich aber auch, daß ein Sünder ohne ihre Gunst und Hilfe sich rettet. — Es ist schwer durch Christus, leicht durch Maria selig zu werden. — Alles dient der Maria, Gott selbst nicht ausgenommen.“ — Die Reliquienverehrung ist ihrem Wesen nach vom Bilderkultus kaum verschieden; an Stelle der Abzeichen der Gottheit treten Gegenstände, die ihr gehört haben sollen, und auf diese wird nun die Empfindung übertragen, ähnlich wie von einem Liebenden auf die Andenken der fernen Geliebten, nur daß in letzterem Falle normalerweise der Gedanke an eine Person immer im Vordergrunde bleibt.

Wie Ferrero weiter ausführt, tritt ein Regungssinnbild zuweilen an Stelle des von ihm dargestellten Begriffes und wird zum mystischen Symbol, weil die Empfindung zu vielseitig und zu abstrakt wird. So diente die Fahne zunächst nur einem kriegerischen Stamme als Sammelzeichen im Felde und bezeichnete somit die noch sehr einfachen Pflichten und Rechte des einzelnen Stammesangehörigen gegenüber der Gesamtheit; denn trat der Einzelne nicht für die Verteidigung des Heimwesens ein, so mußte der Stamm von den Feinden bald unterjocht oder vernichtet werden. Gegenwärtig hätte das Gefühl der Vaterlandsliebe im modernen Menschen sehr viel abstrakter werden sollen; aber es ist eben heute dem Angehörigen eines Kulturstaates unmöglich, sich eine entsprechende Idee vom Vaterlande zu bilden. Daher die Bedeutung der vaterländischen Sinnbilder und Wappen, der im Bilde dargestellten Verkörperung der Nation und vor allem der Fahne, deren Beschimpfung im Frieden einen Krieg herbeiführen kann, deren Verlust

im Kriege als größte Demütigung gilt; auch die Notwendigkeit eines sichtbaren Staatsoberhauptes selbst bei den Republiken entspricht dem Bedürfnisse nach Verstofflichung einer so abstrakten Idee. Ebenso sind unsere Vereine, unsere Parteien u. s. w. die Träger von oft sehr zusammengesetzten und schwer zu umgrenzenden Zielen; stets hat sich auch bei ihnen das Bedürfnis nach äußeren Abzeichen fühlbar gemacht: noch heute versteht man unter den Schwarzen die Klerikalen, unter den Roten die Radikalen u. s. w.; die größte Begeisterung herrschte, als Ludwig XVI. sich dem französischen Volke mit der dreifarbigen Kokarde an Stelle der blauen zeigte, denn die Menge sieht eben nicht, welcher Abgrund die äußerliche Änderung des Sinnbildes von der inneren der Ideen und der politischen Neigungen trennt. Aus diesem Grunde ist es für den Menschen dermaßen bequem, eine einfache, einem materiellen und sichtbaren Symbole geltende Gefühlsregung an Stelle einer zusammengesetzten und abstrakten zu setzen, daß er sich dieser Umsetzung selbst dann bedient, wenn die ursprüngliche Gefühlsregung ihrer gar nicht bedarf oder nicht mehr vorhanden ist: die konventionelle Lüge erreicht auf diese Weise leichter ihr Ziel. — Abgesehen von diesem besonderen Falle war aber die Nützlichkeit des Sinnbildes von diesem Gesichtspunkte aus unberechenbar: in 10 oder 12 Jahrhunderten kann, wie die Kulturvölker Nordeuropas beweisen, ein Volk einen ungeheuren Kulturfortschritt erzielen, während doch die mittlere Intelligenz des Einzelnen in so kurzer Zeit sich kaum vervollkommnet; der Mensch als Einzelperson wird vom Menschen, als Mitglied einer Gesellschaft betrachtet, weit überflügelt. Wenn daraus keine ernstlichen Störungen entstehen, so hat man es zum Teil dieser durch den Regungsstillstand hervorgebrachten Klasse von Sinnbildern zu verdanken: infolge des zu raschen socialen Fortschrittes sollte der Kulturmensch viel zusammengesetzterer und abstrakterer Gefühlsregungen fähig sein, als die Stufe seiner geistigen Evolution es mit sich bringt, da diese eben viel langsamer vor sich geht; das mystische Symbol und der Regungsstillstand schaffen aber einen praktisch ziemlich genügenden Ersatz für jene Gefühlsregungen. — Wir können hinzufügen, daß das Verhältnis des Einzelnen zur rasch fortschreitenden Gesamtheit auch jedem, der nur geringes leisten konnte, zum Troste gereichen mag, denn es hat infolgedessen innerhalb der Menschheit nie eine ganz vergebliche oder unnötige Arbeitsleistung gegeben.

Das gesellschaftliche und religiöse Ceremoniell war ursprünglich weder streng geregelt noch sinnlos, wie heute. Die Begrüßung z. B. entsprang zunächst dem Wunsche des Schwachen, dem Stärkeren seine Unterwürfigkeit dadurch zu bezeugen, daß er sich körperlich außer Stand setzte, anzugreifen oder sich zu verteidigen. Die religiösen Pflichten, als Opfer, Weihgeschenke, in bestimmter Stellung an einem bestimmten Orte

zu verrichtende Gebete u. s. w., entsprachen der mehr oder weniger groben und menschenähnlichen Vorstellung, die man von der Gottheit hatte. Obwohl nun aber die sogenannten gesellschaftlichen Pflichten, die höfliche Begrüßung und dergleichen heute gar keinen Sinn mehr haben, so halten wir doch daran fest und die Nichtachtung dieser Bräuche gilt als Roheit, wenn nicht als schwere Beleidigung. Das alles wird einem eben von Kind auf anerzogen und eingeschärft, man sieht, daß die anderen ein Gewicht darauf legen und macht es daher ohne weiteres nach; wem es aber nicht anerzogen ist, der muß derlei sonderbar finden, und wenn wir etwa über die Sitte des Nasenreibens bei der Begrüßung lachen, so darf der Neuseeländer billig unsere Sitte des Hutabnehmens verspotten. — Ganz ähnlich sind die Bräuche und Vorschriften der meisten Religionen sinnlos. Die Gebete und Hymnen der katholischen Kirche sind — weil eben zur Zeit, als jene zur Herrschaft kam, die lateinische Sprache innerhalb der abendländischen Christenheit herrschte — in dieser heute mindestens der großen Mehrheit unverständlichen Mundart abgefaßt; die Kirchensprache der Slaven, das Altbulgarische, ist ausgestorben; die Juden bedienen sich des ihnen meist nicht mehr geläufigen Hebräischen, die Abessinier des selbst von ihren Priestern in der Regel nicht verstandenen Geez, die Buddhisten des uralten Pali. Wenn ein ungebildeter Mensch der Maria ein Geschenk weiht, so läßt sich dies vielleicht durch seine rohe Vorstellung von der Gottheit und der Art, wie man sie sich geneigt machen kann, rechtfertigen, und insoweit mag man es auch begreiflich finden, wenn ein sizilianischer Räuber vor einem Raubmorde seinen Schutzheiligen um Beistand anfleht und ihm dafür etwa ein paar Kerzen verspricht. Wenn hingegen ein gebildeter Mensch der Maria eine Kostbarkeit schenkt oder irgend ein Gelübde macht oder eine Wallfahrt antritt, so thut er dies gewiß nicht mehr in der inneren Überzeugung, daß die Gottheit sich darüber freuen oder ihm deshalb gewogen sein wird, denn das widerspräche ja durchaus seiner höheren, geistigen Vorstellung vom göttlichen Wesen; und doch lassen sich, als Seitenstück zu jenen Banditen, gebildete Frauen erwähnen, welche den Beistand der Maria oder von Heiligen anriefen, um etwa ihren ungeliebten Gemahl zu beseitigen und dann mit einem anderen sich zu vereinigen! Auch der Glaube an die Verdienstlichkeit guter Werke vor Gott gehört hierher. Das alles thut man eben, weil einem von Kind auf solche religiösen Pflichten als notwendig eingeschärft werden, und weil ein besonders kritisch veranlagter Geist dazu gehört, um die Sinnlosigkeit allgemein verbreiteter Gebräuche zu erkennen. Auch die Protestanten des Durchschnitts sind von diesem Fehler nicht durchaus frei: viele halten es für eine unumgängliche Pflicht, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen, ihre Kinder taufen zu lassen und von Zeit zu Zeit

das Abendmahl zu nehmen, ohne sich dabei weiter etwas zu denken; nun hat das alles aber an sich keinen Sinn, es kommt auf den seelischen Zustand und das Verständnis an; Taufe und Abendmahl sind an sich gewiß unwirksame Sinnbilder, Erinnerungs- und Kennzeichen einer höheren Umwandelung, die durch sie befördert werden kann, falls jene eben zur Erregung religiösen Gefühles und innerer Zusammengehörigkeit der Christen beitragen; keineswegs ist aber das innerliche Christentum an jene Zeichen gebunden oder bedarf ihrer: bei der Kindertaufe ist das ja von vornherein ausgeschlossen. Die Katholiken verfehlen nie, auf Sterbeanzeigen beizufügen, der Tote sei „mit den heiligen Sakramenten der Kirche versehen" entschlafen; an sich ist dieser Brauch eher schön, als das Gegenteil, doch erblickt die Mehrzahl in ihm eine Art Laufpaß für das Jenseits, daher auch Personen, die ihr Leben lang sich um Religion nicht kümmerten, dadurch schließlich doch ihre Zugehörigkeit zur Kirche bekräftigen, wie denn auch der Kaiser Konstantin sich erst kurz vor seinem Tode noch taufen ließ. Es sind uns Beispiele von Totkranken anderer Konfessionen bekannt, die in Spitälern noch im letzten Augenblicke zum Katholizismus „bekehrt" wurden, obwohl sie sicherlich nicht mehr zurechnungsfähig waren und obwohl es sich nicht um Erbschleicherei handeln konnte. Ja, wir bekamen sogar eine Statistik zu Gesicht, in welcher einerseits die Anzahl der im Schoße der katholischen Kirche verstorbenen Menschen und andererseits, freilich in noch weit unzulänglicherer Weise, diejenige der außerhalb der Kirche abgeschiedenen geschätzt war. Die einen sollten nun die Bevölkerung des Himmels, die anderen diejenige der Hölle darstellen; nun, zu Dantes Zeit war man anderer Meinung! — Der Sonntag ist vom christlichen Standpunkte aus bestimmt, dem vergeßlichen Menschen den Gedanken an Gott stets von neuem nahezulegen; an sich ist aber er, oder ist die Siebenzahl nicht heiliger, als irgend ein anderer Tag oder eine andere Zahl; und wer dem Sabbath eine höhere Bedeutung beimißt, der müßte überdies folgerichtig den von Juden und auch von Christus gefeierten Samstag heiligen — oder, um ganz sicher zu laufen, beide Tage, wie die Abessinier es thun! Sehr feinsinnig ist eine allerdings nicht beglaubigte Erzählung, die sich im Codex des Beza findet: „Als er (Jesus) an demselbigen Tage jemanden am Sabbath arbeiten sah, sprach er: O Mann, wenn du weißt, was du thust, so bist du gesegnet; wenn du es aber nicht weißt, so bist du verflucht und ein Übertreter des Gesetzes". Wer etwa ein Heiligenbild in der Absicht beschädigt, die Gottheit zu beleidigen, der ist ein Gotteslästerer; hingegen lag die Absicht der meisten „Bilderstürmer" gerade in einer höheren Ehrung der Gottheit, und was sie thaten steht durchaus auf einer Stufe mit der Verbrennung eines Götzen durch einen katholischen Missionar, oder mit der Fällung der Donareiche durch Bonifacius. — Eine Wohlthat für die Menschheit ist der Sonntag

allerdings; denn das Verhältnis von einem Ruhetag zu sechs Arbeitstagen hat sich als unseren Bedürfnissen so sehr entsprechend bewährt, daß der Versuch der französischen Revolutionsmänner, eine zehntägige Woche an Stelle der siebentägigen zu setzen, sich bald als thöricht herausstellte: wie Dr. Damm ausführt, sechs Tage, an denen man vorwiegend den Reiz körperlicher oder geistiger Arbeit auf sich wirken läßt, dann ein für die übrigen Reize bestimmter Tag, das ist eine dem Gesunden durchaus zuträgliche, weise Zeiteinteilung. Viele sonst sinnlose religiöse Gebräuche sind in ähnlicher Weise heilsam, so das Fasten — namentlich in warmen Ländern, die Waschungen u. s. w.

Zur Erklärung der Zähigkeit sinnloser Sitten stellt nun Ferrero die Theorie des Ideen- und Regungsstillstandes auf, der die Ideen tief verändert (darin also dem Bewußtseinsstillstande gleicht) und gleichzeitig die Gefühle gewissermaßen von ihrer Stelle rückt; er beruht darauf, daß der Mensch, wie Lombroso sich ausdrückt, von Grund aus konservativ und ein Feind des Neuen ist. Nehmen wir den oben angeführten Urgrund der gesellschaftlichen und religiösen Sitten vor und sehen wir uns diese Vorgänge näher an. In dem einen Falle will ein Schwacher erstens einen Starken sich geneigt machen; zweitens denkt er, daß die ausgeführte Bewegung dazu dienen kann, und zwar — drittens — weil der Starke wohl einsehen wird, daß die Bewegung den, der sie macht, außer Stande setzt, ihm selbst Schaden zuzufügen. Im anderen Falle will ein Mensch erstens die Gottheit sich geneigt machen; zweitens glaubt er dies durch Thaten oder Gebräuche erreichen zu können, welche — drittens — der Gottheit gefallen werden, wenn sie der Vorstellung entspricht, die der Mensch sich von ihr macht. Nun wird aber in beiden Fällen der dritte Bewußtseinszustand, also derjenige, welcher zur inneren Rechtfertigung des Verfahrens dient, dann überflüssig werden, wenn das Verfahren oder der Brauch geregelt und seine Erfüllung als Pflicht gefordert wird; dies trifft im ersten Falle zu, wenn der Starke die ihm bezeigten Furcht- und Unterwürfigkeitsäußerungen, weil sie ihm schmeicheln, als ein Recht für sich in Anspruch nimmt: sehen wir von Freundschafts- und Verwandtschaftsbezeugungen ab, so grüßte man in der That anfangs nur den Höhergestellten, später auch den Gleichgestellten, und wesentlich erst seit der französischen Revolution ist die Höflichkeit auch Niedrigerstehenden gegenüber Brauch. Im zweiten Falle trat ein Priesterstand zwischen den Einzelnen und die Gottheit, er regelte den Kultus und machte dadurch weitere Gedanken über die Zweckmäßigkeit des letzteren überflüssig; dies war umso leichter, da die Gottheit kein sichtbares, mit leicht erkennbaren und wechselnden Eigenschaften ausgestattetes Wesen ist, dessen Charakter man in Betracht ziehen muß, wenn man ihm gefallen will. So sah man schließlich in aus alter Zeit übernommenen Bräuchen,

die aber gar nicht mehr die Anzeichen eines damit verbundenen seelischen Zustandes sind und daher keinen Sinn mehr haben, die wahren Pflichten der Gläubigen; ebenso erblickten andere ihre Aufgabe gegenüber ihren Mitmenschen nicht mehr in Offenherzigkeit und Menschenliebe, sondern in der Erfüllung von gesellschaftlichen Pflichten und Modevorschriften, die ja besonders innerhalb gemischter und großenteils entarteter Völkerschaften den Verkehr wesentlich leichter und angenehmer gestalten, deren ausschließliche und gleichmäßige Ausübung aber nur charakterlosen Personen genügen kann. Nun wird aber der Mensch Ideen und Gewohnheiten erst dann aufgeben, wenn die Erfahrung ihn lehrt, daß sie mit den Existenzbedingungen und den Anforderungen des Lebens nicht mehr im Einklange stehen. Bei sinnlosen, von der Vernunft unabhängigen Bräuchen ist dies niemals der Fall, und hierauf beruht die große Ausbreitungsfähigkeit der mystischen Sinnbilder, der religiösen und abergläubischen Bräuche u. s. w. Die Nachahmung ist umso leichter und daher auch häufiger, je unbewußter, von Willen und Bewußtsein unabhängiger sie ist. Wer eine praktische, sinnvolle Neuerung einführt, der prüft erst, ob sie sich bewähren wird, und bedenkt sich die Sache; bei sinnlosen Bräuchen, bei der Mode u. s. w. geht es hingegen wie bei der unbewußten Nachahmung, welche die Kinder und Affen ausüben, oder welche gewisse körperliche Bewegungen und sichtbare Gefühlsregungen auf Unbeteiligte überträgt: man weiß ja, wie „ansteckend“ das Gähnen, das Lachen, die Zornesausbrüche sind. Es genügt oft, ein Gefühl im Spiele durch Gebärden auszudrücken, um es allmählich in sich zu erwecken, und hierin beruht z. B. die Bedeutung der die Unterwerfung bildlich darstellenden und so die Andacht befördernden Gebetsstellung: mit der Cigarre im Munde, dem Hut auf dem Ohre, den Händen in den Taschen und den Beinen auf dem Tische wird schlechterdings Niemand andächtig sein können! — Manche Ideen bleiben dem Bewußtsein immer gegenwärtig, aber nur infolge unausgesetzter Beschäftigung und Anregung; so ist es z. B. mit dem Inhalte einer Wissenschaft bei einem Fachmanne. Die Dauer der unnützen Bewußtseinszustände ist dagegen nie sehr lang: was einem Nebensache ist, das vergißt man meist sehr bald.

Oft äußert sich aber auch der Ideen- und Regungsstillstand bei einer Persönlichkeit gelegentlich ihrer steten Wiederholung gewisser geistigen Arbeitsleistungen. So sind Verordnungen und Gesetze immer nur ein rohes, unvollkommenes Zeichen des Willens des Gesetzgebers, ihre Gesamtheit bietet eine Sammlung summarischer Anleitungen; sicherlich hatte kein Gesetzgeber die Absicht, daß spätere Richter dem von ihm etwa nicht vorgesehenen Unrechte ratlos gegenüberstehen sollten. Der Beamte sollte sich nun in jedem Einzelfalle fragen,

wie die Idee des letzten Zieles und die Begründung einer gesetzlichen Bestimmung und wie die bei ihrer Abfassung vorgesehenen häufigsten Fälle zu dem vorliegenden Falle sich verhalten, ob also die buchstäbliche Anwendung des Gesetzes hier dem Zwecke des letzteren entsprechen, ob sie nicht vielmehr ein sinnloses Ergebnis zeitigen wird; das wäre aber eine sehr mühsame Gedankenarbeit, und viel bequemer ist es, einfach in jedem Falle das vorgeschriebene Gesetz buchstäblich anzuwenden, zumal man ja schon so genug zu thun hat und der Staat wohl den Dienst des Gesetzes, nicht aber dessen verständige Erläuterung verlangt. Namentlich gerade bei „Bureaukraten“ wird eine derartige Pflichtauffassung durch langwierige Gewöhnung oft zum organischen Fehler: sie werden unfähig, das Recht anderswo, als in der peinlichen Erfüllung des Gesetzesbuchstabens zu sehen. — Wie oft kommen heutzutage Urteile vor, deren Widersinn eben nur durch solche Herrschaft der Schablone entschuldigt werden kann; ja, wenn dieser Widersinn allzu grell hervorsticht, so fühlen sich die Richter bemüht, zu sophistischen Ausflüchten und zweifelhaften Umdeutungen ihre Zuflucht zu nehmen, wie z. B. in folgendem Falle: vor nicht langer Zeit flog in einer französischen Stadt ein Kanarienvogel seinem Besitzer davon und gelangte schließlich ins Zimmer eines Herren, der ihn fing und behielt; der frühere Besitzer klagte nun diesen des „Diebstahls“ an, offenbar ohne Recht; aber ein solcher Fall war im Gesetzbuche nicht vorgesehen, und so fand der Gerichtshof heraus, ein davongeflogener Kanarienvogel sei als „wildes Tier“ zu betrachten, — während doch Jedermann weiß, daß dieser Vogel in Europa nicht wild vorkommt und des Klimas wegen auch gar nicht fortkommen könnte.

Fast alle Wissenschaften haben mit der deduktiven Methode begonnen; die reine Logik ist ein psychologischer Vorgang, der weniger anstrengt, als die Beobachtung und Erfahrung, welche die Vergegenwärtigung einer großen Menge von Thatsachen erfordern, die man ordnen und aus denen man erst seine Schlüsse ziehen muß; um hingegen aus einer gegebenen Vorbedingung einen Schluß zu ziehen, genügt eine viel kleinere Zahl von Bewußtseinszuständen. So bestanden selbst die Physik und die Chemie ursprünglich aus einer Reihe von Schlüssen, welche aus einem beobachteten oder zufällig aufgestellten Prinzipe gezogen waren. — Wie ferner Neumayr sagt: „Es ist eine merkwürdige, sich immer wiederholende Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaft: eine neue und richtige Auffassung, die sich nicht auf ein neues handgreifliches Material von Thatsachen, sondern auf eine bessere Deutung schon bekannter Beobachtungen stützt, gelangt nicht dadurch zur allgemeinen Annahme, daß die Gegner durch die Macht der Gründe widerlegt und überzeugt werden, sondern dadurch, daß dieselben aussterben und die junge Generation die neue Theorie als selbstverständlich hinnimmt,

sodaß eine solche in der Regel ein Menschenalter braucht, um sich Eingang zu verschaffen.“ — Selbst von Newton, welcher „der größte Geist, über den die Menschheit verfügt“ und „der bedeutendste Forscher aller Zeiten“ genannt worden ist, — nach Lagrange nicht nur der größte aller Gelehrten, sondern auch der glücklichste, „denn es gab nur ein Weltgesetz zu entdecken“, wie denn in der That das Gesetz der Schwere unsere ganze sichtbare Welt beherrscht; selbst von diesem Newton „wird erzählt, er habe, als er sich später mit dem der Emissionstheorie so widerstrebenden (hingegen durch Huygens' Undulationstheorie des Lichtes gut erklärten) Phänomen der Doppelbrechung beschäftigte, vorgezogen, für letztere eine falsche Erklärung zu geben, als seine Emanationstheorie zu opfern“ (v. Schweiger-Lerchenfeld).

Nur auf rein mathematischer Grundlage beruhende Wissenszweige konnten von solchen Mängeln frei bleiben. Oder hat die Wissenschaft etwa aus sich heraus den Fortschritt gezeitigt? Alle großen Entdeckungen beruhten auf „genialen Irrtümern“; man fand, was man nicht erwartete: Columbus suchte Indien und fand Amerika; und welch' große geographischen Ergebnisse sind nicht der Suche nach der „nordwestlichen Durchfahrt“ zu verdanken gewesen, die zwar schließlich gefunden wurde, sich aber als höchst bedeutungslos erwies. Noch so scharfsinnige und bestechende Theorien erweisen sich oft genug dem Beobachter als falsch; wer beispielsweise ein Hochgebirge mit offenen Augen bereist, sieht nichts von den einst in den Gelehrtenstuben festgestellten und heute noch in Schulbüchern erwähnten klimatischen Höhengrenzen, als Baum- und Schneelinien, sondern eine fast unendliche Mannigfaltigkeit örtlicher Abstufungen. — Was sodann die Erfindungen betrifft, so deutet schon der Name des Begriffes an, daß sie eben stets neue, dem jeweiligen Stande des Wissens unerwartete Ergebnisse erzielten. Geniale Erfinder mußten zwar an ihren Stern, ihren Beruf, ihren richtigen Weg glauben, sie setzten sich aber nie von Anfang an das Ziel vor, das sie schließlich erreichten. Aus der nach unmöglichem strebenden Alchymie ging die Chemie hervor; wer aber hätte sodann erwarten können, daß eine objektive bildliche Wiedergabe des Sichtbaren auf chemischem Wege, durch die Photographie, erzielt werden würde, und dann wieder, daß diese Photographie einst dem Astronomen das Dasein zahlloser Gestirne offenbaren könnte, die selbst mit dem größten Riesenfernrohr Niemand sehen kann, weil unser Auge gewissen Farben gegenüber unempfindlich ist? Oder daß man in der Spektralanalyse ein Mittel entdecken werde, um die chemischen Bestandteile der fernsten Weltkörper zu erkennen? Und hatte irgend jemand eine Ahnung von der Existenz der X-Strahlen, ehe sie Roentgen durch einen sogenannten Zufall entdeckte? Der Telegraph, das Telephon, und wie alle diese modernen Errungenschaften heißen, entsprangen sie etwa einer gleichmäßigen, folgerichtigen Entwickelung

der herrschenden Kenntnisse, ja konnte man ihr Kommen irgend vorhersehen? Und geht nicht die Vervollkommnung einer Erfindung meist wieder ganz unerwartete Wege, oder hätte vor kurzem Jemand an die Möglichkeit eines Telegraphen ohne Draht gedacht? Hat sich nicht vielmehr die jeweilige Gelehrtenwelt bahnbrechenden Neuerungen gegenüber, soweit sie nicht sofort durch die That ihre Berechtigung erwiesen, stets als ungläubiger Thomas verhalten? Haben nicht in Bayern und in England die ersten Autoritäten des Faches nach Erfindung der Lokomotive über die Unanwendbarkeit dieses Beförderungsmittels Gutachten abgegeben, deren gründliche Absurdität bald genug durch die praktische Erfahrung dargelegt wurde? Ist nicht der deutsche Erfinder der Zündhölzer vor gar nicht so langer Zeit krank und gebrochen im Gefängnisse gestorben, nachdem seine Erfindung zunächst von Obrigkeitswegen als „gemeingefährlich" verfehmt worden war? Wurde nicht dem Studenten Linné, dem später die Botanik und Zoologie größtenteils ihren Aufschwung verdankten, von seinen Lehrern der wohlgemeinte Rat gegeben, sich lieber der Schusterei zuzuwenden? Wie auch v. Stephan, der geniale Generalpostmeister, dem wir so manche uns schon fast selbstverständlich und unentbehrlich erscheinende Einrichtung verdanken, von einem Vorgesetzten einmal aufgefordert wurde, doch lieber noch ein anderes Fach zu wählen, zu dem er besser passe! — So machen wir uns über die Chinesen und ihren Zopf lustig, und hätten doch mehr als genug zu thun, wollten wir vor unserer eigenen Thüre kehren!

* * *

Soll da die Medizin, trotz aller Mißerfolge und Enttäuschungen, auf dem richtigen Wege sein, wenn sie ihre Impfgifte und ihre hygienischen Vorschriften zu vervollkommnen und auszubilden sucht? Der Ursprung dieser Wissenschaft ist zunächst lediglich in dem Bestreben des Menschen zu suchen, sich oder seine Angehörigen auch im Falle einer Krankheit oder Verwundung am Leben zu erhalten, oder die Schmerzen zu lindern; man wählte hierzu Mittel, von denen man sonst erprobt hatte, daß sie stark auf den Körper einwirkten, oder man versuchte andere aufs Geratewohl. Es entsprach dabei dem „Bewußtseinsstillstande", daß der Mensch, wenn er an einer bestimmten Stelle einen Schmerz spürte, oder eine Veränderung wahrnahm, den Sitz des Übels unmittelbar im betroffenen Organe suchte. Obgleich nun die Medizin ihre äußeren Hilfsmittel sehr vervollkommnet und sich das eingehendste Studium des menschlichen Körpers und seiner Krankheitsäußerungen hat angelegen sein lassen, so ist sie doch über die uralte Form des Probierens von Heilmitteln, welche in ähnlichen Fällen mehr oder minder geholfen hatten, nicht hinausgekommen; und ebensowenig hat eine genauere Kenntnis der Vor-

gänge im menschlichen Körper sie zu einer verständigeren Behandlung des letzteren führen können: obwohl sie weiß, daß alle Lebensäußerungen beim Menschen vom Nervensystem ausgehen, so behandelt sie doch nach wie vor die einzelnen Gliedmaßen und Organe, als seien es selbständige Lebens- und Krankheitsherde. Dieser Vorwurf, den wir unseren Medizinmännern machen, ist übrigens uralt; Platon läßt im Charmides den Sokrates sagen, ein thrakischer Arzt habe ihm erklärt: „Zalmoxis, unser König, der ein Gott ist, sagt, wie man nicht unternehmen dürfe, die Augen zu heilen, ohne den Kopf, noch den Kopf ohne den ganzen Leib, so auch den Leib nicht ohne die Seele, und dies wäre eben der Grund, weßhalb bei den Hellenen die Ärzte den meisten Krankheiten noch nicht gewachsen seien, weil sie nämlich das Ganze verkennen, auf welches man seine Sorgfalt richten müßte, da bei dessen Übelbefinden sich unmöglich irgend ein Teil wohlbefinden könne". Dieser Zalmoxis wird schon von Herodot (450 vor Christus) erwähnt. Wie sagt doch Goethe:

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß und kleine Welt,
Um es am Ende geh'n zu lassen,
Wie's Gott gefällt.

Daß die Grundlage unserer Bestrebungen von der heutigen Medizin voll anerkannt wird, das beweisen zur Genüge Worte, wie diejenigen Mantegazzas: „Es giebt etwas wesentlicheres, etwas wichtigeres, als ein kaltes oder warmes Klima, als Rauchen oder Nichtrauchen, als Weintrinken oder Nicht-Weintrinken, und das ist die harmonische und mächtige Energie des Nervensystems, jenes primum nascens und ultimum moriens, das alle anderen Systeme unseres Organismus beherrscht, das erst nach allen anderen erlischt und das mehr als alle anderen den unendlichen, schwächenden und zerstörenden Wirkungen widersteht. Kann wohl ein Land, das eine schwache, unwissende, mangelhafte Regierung hat, frei reich, stark und widerstandsfähig sein? — Nein und abermals nein! — Nun wohl, die Regierung unseres Organismus ist in den Händen des Nervensystems. Es ist das Nervensystem, das verwaltet und befiehlt, das Krieg und Frieden bestimmt, das das Blut in verschiedenem Maße verteilt und in die verschiedenen Organe sendet, das Herz und Lungen bewegt, Muskeln und Eingeweide zusammenzieht; es ist das Nervensystem, das, sobald es erschöpft ist, seine letzten Kräfte in die Centralfeste des verlängerten Marks zurückzieht und Halt ruft; und in einem Nu bleibt die ganze Maschine stehen und wir sind tot. — Alles, was das Nervensystem in seiner Energie und Wirkungskraft erhält, verlängert das Leben; alles, was dasselbe schwächt, kürzt das Leben; und so lange wir sehen, daß der Organismus allen schädlichen Einflüssen widersteht, auf alle

störenden Ursachen schnell reagiert, können wir froh sein: wir haben alsdann noch ein gutes Maß von Lebenskraft. — Es ist allerdings richtig, daß das Nervensystem seinerseits nichts vermag, wenn der Magen ihm nicht eine gute Nahrung zubereitet, wenn die Lungen ihm nicht das Blut reinigen u. s. w.; aber es ist doch immer das primum nascens und ultimum moriens. — Auch eine Regierung bedarf guter Beamten, guter Soldaten und guter Bürger; auch sie ist ihrerseits der Ausdruck des Organismus, den sie vertritt; aber sie ist stets das primum nascens und ultimum moriens einer menschlichen Gesellschaft."

Also, vom Nervensystem hängt das ganze Befinden ab, die Organe sind nur seine Diener, seine Werkzeuge: das ist ja gerade die Grundlage der Dammschen Theorie. Folgerichtig mußte daraus geschlossen werden, da bei Krankheiten das Nervensystem zunächst erkranke und geheilt werden müsse, so habe die Medizin bisher einen falschen Weg eingeschlagen. Dieser scheinbar selbstverständliche und doch in seinen Folgen so inhaltsschwere Schluß lag aber den Vertretern dieser Wissenschaft so fern, daß ihn erst in unseren Tagen ein einziger Arzt zog. So kennt die Medizin nun zwar den menschlichen Körper und das für ihn maßgebende Nervensystem ganz genau, doch ihre der früheren Unkenntnis entsprechende Behandlungsart der Krankheiten folgerichtig abzuändern, hat sie sich nicht fähig gezeigt: das medizinische Studium, die Zerlegung und Untersuchung des Körpers, die Anwendung der Heilmittel, dies alles fordert keine selbständige Kraftanstrengung, sondern nur eine fortgesetzte mechanische Thätigkeit; hier wie fast überall wird der Schüler zum Nachahmer oder Fortsetzer des Lehrers. Und so hatte sich bisher unter den zahllosen Jüngern der Heilkunde auch nicht einer gefunden, der genug kritischen Blick oder folgerichtigen Mut besaß, um den leicht erkennbaren Irrweg kennzuzeichnen, auf dem seine Wissenschaft wandelt. Ich bin ehrlich genug, einzugestehen, daß ich als Mediziner oder sogar als Nervenspezialist schwerlich von selbst hierauf gekommen wäre: hergebrachte Irrtümer und Vorurteile innerhalb so alter Wissensfächer sind nahezu unzerstörbar, weil der Gedanke einem gar nicht kommt, daß es sich bei so alltäglichen und naheliegenden Dingen um handgreifliche Fehler handeln könnte. „Wie jede Phrase ist die wissenschaftliche Phrase sehr gefährlich. Man kann sich thatsächlich daran gewöhnen zu glauben, daß etwas dahinter steckt" (Better). Oder, wie Goethe sagt:

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Und weiter:

Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Wir können hinzufügen, daß Dr. Damm, seinem eigenen Geständnisse nach, auch keineswegs von Anfang an seinen eigenen Weg ging. Er wandte sich, wie es bei strebsamen Ärzten meist der Fall ist, einem Specialstudium zu, nur eben zum Glücke demjenigen des Nervensystems und nicht etwa der Ohren, des Halses u. s. w.; er stellte auch mit seinen Patienten Versuche an, er beobachtete mit dem Mikroskop gewisse Veränderungen und Abnormitäten, erkannte deren eigentümlichen Zusammenhang mit anderen Krankheitsäußerungen; und erst nach langem, mühsamem Studium leitete er aus den Wirkungen die Ursache, aus Thatsachen die erklärende Theorie, aus der Gegenwart die Vergangenheit, aus einer Menge verwickelter Folgeerscheinungen die so einfache Grundwahrheit ab.

Daß aber nun die herrschende Richtung nicht etwa ein begeistertes Lob Dr. Damms anstimmt, das entspricht wieder ganz den oben entwickelten Regeln. Nehmen wir einmal einen besonderen Fall vor: da ist eine berühmte ärztliche Größe und Leuchte der Wissenschaft, ein Herr Geheimrat, Obermedizinalrat, Ehrenmitglied aller in- und ausländischen Fakultäten, Inhaber zahlreicher höchster Auszeichnungen; und in der That, er ist auch unbestritten eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Bakteriologie; und wenn auch die auf ein von ihm erfundenes Mittel seligen Angedenkens seinerzeit von Seiten weiter Kreise gesetzten Hoffnungen sich als trügerisch erwiesen haben, so war er dafür, seinem stets korrekten damaligen Verhalten nach zu schließen, nicht verantwortlich zu machen. Nun kommt aus Wiesbaden, dem Eldorado der medizinischen Streber, ein obskurer oder doch unter den Größen der Wissenschaft nicht genannter Mann und wagt es, besagtem Herrn Obermedizinalrat etc. etc. ins Gesicht zu sagen, er sei auf dem falschen Wege, sofern er nämlich Kranke heilen wolle: denn dabei komme es recht wenig darauf an, ob neue Bakterien entdeckt, kultiviert, getötet oder durch Impfung ferngehalten werden; ein wirklich gesunder Organismus biete solchen Schmarotzern überhaupt keinen günstigen Entwickelungsherd und ein kranker werde durch ihre Entfernung ebensowenig gesund, als etwa die mit einem Polypen behaftete Nase durch Entfernung der Wucherung, welche hierauf bekanntlich wieder nachzuwachsen pflegt. — So bodenloser Anmaßung gegenüber konnte sich der Herr Obermedizinalrat etc. etc., aller menschlichen Voraussicht nach, doch nicht besser oder doch schonender benehmen, als indem er sich, wie er es denn auch that, in vielsagendes Schweigen hüllte. — Und doch: Recht behalten wird der obskure Mann aus Wiesbaden, diesem Nazareth der Heilkunde!

Wie sehr gerade die Medizin an den oben gerügten Fehlern krankt, das beweist überhaupt ihre unwürdige

Haltung gegenüber allen Richtungen, die ihre Autorität nicht anerkennen. Sie spottet von obenher über Homöopathie, Naturheilkunde, Magnetismus u. s. w., vermag sie aber durch keine wissenschaftlichen Gründe zu schlagen; Vertreter dieser Richtungen können mit Fug und Recht behaupten, daß, wenn ihre Methode nicht immer hilft und bei manchen Kranken eine Verschlimmerung herbeigeführt hat, dies auf falscher Anwendung oder auf Übertreibung beruhen könne, daß aber viele, denen die Medizin nicht helfen konnte, mit Erfolg solche „unwissenschaftlichen“ Kuren gebraucht haben. Ein Mediziner kann einen Homöopathen nicht widerlegen, wenn dieser ihm als Beleg für die Wirksamkeit selbst sehr kleiner Mengen mancher Stoffe chemische Substanzen vor Augen führt, von denen, wie beim Fuchsin, ein winziges Tröpfchen genügt, um eine große Menge Wassers rot zu färben. Und hätten die Männer der Naturheilkunde nicht im Verhältnis zu ihrer Anzahl und derjenigen ihrer Kunden in der That mehr Erfolge aufzuweisen, als die Mediziner, so könnten sie sich gar nicht halten: denn sie genießen ja nicht den Schutz und die Unterstützung, welche der Staat letzteren und selbst manchen keineswegs von allen Vertretern der Heilkunde gebilligten Lehren, als z. B. der Impftheorie, angedeihen läßt. So hat die Medizin, wo sie Erfolge sah, sich allmählich dazu bequemt, die von ihr verspotteten Richtungen auszubeuten: es sei ja manches wahre daran, hieß es nun, nur dürfe man nicht zu weit gehen und vor allem solche Kuren nicht „unwissenschaftlich“ gebrauchen. — Auch innerhalb der Schulmedizin sehen wir überall Uneinigkeit und heftig streitende Parteien: Impfgegner und Serumsenthusiasten werfen einander Grobheiten an den Kopf, und die Schüler Pettenkofers haben ohne viel Schaden ganze Reinkulturen des furchtbaren Kommabacillus verzehrt. Nur gegenüber den „unberechtigten Angriffen der Laien“ sind alle einig. — Wo es sich um Entstehung der Krankheiten und um Wirksamkeit der Heilmittel handelt, dringen sie nie bis zum Urgrunde, sondern immer nur bis zu den nächstliegenden Anlässen vor: wer sich z. B. leicht erkältet, der soll nicht etwa seinen Organismus von diesem Fehler befreien, sondern sich gegen Witterungseinflüsse schützen, wodurch er natürlich nur immer empfindlicher, d. h. schwächer wird. Auf solchem Schutze gegen äußere Einwirkungen, welche bei bereits geschwächten Naturen eine akute Verschlimmerung herbeiführen könnten, beruht unsere vielgerühmte moderne Hygieine: sie gleicht einem Staatsoberhaupte, das seinen Feind durch Geschenke und gute Worte zu entfernen sucht, statt sich zu kräftiger Gegenwehr bereit zu halten.

Und maßt ein Laie sich an, einen Mediziner nach Wesen und Ursache der alltäglichsten Vorgänge im menschlichen Organismus zu fragen, so erhält er nicht etwa eine Erklärung, sondern einen halblateinischen Vortrag voll unverständlicher Fachausdrücke, bis ihm nach der dunklen Rede der Kopf

raucht und er sich in Ehrfurcht vor den unergründlichen Tiefen der Wissenschaft beugt, — wenn er es nicht etwa vorzieht, mit uns auszurufen: „Wer versteht's, sei er Laie nun oder auch Arzt?“ Oder, wie es im Faust heißt:

> Ich sag' euch, gebt nur mehr und immer immer mehr,
> So könnt ihr euch vom Ziele nicht verirren.
> Sucht nur die Menschen zu verwirren,
> Sie zu befriedigen ist schwer.

Die Naturheilkundigen haben sicher keine genügende fachmännische Einsicht in den menschlichen Körper; sie wenden gleichfalls nur Mittel an, von denen sie durch Erfahrung wissen, daß sie in diesem oder jenem „Falle“ geholfen haben, und diesem einseitigen Verfahren verdanken sie stets auch manchen Mißerfolg; wo sie Systeme zu errichten suchten, wie etwa die Vegetarier, auf die wir noch zurückzukommen haben, da mochte ein solcher Versuch zwar auf den, welcher den thatsächlichen Mangel einer Grundlage empfand, zunächst einen bestechenden Eindruck machen, — die innere Haltlosigkeit des Systems trat aber bald zutage. Warum werden die Vertreter dieser Richtungen dennoch, namentlich vom Volke, immermehr unterstützt? Weil sie eine einfache, leichtverständliche Sprache reden; weil sie nicht auf Gelehrsamkeit und chirurgische Fertigkeiten pochen, sondern auf die Natur hinweisen, in welcher der Mensch nun eben steht; und weil sie auf ihre Patienten mehr Achtung geben müssen, denn ein Mißerfolg, der einem Arzte nichts schadet, kann sie zwingen, ihre Thätigkeit einzustellen, wenn er nicht gar gerichtliche Folgen nach sich zieht.

In unseren Kurorten lassen sich schwindsüchtige Patienten von schwindsüchtigen Ärzten behandeln; und da es diesen trotz aller Gelehrsamkeit so selten gelingt, sich selbst zu helfen, so ist es nicht einmal sehr verwunderlich, daß mancher Mediziner sich schließlich der Naturheilkunde zuwandte. Soll das etwa kein Zeichen dafür sein, daß die Medizin eben das nicht leistet, wofür sie da ist? Was werden wir also den Bonzen auf dem hohen Stuhle schließlich zurufen? — „Nicht euer ist der Fortschritt“; wie aber Galilei einst dachte, wenn er es auch nicht aussprach:

„Eppur si muove!”

> Und doch! Sie schreitet fort, die Mutter Erde,
> Es spottet eures Zorns ihr reiches Leben;
> Nie hindert ihr nur einen Augenblick
> Der Welten Lauf, des Menschengeistes Streben!
>
> Euch sollten wir gehorchen, blind Euch ehren?
> Vor Eurem Thron soll das, was wahr und schön,
> Entschieden werden? Dankend Eurer Gnade,
> Soll Wissenschaft nur Euren Ruhm erhöh'n?

Was, Sitte, Lehre, Satzung? Kalte Fesseln
Wollt dem, der stetig wächst, ihr auferzwingen?
Bekämpft ihn nur mit Lügen und Gewalt:
Der Feuergeist behält doch seine Schwingen!

Beruft auf das euch, was durch tausend Jahre
Man hat geglaubt, und auf den Geist der Zeit:
Vergangenheit und Gegenwart sind euer,
Doch Uns gehört der Zukunft Ewigkeit!

* * *

Wir nehmen also mit Ferrero an, der Mensch sei nicht so „denkend,“ als man wohl glaubt; der Einzelne bleibt hierin weit hinter der Gesamtheit, der Arzt als Berufsmann, also Heilkünstler, weit hinter dem Stande seiner Wissenschaft zurück; und der innerhalb der Kulturwelt erzielte Fortschritt ist immer verhältnismäßig wenigen Arbeitern zu verdanken, die einen kühnen Sprung nach vorn wagen. — Wenn nun diese Thatsachen eine Erklärung heischen, so ist es nur recht und billig, wenn wir uns zunächst die von Ferrero abgeleiteten beiden Grundgesetze näher ansehen. Er nennt erstens das Gesetz der Bewußtseinsträgheit: „die Physik lehrt uns, daß kein Körper sich bewegt, wenn auf ihn die Bewegung nicht auf irgend einem Wege von außen übertragen wird; die Chemie beweist uns, daß die chemischen Vorgänge unmöglich stattfinden können, wenn nicht ein Bewegungsstrom die Schwingungen der Atome stört und unter ihnen neue Verbindungen hervorruft, — mag nun diese Bewegung ihrer Form nach Licht, Wärme, Elektricität oder mechanische Thätigkeit (Stoß, Druck) heißen. Ebenso steht ein bewegter Körper still, eine chemische Substanz wird unthätig, wenn diese übertragene Bewegungsmenge erschöpft ist, denn keine Erscheinung ist ewig. . . Das Gehirn muß in der That, wenn es in Thätigkeit geraten und Bilder, Gedanken, Regungen hervorbringen soll, immerfort mit Bewegung ausgestattet sein; denn ein Bewußtseinszustand ist, wie alle anderen natürlichen Vorgänge, ein Kraftverbrauch, von jener besonderen Art Kraft, die wir die nervöse nennen, weil wir nichts recht sicheres über sie wissen, die aber in letzter Linie, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf Bewegung zurückgeführt werden muß; und der Weg, auf welchem diese ganze Strömung von Bewegung und Leben ins Hirn mündet, das sind die Sinne.“ — Zweitens, der Eingangs erwähnten natürlichen Arbeitsscheu des Menschen entsprechend, das Gesetz der geringsten Kraftanstrengung. Wie man sieht, eine rein materialistische Erklärung der angeführten Thatsachen: es kommt nur darauf an, ob sie uns genügen kann!

Zwei Einwänden ist Ferrero selbst näher getreten. Der erste betrifft den Haß des Menschen gegen die Arbeit: man sagt, der

Mensch liebe diese vielmehr, er könne gar nicht ohne Beschäftigung auskommen; das Spiel, der Sport, die Lektüre zeigen doch deutlich, wie unerträglich der Zustand dauernder Unbeschäftigung selbst Leuten sei, die immer müßig bleiben könnten. — Nun verlangt allerdings jedes eine bestimmte Funktion ausübende Organ nach Bethätigung, sonst äußert sich eine schmerzhafte Störung des Organismus; die zum Wohlbefinden des letzteren nötige Übung aller Teile ist aber mit Arbeit nicht gleichbedeutend. Man nehme z. B. die Einbildungskraft, eine der zuweilen nach Bethätigung verlangenden Funktionen des Geistes: wer dieses Verlangen spürt, wird zu den Werken eines phantasievollen Schriftstellers greifen oder einem Schauspiele beiwohnen und sich auf diese Weise eine angenehme Stunde verschaffen; Arbeit aber würde in diesem Falle darin bestehen, es wie die Schriftsteller zu machen und mit Hilfe geregelter Anstrengung seiner Phantasie ein Märchen oder Schauspiel zu schaffen. Übrigens zeigt die Arbeit immer das Bestreben, sich in mechanische Fertigkeit umzuwandeln; das schöpferische Zeitalter eines genialen Menschen ist meist sehr kurz: Gelehrte, Künstler, Dichter bringen meist nur einen neuen Gesichtspunkt hervor, der in ihren späteren Werken immer wieder zu Tage tritt; jeder oft wiederholte geistige Akt wird schließlich automatisch, eine Arbeit oder wirkliche Kraftanstrengung liegt erst dann wieder vor, wenn eine neue Frage sich darbietet. Man weiß ja, daß die meisten Schriftsteller und Künstler meist nicht besonders vielseitig und daß sie in ihrem Bethätigungsfelde meist leicht an bestimmten persönlichen Merkmalen erkennbar sind; man weiß, daß sogar bedeutende Gelehrte in Dingen, die nichts mit ihrer gewohnten Beschäftigung zu thun haben, zu sehr unsachlichen Urteilen fähig sein können, und daß sie, wie schon bemerkt, sich im Alter selten zu einer neuen, die Thatsachen ihrer Wissenschaft besser erklärenden Ansicht bekehren lassen, — daß ferner die Verbesserung der Erfindungen fast nie vom Erfinder selbst ausgeht. — Man sieht, Ferrero gebraucht oben das Wort Arbeit in einem ganz bestimmten Sinne; er hätte auch „Anspannung der Geisteskräfte“ oder „schöpferische Kraftanstrengung“ sagen können. Für gewöhnlich nennt man aber „Arbeit“ entweder jede der Willkür unterworfene Thätigkeit, oder aber jede gemeinnützige und als solche belohnte, daher zum Lebensunterhalte des Einzelnen dienliche Thätigkeit, mag sie nun auch mechanisch sein, also auf Übung, auf Gedächtnis oder auf Nachahmung beruhen. Die körperliche Arbeit wäre allermeist keine Arbeit im Sinne Ferreros, denn zumal heute wird den meisten Handwerkern ein sehr begrenztes Feld der Thätigkeit zugewiesen, und ihre Thätigkeit beruht bald in weit höherem Maße auf mechanischer Fertigkeit, als etwa die Leistungen mancher Sportsleute. Mark Twain weist in „Tom Sawyer“ gelegentlich eines Knabenstreiches

sehr hübsch darauf hin, daß das nicht mehr Arbeit ist, was auszuführen einem ein Vergnügen zu sein scheint; der Unterschied zwischen Arbeit und Sport besteht eben darin, daß die Anstrengungen, welche letzterer mit sich bringt, vollkommen freiwillig ertragen werden; der pflichtgemäßen oder notgedrungenen „Arbeit" nimmt hingegen ihre oftmalige mechanische Wiederholung nicht den Charakter einer Bürde: erst durch lange Gewöhnung kann sie unentbehrlich werden.

Der zweite Einwurf rührt von einem, wie es scheint, auch materialistisch gesinnten Gelehrten her und betrifft Ferreros Grundgesetze. Jener sagt unter anderem: „Die Physik und die Chemie beweisen nicht, sondern sie bestätigen die Erscheinungen. . . Selbst feste Körper bedürfen zu ihrer Vereinigung nur der Berührung. Man nehme die Verbindung zweier Volumina von Wasserstoff und Sauerstoff, man führe einen Funken hindurch, so wird daraus Wasser, ohne daß etwas übrig bleibt; kommt nun noch Sauerstoff hinzu, so bringt doch ein weiterer Funke nichts hervor, nicht weil Trägheit eingetreten ist, sondern weil das Wasser jetzt den Sauerstoff auflöst, da es eben in seinen Eigenschaften vom Wasserstoffe völlig abweicht. Eine Substanz ist eine Substanz nur deshalb, weil sie nicht unthätig ist. — Nach Ferrero ist das Hirn zuweilen völlig träge, das erste Grundgesetz der Mechanik aber heißt: der Stoff ist träge (nicht mehr oder weniger, sondern absolut und immer). — Von einer Kraft zu sagen, sie lasse sich auf Bewegung zurückführen, heißt die Definition der Kraft selbst leugnen, denn die einzige in der Mechanik angewendete Art, um eine Idee von einer Kraft zu bekommen, besteht eben darin, sie durch die Bewegung selbst zu definieren. — Wenn ein bewegter Körper jeder Kraftwirkung entzogen wird, so behält er die Schnelligkeitsgröße und die Richtung, die er in diesem Augenblicke besitzt, unveränderlich bei; im besonderen Falle, daß jene Schnelligkeit gleich Null ist, bleibt er also im Zustande der Ruhe. Jedesmal, wenn die Schnelligkeit eines bewegten Körpers an Größe oder Richtung eine Änderung erfährt, wird man sagen, der Körper habe die Wirkung einer Kraft empfunden; dieses Grundgesetz definiert also zugleich die Kraft. Trägheit ist nicht gleichbedeutend mit Trägheitsstärke. . . . In der psychischen Welt zeigen sich Erscheinungen von Müdigkeit, von Erschöpfung beim Hirnstoffe, von Verlust, von unwiederbringlicher Kraftausgabe bezüglich der Nervenkraft, doch dann giebt es nichts dementsprechendes in der physischen Welt: die mechanische Trägheit und das gewöhnlich „Trägheit" genannte Gefühl sind nicht zu verwechseln; die Energie erschöpft sich nicht, ermüdet nicht, denn der Stoff ist träge; die Bewegung geht nicht verloren, denn die mechanische Kraft des Weltalls ist nicht in beschränktem Maße vorhanden."

Ferrero antwortet nun, man solle nicht unwesentliches mit wesent-

lichem und Metaphern mit bisher anderswo in bestimmtem Sinne gebrauchten Ausdrücken vermengen; für eine junge Wissenschaft sei es nicht leicht, sich eine besondere Sprache zu schaffen. Die ganze Mechanik beruhe ja nur auf Untersuchung der in Gesetze der Bewegung übersetzten Gesetze der Kräfte. Er aber habe in der Begründung seiner Theorie zunächst die physiologische Grundlage den spiritualistischen Psychologen gegenüber feststellen wollen; die wesentliche Grundhypothese der materialistischen Psychologie sei eben: die geistige Thätigkeit ist nur eine Funktion des Hirns, welche mittelst chemischer Verbindungen und Erscheinungen in Kraft tritt; letztere finden hauptsächlich in den Hirnstofflagen statt und sind die Folge von Molekülar- und Atombewegungen. - Die Nervenkraft ist keine Kraft im mechanischen Sinne. — Ein Körper, dessen ursprüngliche Schnelligkeit gleich Null ist, wird im Zustande der Ruhe verbleiben, wenn ihm nicht durch die Wirkung einer Kraft irgend eine Schnelligkeit mitgeteilt wird; wenn also alle psychologischen Vorgänge ihren Ursprung in den physiologischen Erscheinungen des Hirns haben, so sind jene psychologischen Vorgänge in letzter Linie auf chemische Erscheinungen zurückzuführen, die ihrerseits durch die molekülaren und atomistischen Bewegungen der Zellen hervorgebracht werden: also ist die „geistige Trägheit" nichts weiter, als die Trägheit des Stoffes, auf zusammengesetztere Erscheinungen übertragen. Ohne jene chemischen Verbindungen ist jeder Gedanke unmöglich; wenn sich also die Atome und Moleküle der Hirnzellen einmal in Ruhe befinden, so werden sie immer in diesem Zustande bleiben, wenn nicht irgend eine Kraft ihnen Bewegung mitteilt: die Sinneswahrnehmung ist die Grundlage des psychischen Lebens.

Auch nach dieser näheren Erklärung des Gesetzes der geistigen Trägheit können wir dem sonst so weitsichtigen Psychologen den Vorwurf nicht ersparen, sich selbst eines von ihm gerügten Fehlers schuldig gemacht zu haben.

Zunächst bemerken wir daß, was er von der unser Bewußtsein beherrschenden Kraft sagt, vollkommen unbefriedigend ist; es ist sehr bequem zu sagen: „jene besondere Art Kraft, die wir die nervöse nennen, weil wir nichts recht sicheres über sie wissen, die aber in letzter Linie, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf Bewegung zurückgeführt werden muß." — Nun erheben sich die Fragen: was wissen wir von den Kräften und was speciell von dieser „Nervenkraft"? Allgemein heißt es oben: „um in der Mechanik eine Idee von einer Kraft zu bekommen, muß man dieselbe durch Bewegung definieren; die Wirkung einer Kraft liegt jedesmal dann vor, wenn die Schnelligkeit eines bewegten Körpers an Stärke oder Richtung eine Änderung erfährt." Mit diesen Sätzen ist jedoch über Wesen und Ursprung der Kräfte absolut nichts gesagt, und diese werden uns

irdischen Menschen in der That stets ein Geheimnis bleiben. Wir vermögen nur direkt (durch Sinneswahrnehmung) oder indirekt auf das Dasein von Kräften zu schließen; jedesmal äußert sich uns die Kraft durch Bewegung; diese ist aber nicht der Kraft selbst gleichzusetzen, sondern nur eine Äußerung derselben, und zwar, vermöge unserer Organisation, die einzige, die für uns wahrnehmbar sein kann. Ebenso nehmen wir vom Stoffe nicht das Wesen, sondern nur manche seiner Eigenschaften wahr: so ist er für uns das an sich absolut „Träge“. Gewicht, Klang, Farbe, überhaupt die unseren Sinneswahrnehmungen zugänglichen Äußerungen der dem Stoffe innewohnenden Kräfte sind ja nichts als Modifikationen der Bewegung, und es lassen sich sehr wohl Wesen denken, die das, was wir mit dem Gefühl, dem Gehör und dem Gesicht wahrnehmen, mit einem einzigen Sinne als bloße Abstufungen derselben Empfindung in sich aufnehmen. Wir dürfen glauben, daß, was wir Kräfte nennen (als Licht, Wärme, Anziehungskraft, Elektricität), nur Formen einer und derselben Kraft sind, die ursprünglich und unzertrennlich mit dem Stoffe verbunden ist; wenigstens nehmen wir nur die Äußerungen von dem Stoffe ausgehender Kräfte wahr und können also weder toten (trägen) Stoff noch ungebundene Kraft erkennen; und jede Kraft läßt sich nach Belieben in eine andere „umsetzen“. „Naturerkennen“, sagt Dubois-Reymond, „genauer gesagt naturwissenschaftliches Erkennen, ist Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen, die durch Centralkräfte bewirkt werden, oder Auflösen der Naturvorgänge in Mechanik der Atome.“ Es handelt sich dabei also stets um Gesetze, welche die Kraft und den Stoff erhalten, nicht um Anfang und Ende.

Gehen wir nun speciell zu Ferreros „Nervenkraft“ über. Wenn er von ihr sagt, sie sei „keine Kraft im mechanischen Sinne“, so will er wohl damit die Annahme begründen, jene sei in letzter Linie wahrscheinlich auf Bewegung zurückzuführen; denn keine Kraft im mechanischem Sinne ist „auf Bewegung zurückzuführen,“ sie läßt sich vielmehr durch Bewegung allein ausdrücken; also müßte es sich um eine sekundäre Kraft handeln. Eine irgend deutliche Vorstellung von den Äußerungen und Eigenschaften seiner „Nervenkraft“ giebt Ferrero nicht: er versteht darunter, wie es scheint, die Summe von molekülaren und atomistischen Bewegungen der Hirnzellen, welche Bewegungen ihrerseits durch Sinneswahrnehmungen hervorgebracht würden. Dann aber sind wir zu der Frage berechtigt: worauf beruhen denn die Sinneswahrnehmungen, die doch auch Äußerungen einer Kraft sind, was also ist die Grundkraft?

Unser ganzer Organismus, mit Inbegriff der Sinne, wird von einer Kraft geleitet, die im Nervensystem (nicht bloß im Hirn!) ihren Sitz hat und die wir doch wohl am besten „Lebenskraft“

nennen; bis auf diese und nicht bloß bis auf eine ihrer Folgeerscheinungen kann und soll man bei der Erklärung psychischer Vorgänge zurückgehen. — Wie äußert sich nun und wodurch unterscheidet sich diese Kraft? Zunächst ist sie eben, soweit wir wahrnehmen können, an das Nervensystem des lebendigen Organismus gebunden, sie hält dessen in bestimmter Weise angeordnete Moleküle zusammen, leitet sein Wachstum und die Thätigkeit seiner Organe; das Nervensystem bildet als Sitz des Lebens ein Ganzes, daher unter der Störung eines Teiles stets das ganze Wesen leidet; jede tiefeingreifende Störung des Nervensystems schwächt oder vernichtet die Verbindung der Lebenskraft mit dem Organismus, unter normalen Verhältnissen dauert diese jedoch bei jedem Angehörigen derselben Art ungefähr gleich lange; Bedingungen zur Erhaltung der Verbindung sind dabei Luft- und Nahrungsaufnahme, Ruhe während der Erschlaffungsperioden und Bethätigung aller Organe. Die Persönlichkeit kann die Lebenskraft zwar unter Umständen durch Fortpflanzung, d. h. Bildung neuer Organismen, übertragen, nicht aber selbst auf unbestimmte Zeit festhalten. Die Lebenskraft ist beständig mehr oder weniger thätig bis sie ausgeht, d. h. bis der Tod eintritt; ihre Stärke nimmt durchschnittlich, mit dem Wachstume, bis zum mittleren Lebensalter zu, dann bis zum Tode langsam ab, außerdem tritt aber periodisch — beim gesunden Menschen meist einmal innerhalb 24 Stunden — ein vorübergehender Wechsel von Energiehöhe und Erschlaffung ein: der durch letztere bewirkte Schlaf ist jedoch nicht mit „Trägheit“ des Nervensystems gleichbedeutend, von einer solchen kann vielmehr erst beim Tode, also bei Auflösung der bestehenden Verbindung die Rede sein; selbst der tiefste hypnotische Schlaf hebt die Thätigkeit der Lebenskraft nicht auf, sondern stellt nur einen vorübergehenden Schwächezustand in den beim Wachen angestrengtesten Teilen des Nervensystems, vor allem also im Hirne, dar. Bei andauernder Unthätigkeit der Sinne verfällt allerdings der Organismus zunächst in Schlaf und stirbt schließlich, das ist eben die natürliche Folge der Verkümmerung von Organen, die sich bethätigen sollten und, wenn sie daran gehindert werden, die Lösung der auch von dieser Bedingung abhängigen Verbindung herbeiführen; Menschen mit unvollkommenen Sinnen werden daher nicht lange leben, und solche, deren Sinne gar nicht auf die Außenwelt reagieren, leben überhaupt nicht, sie sind totgeboren. — Von der Geburt bis zum Tode verlangt jeder Organismus beständig nach den auf sein Nervensystem wirkenden Reizen; auch der Schlaf stellt, wie umgekehrt die Arbeit im allgemeineren Sinne, einen solchen Reiz dar, und hierauf beruht seine erquickende, stärkende Wirkung, die umsomehr hervortritt, je gesünder der Organismus ist, und je weniger seine Ruhe durch Sinneswahrnehmungen gestört wird; es kann daher auch kein Mensch den Schlaf auf längere Zeit entbehren. Auf der

ununterbrochenen, zunächst zu- und dann abnehmenden Thätigkeit der Lebenskraft beruht eben die Thatsache, daß kein Organismus während des Lebens sich vollkommen befriedigt fühlen oder die Abwechslung entbehren kann, und zwar nimmt im Alter das persönliche Glücksgefühl immer ab; und daß eine solche Befriedigung auch mit dem Tode nicht eintritt, das haben wir als Wahrscheinlichkeitsgrund dafür angesehen, daß wir eben nicht nur für dieses Leben geschaffen sind.

So äußert sich die menschliche Lebenskraft! Und daraus geht wohl hervor, daß sie sich in vielem merkwürdig von den anderen uns bekannten Kräften unterscheidet. Über ihr Wesen kann aber kaum mehr gesagt werden, als daß sie während unseres Erdenlebens mit unserem Nervensystem eng verbunden ist; gleichbedeutend sind beide ebensowenig, als sonst Kraft und Stoff identisch sein können; wie denn bei Totgeborenen oder soeben verstorbenen Menschen das Nervensystem und alle Organe vorhanden, nur eben leblos sind: die Kraft ist ausgegangen. Wir können daher auch Dr. Damm nicht beistimmen, wenn er Körper, Geist und Seele geradezu als Funktionen des Nervensystems auffaßt. Eindrücke empfangen wir durch die Sinne, und unser Nervensystem nimmt sie auf, wie ein Phonograph, doch so, daß wir selbst sie, falls sie stark genug waren, in wachem Zustande nach Belieben zurückrufen und verwerten können. Vergleichen wir unseren Organismus etwa mit einer Lokomotive: so entsprechen unsere Organe dem die Bewegung ermöglichenden Räderwerk, unsere Sinne den Ventilen, durch die jede Beeinflussung des Mechanismus vermittelt wird, unser Nervensystem aber dem Dampfkessel; ist jedoch keine Lebenskraft vorhanden, so sind wir tot, so gut als die Maschine ohne darin wirksame Dampfkraft ein toter Eisenhaufe ist; wie aber ein Fehler oder eine Beschädigung des Räderwerks den Gang des Ganzen beeinträchtigt, wie ein Sprung oder zu hohe Spannung im Dampfkessel das Ganze vernichtet, so kann die Lebenskraft sich auch nur im normal gebauten Menschen und in einem gesunden Nervensystem normal äußern. Das wesentliche Merkmal eines Organismus gegenüber einer Maschine bestünde darnach darin, daß dieselbe Kraft, welche ihn erzeugt hat, in ihm wohnen und wirksam bleiben muß, bis der normale Tod die Verbindung löst.

Übrigens lassen sich, auch abgesehen von der Fortpflanzung, Wirkungen der Lebenskraft einzelner Organismen auf diejenige anderer in Menge beobachten: darauf beruht ja die Wirkung des Willens, des Wortes, des Magnetismus, Hypnotismus u. s. w.; auch giebt es genug beglaubigte Beispiele von der Übertragung oder Nachwirkung von Willens- und Gefühlsäußerungen selbst auf ferne Personen. Ihren Ursprung und Grund hat die Lebenskraft außerhalb der Organismen, die ja erst durch sie auf

dem Wege der Fortpflanzung gebildet werden; das Wesentliche an ihr und ihre Grundursache lassen sich nicht wissenschaftlich, sondern nur durch den Glauben erfassen, mag dieser sie nun als „Odem Gottes“ oder als „Ausfluß des Weltäthers“ betrachten.

Nach alledem können wir an Stelle der beiden Grundgesetze Ferreros das folgende, weit allgemeinere aufstellen: in ihrem Bestreben, den ihr zur Äußerung dienenden Organismus möglichst lange lebendig und leistungsfähig zu erhalten, sucht die Lebenskraft im Menschen das Nervensystem vor jeder Überanstrengung zu bewahren; es ist demnach dem Menschen ursprünglich die Scheu vor dem Überreize angeboren, da dieser einen allzu raschen oder einseitigen Verbrauch des Organismus zur Folge hat.

Und was sind darnach Körper, Seele und Geist, diese Einheiten, aus denen wir, wie jeder weiß, bestehen, obwohl die wenigsten von den beiden letzteren eine irgend klare Vorstellung haben? Sichtbar oder sonst mit den Sinnen wahrnehmbar ist uns allerdings nur der Leib, oder es können uns seelische und geistige Regungen doch nur durch den Körper gewissermaßen übersetzt erkennbar sein (so durch Physiognomie, Gebärden, Ausdruck des Gesichts und der Augen, „Denkerstirn“, Schriftzüge). Versuchen nun auch wir, eine Definition aufzustellen, so muß sie etwa folgendermaßen lauten: der Körper ist die stoffliche Äußerung der Lebenskraft, bei unserem materiellen Erdenleben also ihr unentbehrlicher Träger, der sichtbare Ausdruck der Gesetze des Organismus; die Seele oder der in uns wirksame Grund dessen, was wir seelische und „Herzens“-Regungen nennen, als Liebe, Gemüt, Wille, Glaube, ist diejenige Seite der Lebenskraft, welche das Verhältnis des Organismus zur Außenwelt bestimmt, oder die Norm seiner Gesetze; der Geist endlich ist diejenige Äußerung der Lebenskraft, die die von der Außenwelt übernommenen Eindrücke aufnimmt, verarbeitet und bewahrt, also der verantwortliche Vollstrecker der Gesetze des Organismus. Alle drei sind von dem Nervensystem abhängig (der Körper je nach seinen Teilen von verschiedenen Abteilungen, die Seele von einer Stelle des Rückenmarks, der Geist vom Hirn); sie ändern sich, sie wachsen und verkümmern mit ihm; doch ist zu betonen, daß ein hohes Alter an sich bei Seele und Geist keine Verkümmerung, sondern höchstens Ermüdung, also Verlangsamung hervorbringt. Sehr richtig scheint es uns, daß die altklassischen Sprachen den Leib sachlich, die Seele (wie ja auch die heutigen Mundarten) weiblich und den Geist männlich sein lassen.

Die Gesamtheit der körperlichen Äußerungen der Lebenskraft nennen wir Instinkt (ein Begriff, der aber beim Tiere noch viel mehr umfaßt und auch oft beim Menschen für „seelisches Gefühl“ gebraucht worden ist); unter Ver-

nunft (das in uns vernommene; französisch raison, der Grund) verstehen wir die Äußerungen der Seele, die ja an Unabhängigkeit vom Verstande dem Instinkte verwandt sind; unter Verstand endlich die Äußerungen unseres Geistes, die uns zum Erzeugen, Regeln und Festhalten von Gedanken, also zum Verstehen fähig machen. Aus Vernunft und Verstand setzt sich unser Bewußtsein zusammen (häufig wurde auch der Begriff „Vernunft“ in diesem weiteren Sinne gebraucht). — In unserem Leben, also auch vor allem bei der Erziehung wird es somit darauf ankommen, jene drei Seiten unserer Persönlichkeit gleichmäßig und entsprechend zu entwickeln, zu nähren, zu üben und zu verwerten; alle Entartungserscheinungen entsprechen einer Störung des normalen Gleichgewichts innerhalb der Persönlichkeit. Wie selten sind heute, namentlich innerhalb der Männerwelt, Gestalten, welche leiblich, seelisch und geistig gleich gut entwickelt sind!

Wenn wir etwa Gott ein „geistiges“ Wesen nennen, so ist es klar, daß hier dem Worte Geist eine andere Bedeutung innewohnt, als in der oben gegebenen Erklärung; es bezeichnet in jenem Sinne den Zustand eines für uns unsichtbaren, also über unserer endlichen Welt stehenden und höheren Gesetzen unterworfenen Wesens, wobei übrigens etwas unserem Leibe entsprechendes nicht zu fehlen braucht. Es handelt sich um eine höhere Form und Potenz des Stoffes, einen von dem unsrigen sehr verschiedenen Aggregatzustand. — Ähnlich müssen wir betonen, daß, was wir oben dem alltäglichen Sprachgebrauch nach Seele nannten, nicht mit dem philosophisch-religiösen Begriff Seele (Psyche) zusammenfällt; diesem entspricht zwar auch nicht etwa ein lose mit dem Körper verbundenes Flämmchen, sondern er ist geradezu unserer Lebenskraft gleichwertig.

Ist nun diese Lebenskraft unsterblich? Sie ist es zunächst zweifellos dadurch, daß sie, soweit eben unsere Erfahrung reicht, durch Befruchtung übertragbar ist; ja, die Materialisten müssen ihr in diesem Sinne sogar eine noch weitergehende Unsterblichkeit zuschreiben, indem ihrem Glauben nach Bewegung aus dem Weltäther, Leben und Bewegung und das gesamte organische Leben mit Einschluß der Menschheit aus Urkeimen sich heraus entwickelt hätte; wie also die „mechanische Kraft des Weltalls nicht in beschränktem Maße vorhanden“ ist, so müssen wir auch von der Lebenskraft annehmen, daß sie zunächst durch die Fortpflanzung der Art unter normalen Umständen unbeschränkte Fortdauer hat. Ihr Urgrund liegt sicher außer uns, und insofern entspricht es einer richtigen Vorstellung, wenn der Evangelist Johannes alles, was es für uns giebt, vom Worte ableitet, diesem Ausdrucke des Bewußtseins, welches wiederum das Hauptmerkmal unserer Lebenskraft ist; Cartesius hatte ja vom rein logischen Standpunkte aus Unrecht, wenn er von

der Thatsache des Denkens diejenige des Seins ableiten wollte: soviel aber ist unbestreitbar, wenn ich auch nicht weiß, warum, ja ob ich denke, so geht doch von der Voraussetzung des Gedankens für mich alles aus. Wenn wir aber denken, so muß die in uns nicht auffindbare Urnorm des Gedankens, des Bewußtseins außer uns zu suchen sein. — Dafür nun, daß die Lebenskraft auch im höheren Sinne, entsprechend unserem entwickelten persönlichen Bewußtsein, unsterblich sei, lassen sich, wie überhaupt auf metaphysischem Gebiet, weder Beweise noch Gegenbeweise vorbringen. Es sprechen aber, wenn wir von religiösen Lehren ganz absehen, einige gute Wahrscheinlichkeitsgründe für diese Annahme: alle gesunden Stämme haben an sie geglaubt; der Tod ist, wie bereits hervorgehoben, kein befriedigender Abschluß des irdischen Zustandes für den normalen Menschen, und die Lösung der bestehenden Verbindung geht sogar selten ohne sichtliche Anstrengung (den „Todeskampf") vor sich; daß die individuelle Lebenskraft in der That nacheinander sehr verschiedene Verbindungen herausbilden und beseelen kann, das sehen wir sogar in der materiellen Welt, beispielsweise an den Entwickelungsstufen vieler Insekten (Larve — Libelle, Raupe — Schmetterling), sowie der Amphibien (Kaulquappe — Frosch); endlich bedingt die Fortpflanzung normalerweise nicht das Ende unserer irdischen Persönlichkeit, sie wirkt sogar bei gesunden Menschen als fördernder Reiz und fällt meist in die Zeit vor der Mitte des normalen Lebens: würde sich hingegen unsere Lebenskraft einfach übertragen, so müßte nach einmaliger Zeugung sofort der Tod eintreten, wir wären dann lediglich Glieder einer Kette, wie manche niedrigen Tiere, bei denen Höhepunkt der Entwickelung, Zeugungsakt und Tod unmittelbar aufeinanderfolgen, oder wie viele Pflanzen, die nur einmal blühen und dann sterben.

Nichts kann uns also hindern, an ein Fortleben unseres Persönlichkeitsgrundes, also des eigentlich für jeden von uns maßgebenden, nach dem Tode zu glauben. Wer daran nicht glauben will, der kann obigen Wahrscheinlichkeitsgründen lediglich die Beobachtung entgegensetzen, daß wir eben nach dem Tode den Körper, welcher die Person in diesem Leben ausdrückte, zerfallen sehen, und daß damit der Mensch aus der Reihe der für uns sichtbaren, auf Erden lebenden Wesen getreten ist. Zugegeben, daß etwaige metaphysische Erfahrungen Einzelner zu subjektiv sind, um Beweiskraft zu haben, so können wir doch antworten: daß eine Kraft, zudem ohne für uns erkennbaren Grund, spurlos erlöschen, d. h. im Nichts aufgehen könnte, wäre doch höchst befremdend; sie kann nur „ausgehen", entweichen; was wir sehen, auch alles körperliche am Menschen, löst sich nach Vernichtung einer Verbindung zwar in seine Bestandteile, aber niemals in's Nichts auf; vielmehr ist der Tod eines organischen Körpers dem Zerbersten eines Weltkörpers, hervorgebracht

durch Sieg der widerstreitenden Kräfte über die ihn zusammenfassende Anziehungskraft, vergleichbar. Das Nichts ist überhaupt dasjenige, auf dessen Dasein wir absolut nicht schließen können. Daß es aber andererseits Dinge giebt, die wir nicht wahrnehmen können, das dürfen wir nicht nur glauben, sondern wir wissen es sogar bestimmt: während wir z. B. Wärme, Licht und Schall in ihren besonderen Wirkungen wahrnehmen können, so fehlt uns bekanntlich der Sinn für Elektricität, auf deren Dasein, als dessen einer ganz eigenartigen Form der Kraft, wir doch schließen müssen; wir sehen ferner keine der ultravioletten Farben des Spektrums, sodaß uns also viele Farbenstufen „schwarze Nacht“ sind; und diesen Beispielen ließen sich noch viele anreihen. Vor allem aber bleibt uns aber ja das Wesen jeder Kraft verborgen: jene Lebenskraft, die sich durch Instinkt und Bewußtsein so auffallend äußert, muß da sein; wir können sie aber weder sehen noch ihre Eigenschaften verstehen, obwohl wir durch sie leben und sie in jedem von uns ist, als unser wichtigster Bestandteil.

Falls die persönliche Lebenskraft also einem ewigen, daher auch nach ungebundener Ewigkeit hinstrebenden Prinzip in uns entsprechen kann, so ist damit noch nicht gesagt, daß alle Lebewesen der Erde unsterblich sein müßten. Es ist dies übrigens eine Frage, die in ihrem rein metaphysischen Charakter vollends ganz nur Sache des Glaubens ist und uns daher hier nicht länger beschäftigen soll. Ohne unserer Auffassung irgend höheren Wert, als den einer rein persönlichen Ansicht, beizumessen, nehmen wir an, daß jedes als selbständiges Wesen aufgetretene Produkt der Lebenskraft allerdings unsterblich sei, mag es auch (wie die vielen untergegangenen Pflanzen und Tiere älterer Erdschichten) längst unserem Gesichtskreise entschwunden sein; wie aber beispielsweise die einzelne Biene und Ameise eigentlich gar nicht als selbständiges Wesen gelten kann, so brauchte dabei nur die Fortdauer des jeweiligen Artgesetzes nötig zu sein, die Fortdauer des Individuums höchstens bei sehr hochstehenden Tieren; es könnte hiernach auch zweifelhaft bleiben, ob innerhalb der Menschheit Totgeborene, unmündige Kinder oder Kretins nach dem Tode persönlich fortleben könnten: etwa nur der vollkommene Ausdruck ihrer auf Erden nur sehr unvollkommen zur Erscheinung gekommenen Persönlichkeit?

Unsere Überzeugung ist: das Endliche ist nur ein Glied, eine Äußerung des Unendlichen; nicht die Wissenschaft, sondern der Tod soll den Geist befreien. Oder, wie Flaubert den Tod sagen läßt: „das Ziel jedes Geschöpfes ist die Befreiung des im Stoffe eingeschlossenen himmlischen Strahles.“

VI.

Also, dieselbe Kraft, die uns zum Gliede einer langen Kette macht und doch wieder jedem von uns sein persönliches Gepräge verleiht und gerade in dieser Eigenschaft sehr wohl unsterblich sein kann; diese Kraft bewirkt in ihrem Bestreben, eine möglichst harmonische, gesunde Persönlichkeit hervorzubringen, nicht etwa raschen Fortschritt auf geistigem Gebiete, sondern eine sehr langsame und allmähliche Entwickelung aller Kräfte; und selbst wenn, infolge unnatürlicher Vorgänge, der Fortschritt sehr rasch vor sich geht, so sind doch immer nur ganz wenige die Träger dieses Fortschrittes; zudem sind diese wenigen nicht nur von den bisher erzielten Ergebnissen abhängig, sondern sie steigen selbst meist nur eine Stufe höher: zu mehr reicht ihre Lebenskraft nicht aus.

Darnach kann es uns nicht wundernehmen, daß selbst eine Thatsache von so langwieriger und nachhaltiger Wirkung, wie die Entartung, erst jetzt bekannt werden konnte, und daß ihr Entdecker gegen die herrschende Richtung innerhalb der mit ihren Begleiterscheinungen sich befassenden Wissenschaft Front machen mußte; beeinflußt doch die Entartung die ganze Persönlichkeit, sei sie nun wissenschaftlich gebildet oder nicht, und führt sie doch ganze Völker und deren gesamte Lebensäußerungen nicht „langsam und sicher“ zum Ziele, sondern mit abnormer Schnelligkeit vorwärts, bis das Können lange vor dem natürlichen Ziele erschöpft ist. Aber, so dürfen wir uns dann fragen, wie kam denn die Entartung in die Menschheit, was ist ihr Urgrund? Wir sehen ja, daß die Tierwelt in der Regel den für jede Art giltigen Naturgesetzen folgt und sich infolgedessen normal entwickelt: soll da der Mensch eine Ausnahme bilden, etwa weil er am höchsten steht? Dann müßten die Völker so, wie sie sich verhielten, dem Glücke und der allseitigen Größe sich genähert haben, statt an einseitiger Größe und innerem Elend immer wieder zu Grunde zu gehen. Nicht eine höhere für den Menschen gültige Norm, sondern ein abnormes, unnatürliches Verhalten bestimmte unsere Entwickelung.

Den Urgrund dieser Unnatur allein in uns selbst zu suchen, ist nicht statthaft. Wohl kann man sagen, daß auf dem Bewußtsein, das uns über das Tier stellt, unsere Größe wie unser Elend beruhen. Aber dieses Bewußtsein lehrt uns doch zunächst erkennen, daß wir Naturwesen sind, daß wir den natürlichen Gesetzen unseres Organismus zu gehorchen haben; üblen Gewohnheiten verfallen ohne äußere Veranlassung, die ja auch bei Tieren wirksam sein kann, nur geschwächte, einseitig entwickelte Individuen, also Angehörige entarteter Stämme; von der als Grund-

ursache der Entartung erkannten unnatürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes kann vollends bestimmt behauptet werden, daß wenigstens ihre vorgeschritteneren Formen, soweit wir zurückblicken können, nur durch langsame und allmähliche Einwirkung bösen Beispiels sich bei aufstrebenden Völkern einnisteten. Kein Volk der Geschichte hat nachweisbar von selbst zu Mitteln zur Verhütung der Schwangerschaft gegriffen; stets waren es nicht etwa die zunächst unter großer Kinderzahl leidenden ärmeren Klassen, sondern die höheren Stände, welche von in der Entartung weiter vorgeschritteneren Nachbarn mit der Bildung zugleich auch die Anfänge der Entsittlichung übernahmen. Man sieht ja heute in Deutschland und England genug Beispiele für dieselbe Erscheinung: nicht nur Händler, sondern auch Ärzte und „menschenfreundliche“ Blaustrümpfe betreiben, trotz immerhin noch gebotener Vorsicht, in unseren Städten die thätigste Propaganda für diese „Mittel gegen die Übervölkerung“ oder, wie es meist in unverfänglicher Form heißt, „Pariser Gummiwaren“ und dergl. Fast scheint es wie ein Wunder, daß man diese Mittel noch nicht allgemein kennt und anwendet: aber da fällt eben die Thatsache in Betracht, daß der gesunde, natürlich empfindende Mensch gar nicht an sie denkt, so einfach und zum Teil auch kostenlos sie sein mögen; — denn sie sind eben dem natürlichen Instinkte zuwider:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“

Daher nahm die Entwickelung großer Kulturvölker in der Regel folgenden Verlauf: Vorwärtsstreben der Gesamtheit; Ausbildung eines Adels aus den ausgezeichnetsten Stammesangehörigen (ursprünglich wurden diesen die Ämter übertragen, dann bildete sich durch Vererbung hervorragender Eigenschaften und angemessene, sorgsamere Erziehung gewissermaßen ein natürlicher Adel heraus, dessen Vorrechte infolgedessen zunächst thatsächlich und später gesetzlich sich vererbten); Besiegung von in der Entartung mehr oder weniger vorgeschrittenen Nachbarvölkern; Annahme der Kultur und fast gleichzeitig der Entsittlichungsanfänge durch die herrschenden Klassen des Siegervolks; Entartung dieser oberen Klassen und dadurch immer drückendere Lage der niedrigen; Revolution oder Reformen, wodurch die noch kräftigen oder erst im Beginne der Entartung stehenden unteren Stände emporkamen; Höhepunkt der kulturellen Leistungen des Volks, meist zugleich auch seiner Macht; allgemeiner Niedergang.

Auch bei vielen einzelnen Geschlechtern, aus denen ein großer Mann oder mehrere solche hervorgingen, lassen sich ähnliche Beobachtungen machen. Besonders lehrreich, zumal wegen der damaligen Zustände Westeuropas, ist z. B. die Geschichte der ersten fränkischen Herrscherhäuser. Auf den thatkräftigen, aber weder an Bildung dem gallischen noch

sittlich und seelisch dem altgermanischen Ideal entsprechenden Chlodwig folgen anfangs noch starke, doch von immer roheren und unwürdigeren Leidenschaften getriebene Söhne und Enkel; in dem Streite der furchtbaren Weiber Brunhilde und Fredegunde erreicht die zur Unnatur gewordene Kraft des Geschlechts ihren Höhepunkt, dann beginnt die Abstumpfung; am Hofe des „guten Königs“ Dagobert herrscht die größte Unsittlichkeit; dann folgen würde- und marklose Schattenkönige, die „Rois fainéants“, die Faulenzer auf dem Throne. Inzwischen ist aber ein neues Geschlecht emporgekommen; bezeichnend ist seine geringe Vermehrung, denn sind auch hie und da mehrere Erben vorhanden, so kommt doch meist nur der eine in Betracht, die anderen sterben früh oder sind unbedeutend und lassen sich ins Kloster sperren: innerhalb eines Volks, das kein Recht der Erstgeburt kennt, kann nur so eine Hausmacht sich erhalten. Wirklich fest begründet wird das Ansehen des Hauses durch Karl „den Hammer“, den unehelichen Sohn Pipins von Heristall; dann folgt Pipin „der Kurze“ (also auffallend niedrig und gedrungen von Gestalt), welcher es unternehmen kann, sich als den thatsächlichen Machthaber auch rechtlich an Stelle des letzten merowingischen Schattenkönigs zu setzen; darauf der größte Sprößling des Geschlechts, Karl der Große, an dessen Hofe aber höchst lose Sitten herrschen. Nun beginnt eine absteigende Reihe, — zunächst Ludwig der Fromme, ein ziemlich kräftiger Mann und wohlgesinnter Herrscher, doch immerhin seiner Aufgabe längst nicht gewachsen, dann seine treulosen Söhne: Lothar, der begabteste vielleicht, aber auch der schlimmste (seine Erben wie diejenigen des frühverstorbenen Pipin werden von der Geschichte füglich übergangen); Ludwig der Deutsche, wohl der kräftigste und bestgesinnte, doch Vater des stumpfsinnigen Karls „des Dicken“, an dessen Stelle Arnulf von Kärnthen, sein unehelich geborener Vetter, tritt; auf diesen folgt als letzter Sprosse in Deutschland Ludwig „das Kind“. Länger halten sich in Frankreich die Nachkommen Karls „des Kahlen“, des vierten Sohnes Ludwigs des Frommen; aber außer dem Normannenbesieger Ludwig tritt keiner hervor, ein fast gleichmäßiger Niedergang läßt sich beobachten bis zu Karl „dem Simpel“ und Ludwig „dem Nichtsthuer“. Nun ist wieder ein neues Geschlecht hochgekommen: der Nachkomme des tapferen Grafen Udo von Paris, Hugo Capet, erlangt das Erbe des letzten Karolingers.

Also der Beginn der Entsittlichung läßt sich, soweit unsere Beobachtungen reichen, bei keinem als Ganzes betrachteten Volke auf eine fühlbar gewordene Übervölkerung, sondern immer auf den Egoismus einzelner mächtigen, durch ihre Stellung den Verführungen mehr ausgesetzten Geschlechter zurückführen. So hat sich ja auch, dem biblischen Berichte zufolge, Onan, der Sohn Judas, der Unnatur unter dem Vorwande hingegeben, er wolle seinem verstorbenen Bruder, dessen Witwe er dem Ge-

setze nach hatte heiraten müssen, keinen Sohn erzeugen. Die vorgeschritteneren Formen unnatürlicher Bethätigung des Geschlechtstriebs sind somit wahrscheinlich durch die Ansteckung bösen Beispiels zunächst auf die durch Reichtum und Einfluß übermütig gemachten Geschlechter übergegangen; selten haben sogar die schlimmsten Verirrungen ein ganzes Volk durchseucht.

Wenn wir nun den mutmaßlichen Ursprung aller unserer Unnatur in einer Steigerung des natürlichen Geschlechtstriebes erblickten, so können wir allerdings bis zu jenem nicht zurückdringen, denn so weit reicht die Geschichte nicht. Daß aber der bloße Selbsterhaltungstrieb zu solchem Verhalten hätte führen können, ist kaum glaubhaft: zunächst war der Mensch, vermöge seiner Organisation, sicher selbst bei geringer Vermehrung imstande, sein Geschlecht auch furchtbaren und weit zahlreicheren Tieren gegenüber zu behaupten und sein reichliches Auskommen zu finden; auch fürchten ja fast alle wilden Tiere unter normalen Verhältnissen den Menschen. Es käme also wohl nur der Trieb nach Ausbreitung seiner Herrschaft in Betracht. Sollte dieser, auch wenn er uns von je angeboren war, die Menschen zu unnatürlichem Verhalten getrieben haben, oder wo lag sonst die Versuchung? Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist mit dem höchsten Genusse verbunden, den die körperliche Seite oder das instinktive Leben dem Menschen gewähren kann: das muß so sein, denn innerhalb der die körperlichen Thätigkeiten regelnden Teile des Nervensystems nehmen diejenigen, welche die Geschlechtsthätigkeit leiten, einen unverhältnismäßig großen Raum ein, daher auch ein hier wirksamer Reiz den Organismus besonders stark beeinflußt; nun empfinden wir aber die Wirkung jedes von unserem Organismus begehrten Reizes (Bethätigung der Organe, Nahrungsaufnahme u. s. w.) als Genuß, wie jeden Überreiz als Schmerz oder Nachteil. Dazu kommt noch, daß beim Geschlechtsakte die innige Verbindung beiderseitigen Genusses dessen Verdoppelung herbeiführt und daß normalerweise, d. h. bei vorhandener gegenseitiger Zuneigung, auch eine hohe Erregung der seelischen Kräfte stattfindet. Aus alledem geht übrigens auch hervor, daß die Nachwirkungen des Aktes besonders stark sein, Verirrungen also gerade hier besonders nachteilig und weitreichend sein müssen.

Sollte nun der empfundene Genuß den Menschen oder zunächst einen der Gatten dazu getrieben haben, sich ihn öfter, als die Natur es ihm vorschrieb, zu verschaffen? — Selbst vorausgesetzt, daß der Mensch von Anfang an stets in der Benutzung der Geschlechtsorgane ungefähr so unabhängig von der Zeit gewesen sei, wie heute, so würde ein derartiges Verhalten bei noch sehr ursprünglich und einfach empfindenden Wilden, die zudem von keinem anderen irdischen Wesen hierin beeinflußt werden konnten, einen ebenso unbegreiflich großen Verstoß gegen die Natur bedeuten, als etwa

das gleiche Benehmen in Vorausberechnung einer dadurch erzielbaren zahlreichen Nachkommenschaft, denn Wilde sind im Rechnen nie stark. Auf jeden Genuß folgt Sättigung, dann Erschlaffung; ohne bestehendes Bedürfnis sucht wenigstens der gesunde Mensch nicht nach der Ausübung irgend einer Thätigkeit; so wird er auch auf geschlechtlichem Gebiete umso leichter das richtige Maß einhalten, als er, wie vielleicht den Genuß, so auch die zur Unzeit bestehende natürliche Erschlaffung viel deutlicher und stärker empfindet, als abnorm entwickelte Individuen. Dazu verliert ein Reiz immermehr an Stärke, je öfter und gleichmäßiger er ausgeübt wird, der Organismus verlangt also immer seltener darnach: bestände nicht bei vorgeschrittenen Kulturvölkern (nie dagegen unter einem gesunden Naturvolke!) die Möglichkeit und also die Versuchung, den Trieb durch öfteren Wechsel des Objekts, weiterhin auch durch unnatürliche Erregung stets wieder neu anzustacheln, so würde der Ausschweifung stets baldige Abstumpfung folgen, und die Entartung ginge weit langsamer vor sich, ja es wäre vielleicht gar nicht möglich geworden, deren Dasein zu erkennen und so die Menschheit noch rechtzeitig zu warnen. Da nun endlich die durch Übervölkerung und enges Beisammenwohnen hervorgebrachten Versuchungen beim Urmenschen noch nicht wirksam sein konnten, so können wir den Urgrund der menschlichen Unnatur, wollen wir ihn irgend fassen, nur außerhalb der Menschheit suchen. Auch hier hilft keine Wissenschaft mehr: es gilt, zu glauben oder auf jedes Verständnis zu verzichten!

Die Existenz des Bösen läßt sich natürlich ebensowenig beweisen, als das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele. Der Materialist muß sie leugnen; er muß aber folgerichtig auch die Thatsachen der Entartung leugnen, denn wenn der Mensch ein unverantwortlicher Atomhaufe ist, so ist sein Verhalten eben immer so, wie es sein muß und soll: es kann sich gar nicht darum handeln, Naturgesetze zu übertreten oder einzuhalten, denn Naturgesetz kann höchstens das heißen, was eben jeden Körper zu seinem thatsächlichen Verhalten bestimmt. — Was hingegen die Religionen betrifft, so nehmen sie sämtlich persönliche Mächte des Bösen an, als einer Verneinung und nicht etwa bloß einer Abwesenheit oder Unvollkommenheit des Guten. Nicht „aufgeklärt" ist es, sondern gedankenlos und verkehrt, wenn Deisten und vorgeschrittene Buddhisten, — ja sogar Männer, welche den Vorwurf, sie seien keine Christen, mit Entrüstung zurückweisen würden, — ohne eine solche lebendige Kraft des Bösen auskommen wollen. Da soll der Mensch aus Tier und göttlichem Geist bestehen; ist aber das Tier nicht auch ein Geschöpf Gottes, und ist es, wo es frei sich entwickelt, unglücklich oder abnorm? Läßt nicht der Mensch, wo er zu Unnatur, Verbrechen, Krankheit und Irrsinn herabsinkt, jedes Tier weit über sich?

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer, als jedes Tier zu sein.“

Heißt es nicht Gott beleidigen, wenn man glaubt, er lasse uns, die wir doch für unser Leben nichts können, derlei unserem Bewußtsein schmerzliche Fehler nachschleppen? Da wäre doch Gott nicht die Potenz des Guten, sondern ein wesenloses Zwitterding, wie der Weltäther. Und läßt etwa die Geschichte einen Fortschritt vom Tiere zu Gott, — vom Bösen zum Guten erkennen, — thut nicht vielmehr der Geschichtsschreiber im allgemeinen gut daran, sich nach der Arbeit die Hände zu waschen? Wie unsere Vernunft nicht ohne Gott, so läßt sich unsere Entartung nicht ohne Satan erklären!

Es sprechen für das Dasein des Bösen zunächst dieselben Wahrscheinlichkeitsgründe, als für Gottes Dasein. Außerdem spricht dafür aber noch das Gewissen, diese ebenso unleugbare als höchst merkwürdige Äußerung unserer Vernunft. — Daß der Einzelne unter uns nur in sehr beschränktem Maße für sein Thun und Lassen verantwortlich ist, das ist genugsam bekannt: wie sehr hängt jeder ab von seinen Eltern und Voreltern, seiner Erziehung, den Sitten seiner Umgebung und überhaupt den Verhältnissen, unter denen er lebt. Die Erblichkeit der Entartung und die fortschreitende Verschlimmerung der Kulturkrankheit beim Einzelnen zwingen uns, jene Verantwortlichkeit vollends fast ganz zu leugnen: der Mensch will, versteht, leistet oder verbricht im Grunde nur, was er seinem Zustande und seiner Lage nach muß; magst du auch manches, was du thatest, bereuen, — wenn du von neuem unter denselben Verhältnissen lebtest, so würdest du im gegebenen Augenblicke sicher wieder genau so handeln, falls deine Vorkenntnisse eben nicht andere wären. Und doch fühlen wir uns kraft unseres Bewußtseins verantwortlich; wir machen uns Vorwürfe, mindestens über die uns anhaftenden seelischen Mängel oder Charakterfehler, obwohl diese Krankheitserscheinungen sind, so gut als irgendwelche körperliche Schwäche. Der Verbrecher, falls er nicht irrsinnig ist oder falls er nicht, wie z. B. schwachköpfige Anarchisten, seine That als notwendiges Übel und demnach als verdienstvoll ansieht, empfindet seine Übelthaten wirklich als solche. Zwar ist das Gewissen je nachdem sehr dehnbar und kann bei vorgeschrittenerer Abstumpfung der seelischen Nerven nur mehr sehr schwer sich äußern; stets aber läßt es, wo es einmal erwacht, den Menschen fühlen, daß er in sich einen unerbittlichen, ruhelosen Ankläger trägt. Soll das etwa auch nur ein Produkt der Erziehung oder kultureller Entwickelung sein, wo es doch beim Naturmenschen, wenn es erwacht, am unmittelbarsten sich zu äußern pflegt? Wir vermögen nur Unnatur und Krankheit zu erkennen, wir fühlen sie aber als ein Böses, als „Sünde“; wir können gar nicht umhin, Mitmenschen,

die seelisch stark abgestumpft oder der Unnatur rettungslos verfallen sind, als Böse zu brandmarken, zu meiden und womöglich zu strafen, obwohl uns letzteres von Rechts wegen nicht im Hinblick auf uns, sondern nur in Erinnerung an die gesunde Norm des Menschen und im Interesse des Gesamtwohles erlaubt sein kann. Suchen wir für diese Thatsachen eine Erklärung, so ergiebt sich wohl nur eine, die ihnen gerecht wird: der Mensch leidet unter der Entartung nicht als Persönlichkeit, sondern weil er eben auch ein Glied einer Kette ist; daß er die seelischen Folgen vorgeschrittener Entartung als Schlechtigkeit empfindet, rührt daher, daß die Menschheit die Entartung vom Bösen empfing. Und wenn es sich auch nur um die Entartungsfolgen handelte, die Übertretung eines Naturgesetzes ist für ein Naturwesen ein schweres Vergehen; eine Sünde gegen den gesunden Menschenverstand ist auch eine Sünde. — Warum leiden wir aber an den Sünden unserer Vorväter? Da mögen wir doch beherzigen, was Vettex dazu sagt: „Eben, daß wir unsere Nächsten nicht lieben, wie uns selbst, macht, daß wir fragen: Warum leide ich für fremde Schuld? Merkwürdiger Weise aber fragt niemand: Warum genieße ich fremde Verdienste? Warum darf ich das Vermögen, den Adel, die Talente, die socialen Vorzüge meiner Väter erben? Warum darf ich sie meinen Kindern hinterlassen? Wo ist der Sohn, der sich weigert, das schöne väterliche Vermögen zu erben, weil er es nicht verdient habe?“ — Was verdanken wir nicht alles der Gesamtheit, der Vergangenheit, den Kämpfen, Anstrengungen und Leiden unserer Vorfahren, was ist uns nicht die Kultur? Und zudem: das Leben ist trotz Schiller für uns das denkbar höchste Gut, denn es schließt alle anderen in sich.

Nehmen wir also mit der Religion an, dem Reiche des Lichtes, der Ewigkeit, der Vollkommenheit, Allweisheit und Allgüte stehe in der übersinnlichen Welt gegenüber ein Reich der Finsternis, der Unfertigkeit, der Halbheit, der Verneinung und der Bosheit. An der Spitze dieses Reiches steht ein Herrscher, Satanas oder der oberste, der eigentliche Teufel. — Bemerken wir zunächst, daß die Möglichkeit des Daseins einer reichbevölkerten übersinnlichen Welt durch keinen wissenschaftlichen Grund bestritten werden kann: wir sahen ja schon, daß es Dinge geben muß, die wir nicht wahrnehmen können. Der Glaube an ungöttliche Wesen, die wir doch nicht oder doch höchstens im Falle ihres Entgegenkommens und unvollkommen wahrnehmen können, ist nicht nur allen höheren Religionen, sondern von jeher dem größten Teile der Menschheit gemeinsam. Wodurch hätte sich ein solches Wesen von uns irdischen Menschen zu unterscheiden? Wenn wir es „geistig“ nennen, so giebt uns dies, wie wir schon sahen, keine deutlichere Vorstellung; gewiß hätte es sich um Geschöpfe, also abgegrenzte

Persönlichkeiten zu handeln, die auch schwerlich unveränderlich sein, sondern teils (die Guten) ständig zunehmen, teils (die Bösen) von einer gewissen Frist ab ständig abnehmen oder, wenn man will, überhaupt nur scheinbar (d. h. in der verkehrten Richtung) zunehmen dürften, bis sie ein fernes Ziel erreichen. Eine Vorstellung von ihrem für unser Bewußtsein außerordentlichen, durch Zeit und Raum kaum beschränkten Dasein könnten wir gewinnen, indem wir eine gerade Linie zögen: diese hat einen Anfangspunkt, in der gegebenen Richtung läuft sie aber endlos fort. Für Satan stünde, wie noch auszuführen bleibt, der Anfang der Linie höher, d. h. näher bei Gott, als für irgend eines der aufstrebenden übersinnlichen Wesen (Engel), doch sind diese auf dem geraden Wege zu Gott, jener dagegen entfernt sich immermehr von ihm. Für uns würde es sich darum handeln, nach der begrenzten und gebrochenen (auf-, dann absteigenden) Linie unseres Erdenlebens als übersinnliche Wesen einer der beiden erwähnten Linien zu folgen.

In welchem Verhältnisse kann nun Satan zu Gott stehen? Er muß ihm an Macht untergeordnet sein, sonst bestünde nichts auch nur dem Anscheine nach festgefügtes, weises, dauerndes oder gutes; er muß ein Geschöpf Gottes sein, im Grunde ganz abhängig vom höchsten Wesen, denn sonst wären die Eigenschaften des „Bösen“ nicht die einer wandelbaren, unvollkommenen Individualität, sonst gäbe es zwei gleichwertige, gleich erhabene Geistesfürsten, die sich entweder geradezu aufheben, oder als durchaus wesensgleich ineinander verschmelzen (wie von Gottes Mehrzahl anzunehmen) oder in stetem Kampfe sich messen müßten, wobei doch wohl nichts anderes bestehen, keiner der beiden Gegner ferner vollkommen, allmächtig u. s. w. sein könnte, und was des Unsinns mehr ist; die Gleichberechtigung des Bösen auch nur in einem Teile von Gottes Reich würde die Negation Gottes bedeuten! Satan ist also ein Geschöpf Gottes; er muß aber auch das ursprünglich vornehmste und bestausgerüstete sein: denn hätte ein in Gottes Dienst gebliebenes Wesen von Anfang an noch höher gestanden, so wäre ein langer, erbitterter Kampf des Bösen gegen Gottes Güte nicht denkbar; nicht Gott allein, sondern ein Geschöpf vermöchte es, den Kampf mit Satan siegreich durchzuführen.

Satan wäre also das älteste, größte, mächtigste und begabteste Geschöpf Gottes gewesen, aber von Gott abgefallen Wie konnte er dies, da Gott doch in seinen Geschöpfen weiterlebt, da gerade Satan das Dasein und die Macht Gottes besonders klar erkennen mußte? Nun, Gott muß es so gewollt haben; er ist wohl in allem und hält alles in sich, doch kraft seiner Allmacht kann er sich auch aus etwas hinausversetzen. Da steht also einerseits Gott, andererseits der Erstling, der „Fürst“ einer herrlichen, für uns unsichtbaren Schöpfung. Satan wird sich seiner selbst bewußt, er

sieht sich nicht nur mehr in seinem Verhältnisse zu Gott; er erkennt, wie hoch er steht, aber der von ihm getrennte Gott tritt ihm gleichzeitig zum erstenmal als ausgeprägtes Wesen, als Persönlichkeit entgegen. Er könnte nun sich beugen und anerkennen: „so groß ich auch bin, Gott ist doch über alles herrlich und erhaben; ihm verdanke ich, was ich bin; sein sei, was er geschaffen!“ Hingegen erliegt er der Versuchung: er faßt das, was er ist, gegen das zusammen, was Gott ist; er stellt sich als Wesen dem als Wesen ihm geoffenbarten Gotte gegenüber und nicht mehr als Kind, als schutzbedürftiges Geschöpf dem Allvater. Was war es wohl, das Satan zum Unterliegen brachte? Wir dürfen glauben, es lag daran, daß er von Gott mehr wahrnahm, als irgend sonst ein Wesen wahrnehmen konnte: kein Geschöpf aber kann je Gott in seiner Ganzheit wahrnehmen oder erkennen, das kann nur die Allmacht selbst; das Allwissen und Allerkennen hat die anfangslose Ewigkeit und die Selbstgenügsamkeit Gottes zur Voraussetzung, also Eigenschaften, die kein Geschöpf haben oder auch nur verstehen kann. Satan ward sich nun der Unvollkommenheit bewußt, die ihm trotz seiner bevorzugten Stellung in der Schöpfung dem in sich mehrfachen Gotte gegenüber anhaftete; statt zu sagen: „lasse mich in Deiner Erkenntnis wachsen, so hoch ein Geschöpf von Dir es vermag!“ — statt dessen hat er wohl gesagt: „Ich, der größte nach Dir, will Dir an Einsicht gleich werden; gerade das höchste an Dir verbirg mir nicht!“ — Und es entstand ein mächtiger Riß, ein furchtbarer Kampf in der Welt; denn so groß ist Satan, daß ein Heer der nach ihm entstandenen untergeordneten Geschöpfe in ihm, statt in Gott, den unmittelbaren Herrn erkennt.

Steigen wir herab auf unsere Erde: um uns handelt es sich! Welch' seltsame Wesen sind wir doch: Pünktchen, gebunden an einen Punkt im unermeßlichen Weltall, und zwar dauert diese ohne Unterlaß gefährdete Verbindung einen Augenblick nur der endlosen Zeit; und zu allem hin täglich bis zum Schlafe erschlafft, sind wir doch Weltenforscher und Weltenstürmer, Riesen in riesigem Reiche, — zunächst durch unseren Zusammenhalt, doch auch der einzelne Mensch ist der Ausdruck großartiger Gesetze. Im Anschluß an Pascals bekannten Satz können wir sagen: „der Mensch ist klein, weil er es ist, und groß, weil er seine Kleinheit ermißt; beschränkt ist der Mensch, und doch ist er weise, denn er weiß, wie beschränkt er ist!“ Ein Kampf kommt in unserer sichtbaren Welt und vornehmlich in uns selber zum Ausdrucke, durch den Widerspruch des Höchsten und des Niedrigsten, des Guten und des Bösen. Stammen wir aus einer besseren Welt? Sind wir, wie Bettex annimmt, geronnene, d. h gefrorene Lichtkörper, fast dunkel bereits, durch eigene Schuld in einer Welt der Schuld? In der That „wohnen wir ganz

nahe der absoluten Kälte"; es steht diese auch unserem Begriffsvermögen näher, und durchaus falsch ist es für uns, die Kälte als bloße Wärmestufe aufzufassen: sie ist vielmehr die Negation der Wärme, wir können sogar bei jener den absolut tiefsten Betrag annähernd (auf 273 ° C.) schätzen, während die Wärme für uns stets relativ bleibt; Wärme und Licht sind im wahrnehmbaren Weltraume Ausnahmen. Und doch, wie unvorstellbar heiß ist für uns die Sonne, wieviel heißer jedenfalls noch mancher riesige weiße Stern, obwohl sie unserer Welt angehören! Soweit wir es wahrnehmen können, sind dem Leben sowohl der Kälte als der Wärme zu bestimmte Grenzen gesetzt: sehr unempfindlich nach einer Richtung oder selbst nach beiden sind allerdings manche niedrigen Organismen; so „schloß Professor Pictet Mikroben, Bazillen, lange in einen harten Krystallblock aus gefrorener Luft bei — 218 ° ein! und siehe da, diese kleinsten Wesen waren nachher so frisch und munter wie vorher . . . obwohl schon bei — 130 ° bis — 150 ° jede chemische Wirkung, so zwischen Säuren und Metallen, aufhört." Wie weit die Hitze Leben in unserem Sinne zuläßt, entzieht sich eher unserer Betrachtung; obwohl wir aber auf Erden nur relativ mäßige Hitzegrade wahrnehmen oder herstellen können, so scheinen selbst diese über die Grenze der für das organische Leben möglichen Bedingungen hinauszugehen; für den Menschen liegt diese Grenze sehr niedrig, denn siedendes Wasser ist, objektiv betrachtet, noch recht kalt. Wiewohl nun die Natur sich nirgends ganz wiederholt und demnach die Organismen anderer Planeten von denen unserer Erde wahrscheinlich durch große Unterschiede getrennt sind, so können wir doch behaupten, daß organisches (d. h. der uns sichtbaren Welt angehöriges) Leben nicht unter Bedingungen bestehen kann, welche von den auf Erden dafür maßgebenden gründlich verschieden sind; denn falls die Weltkörper nicht in allem wesentlich denselben Gesetzen gehorchten, als die Erde oder unser Sonnensystem, so könnten wir sie eben gar nicht wahrnehmen. So gut also dort, trotz Ibsen, zwei mal zwei auch vier sein, die Mathematik, deren objektive Wahrheit ja durch Erfindung der Rechenmaschine auffallend genug bestätigt wurde, und die Astronomie der unseren entsprechen müssen, so sicher haben die anderen Sonnen auch ihre Planeten, und so sicher muß in diesem Weltall das Dasein selbstbewußter Organismen auch an Verbindungen, welche unserer Luft und unserem Wasser entsprechen, an niedrigere Organismen, die sie zur Nahrung benutzen, und an nicht allzu große Wärmeschwankungen gebunden sein; ihrer Eigenwärme und ihrer klimatischen Widerstandskraft nach stehen sie höchst wahrscheinlich in einem ähnlichen Verhältnisse zur absoluten Kälte und zur Wärme ihrer Sonne, als wir.

Es kann nun wohl sein, daß die Gefangenschaft des „erlösungsbedürftigen

göttlichen Funkens", d. h. unseres Bewußtseins, in einem kalten, der toten Materie also nahestehenden, tierischen Körper an sich schon eine Strafe bedeutet, daß demnach der Fall des Menschen, freilich dann auch aller vernunftbegabten Organismen anderer Planeten dem, was wir bei den ersten Menschen als Leben bezeichnen können, also dem normalen irdischen Dasein, voranging. — Dafür mögen sprechen: das Unbefriedigende des wechsel- und mühevollen, mit dem Tode abschließenden Lebens auch für den gesündesten Menschen; das auch bei diesem schon vorhandene Gewissen; die geringe Verbreitung der Religion im höheren Sinne; das im Tierreiche, soweit uns bekannt, von abnormen Fällen abgesehen einzigartige, zeitlich ungebundene Verhalten des Menschen auf geschlechtlichem Gebiete; endlich die geringe Widerstandskraft des Gesunden gegenüber der Kulturkrankheit, und vor allem die uns gewordene Möglichkeit, die Gesetze der letzteren zu erkennen und ihr damit entgegenzuarbeiten. — Soviel ist aber sicher, daß die Entartung sich ihrerseits wieder genau wie eine „Erbsünde" verhält: ihr Beginn ist unter ursprünglichen, „unverdorbenen", aber auch unter natürlich lebenden Menschen ohne direkte Beeinflussung durch eine verderbliche Macht nicht erklärlich.

Also, der Mensch hatte am Anfang mit dem Dasein Satans bereits so gut zu rechnen, als mit dem Gottes; für diesen oder jenen galt es, sich zu entscheiden. Da es aber neben beiden schon andere Geschöpfe gab, so konnte eine Hinansetzung Gottes aus dem Menschen auf diesen schwerlich dieselbe Wirkung haben, wie einst auf Satan; hätte dieser nicht von seiner Macht nun Gebrauch gemacht, so hätte sich der Mensch wohl ohne weiteres ratlos gefühlt und Gott herbeigefleht, wie ein verirrtes Kind seine Eltern; dieser unselbständige Zustand des Menschen mußte übrigens zunächst auch die Wirkung seines Ungehorsams abschwächen, wie denn dieser nicht zu völliger Lostrennung von Gott führte. — Wodurch konnte nun Satan seinen Zweck erreichen? Ein neues Geschöpf, das in Gott noch seinen Vater sieht, wird sich nicht dadurch abspenstig machen lassen, daß der Böse ihm in seiner ganzen Macht und Größe entgegentritt, denn es wird leicht erkennen, daß Gott viel mehr wert ist. Daher ist das Böse von Anfang an, wie jetzt, gezwungen, sich zu verdecken; Lug, Trug und Schein müssen seine Waffen sein; denn Satan hat Gott zur Voraussetzung, und wenn er sich zeigte, so wollten wir alle zu Gott flüchten; er muß also darauf sein Hauptaugenmerk richten, Gott, aber auch sich selbst, den seinem Einflusse zugänglichen Wesen zu verdunkeln. So faßt Carducci in seinem hochpoetischen „Lobgesang auf Satanas" diesen als Verkörperung der fortschrittsdürstenden, der als Hemmschuh wirkenden Kirche feindlichen Aufklärung:

Gleichwie des Sturmes und Blitzes Geschosse,
Zieht durch die Welt einher Satan, der Große.

Wohlthaten spendend sieht man ihn ragen,
Thronend auf siegreichem, feurigem Wagen.

Heil Dir, o Satanas, Herr der Zerstörung,
Meister des Aufruhrs, der Geisterempörung!

Anbetend laß uns Dir Opfer verschaffen,
Weil Du vernichtet hast Gott und die Pfaffen!

In buchstäblichem Sinne wäre dieser Hymnus nicht nur die schlimmste Blasphemie, sondern auch höchst thöricht, denn wenn Satan existiert, so ist auch Gott, der viel stärkere Gott da. Auch hierin ist Gott stärker, daß er die Wahrheit und stets nur sie braucht: das heißt, so sehr der Begriff seines Wesens und das, was uns von ihm offenbart ist, unseres Vorstellungsvermögens spotten, so ist doch der Glaube an Gott uns nicht nur möglich oder dem Unglauben gleichwertig, sondern berechtigter und dazu wohlthätiger, als dieser; die göttliche Wahrheit ist stärker, als unsere halbe Wahrheit!

Der erste Mensch lernt also zunächst, sich und die Schöpfung einerseits, Gott andererseits unterscheiden. Nun kommt Satan, das mächtigste Glied der Schöpfung, und sagt zu ihm: „wenn du dich gegen Gottes Gebot auflehnst, so wird dein Bewußtsein wachsen, bis es demjenigen Gottes gleich ist!“ Der Mensch frägt nun nicht, warum, wenn dem so wäre, Satan nicht Gott gleichkomme; denn der Böse hat sich verkleidet und demnach selbst ganz aus dem Spiele gelassen: besseres konnte er sogar nicht thun, als die Gestalt eines am Boden kriechenden Tieres anzunehmen, eines Wesens also, das der Mensch mit Recht als niedriger ansehen muß, das er sogar zertreten kann. Schließlich handelt es sich nun für den Menschen auf Erden im allgemeinen nur noch darum, Gott zu suchen oder aber dessen Dasein zu leugnen und damit das jeweilige „Ich“, vielleicht auch einen hervorragenden oder „angebeteten“ Mitmenschen, als den Ausdruck der höchsten Norm innerhalb der sichtbaren Welt, überhaupt über alles zu stellen; schon daraus möchten wir schließen, daß es keinem sinnlichen Wesen je gelingen wird, das Dasein ähnlicher oder gar höher begabter Wesen auf anderen, selbst sichtbaren Weltkörpern festzustellen. — Mag sein, daß es Menschen gegeben hat und noch giebt, die ihre entartete Persönlichkeit schon hier auf Erden geradezu in den Dienst des Bösen stellten; sie bedurften aber dafür der Beschönigung, der Heuchelei, der Täuschung nicht nur um der Mitmenschen, sondern vor allem um ihrer selbst willen. So wäre Jago, dieser vom Dichter wohl übertrieben dargestellte, gewissermaßen konzentrierte

Bösewicht, vollends eine unmögliche Figur, ohne „die Jagd der grundlosen Bosheit nach Gründen", wie Coleridge sich ausdrückt.

Daß von dem Doppelwesen „Mensch" das Weib zuerst fallen mußte, entspricht ganz der Wahrscheinlichkeit: es trägt seiner ganzen Persönlichkeit nach ein jüngeres, unselbständigeres, man kann fast sagen sachlicheres Gepräge, als der Mann, auf dessen Schutz es von Natur angewiesen scheint; es ist weniger geistig als seelisch veranlagt, daher es auch, bei Abstumpfung seiner seelischen Eigenschaften, zu einer Frivolität, Gemeinheit und Grausamkeit herabsinken kann, die beim Manne nur auf der tiefsten Schwelle der Entartung vorkommt; es hat daher auch nicht dieselbe Achtung vor göttlicher Satzung und Naturgesetz, vor der unerbittlichen Logik; wenn es einerseits dadurch, daß es kindlicher fühlt und denkt, auch hilfsbedürftiger ist, den Mann durchschnittlich an Frömmigkeit übertrifft, so vermag es doch Gott nicht so nahe zu treten: alle großen Religionsbegründer, Reformatoren und Prediger waren Männer. Der Mann dürstet weniger nach Glück, er stellt dem eigenen Glücke leichter andere Rücksichten vor; weniger weitsichtig, sucht das Weib dafür sein Glück nicht in sich selbst, sondern in Hingabe, in Liebe und Gegenliebe. Es sieht der Eva ähnlich, daß sie dem Manne eine höhere Stellung verschaffen wollte und ihn zu rascher That anspornte, in der Hoffnung, sich selbst dadurch in seinen Augen zu erhöhen und womöglich seine Krone zu sein.

Denken wir uns nun den Ursprung der Entartung in demselben Zusammenhang: der Mensch begnügt sich nicht damit, wie er von Natur hätte sollen, in langsamem Wachstum allmählich zu seinem irdischen Berufe heranzureifen; rasch will er sich vermehren, rasch die ihm feindlichen Tiere und Naturkräfte bezwingen, rasch die Früchte seiner Mühe ernten und sein Reich erobern. Sowohl bei der beschleunigten Fortpflanzung als später bei ihrer Hemmung muß wiederum die Veranlassung vom Weibe ausgegangen sein, ja in den meisten Einzelfällen gab es von jeher dazu den Ausschlag: ein halbwegs normaler Mann zieht den normalen Geschlechtsverkehr schon deshalb unbedingt vor, weil er ihn als Ausdruck eines Naturgesetzes empfindet, — bei gesteigerter Ausübung ermüdet er zunächst rascher, als das Weib; dieses hat aber dafür die Hauptfolgen allein zu tragen, da der Mann das Gesetz der Befruchtung und Geburt nicht in sich trägt.

Wie nun, hat Gott das Böse wachsen lassen, weil er es mußte, oder weil er die Folgen nicht voraussah? Wer das annimmt, der muß die Grundlagen der Wesenheit Gottes leugnen: das Böse kann vom allmächtigen und allweisen Gotte nur freiwillig, absichtlich und den von ihm in die Schöpfung gelegten Gesetzen gemäß geduldet werden; Satan und Adam mußten, kraft der Weltordnung, von

Gott abfallen, so gut als der entartete Mensch im Grunde für sein Thun und Lassen nicht verantwortlich ist! — Wie, und das sollte nun der gerechte, allgütige Gott zulassen? Zunächst ist Gottes Gerechtigkeit und Güte nicht die unsere, und zwar ist sie viel vollkommener, vor allem frei von jeder Schwäche: so geht schon auf Erden aus furchtbarem Unglücke junges Glück, aus vernichtendem Kampfe der Sieg des Guten, aus Haß die Liebe, aus dem Tode neues Leben hervor. Wir, die wir nicht einmal unter uns klares Recht aufrechthalten können, sind wahrhaftig nicht berufen, Gott seine Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben. Das aber dürfen wir uns fragen: wie erscheint Gottes Verhältnis zum Bösen der uns möglichen Glaubenserkenntnis? Zunächst wäre Gott seiner Schöpfung gar nicht als die Liebe, das Licht, die Allmacht und Allweisheit erkennbar, stünde ihm nicht das Böse mit den widersprechenden Eigenschaften gegenüber. Ja, zu der Vorstellung von Gott als einem Wesen kann nur das Böse uns verhelfen: Gott ist in allem und alles in ihm, nur das Böse ist nicht in ihm und er ist nicht im Bösen, sondern duldet es bloß; Gott ist nicht gleichzeitig gut und schlecht,, oder, wenn man will, „jenseits von Gut und Böse“, sondern die Norm des Guten (die Worte Gott und gut — englisch God, good — sind desselben Ursprungs); so können wir auch das Böse objektiv (das heißt abgesehen vom Menschen) uns eben schlechterdings nur als das Gottlose vorstellen, daher es auch nur unfertiges, unzulängliches, vergängliches hervorbringt, daher wiederum sehr viel darauf ankommt, ein ganzer Mensch zu sein: Kranke können wohl seelisch oder geistig geradezu hervorragend sein, was sie aber für die Menschheit leisten, das verdanken sie doch dem noch vorhandenen Maße körperlicher Widerstandskraft, — und wo sind ihre Nachkommen? Besonders wichtig ist eine allseitige, harmonische Entwickelung für das Weib, daher wirken auch edle, echt weibliche Frauen so wohlthuend auf ihre Umgebung.

Dem Bösen verdanken wir also in der That unser Bewußtsein. Auf der Unterscheidung von Gott und der Schöpfung, somit auf der Zahl, beruhen, nach der großartigen Theorie von Better, die gesamten Gesetze des Daseins: sobald Gott etwas gegenüberstand, war er nicht mehr der Einzige; und aus zwei wurden zahllose Quintillionen, wie denn die ganze Mathematik aus der Einheit hervorgeht. Insofern ist Satan in der That „ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar“ und auch, obzwar er dies schwerlich zustehen wird,

„Ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Soll sich nun hiermit ergeben, daß es gleichgültig ist, wie wir uns zu Gott stellen, indem ja auch das Böse einen — ja sogar den

wichtigsten göttlichen Beruf zu erfüllen hat, und schließlich auf Gott hinweisen, zu ihm zurückkehren muß? Soviel ist sicher, daß keine Religion, vor allem keine höhere, diesen Grundsatz vertritt; und das, unserem Glauben nach, mit Recht. — Suchen wir, uns näher zu erklären!

Nimm an, auf einer riesigen Weltkugel befinde sich eine riesige Stadt, in welcher die ganze Menschheit zusammenlebt; kein Mensch kann die Grenzen der Stadt sehen, solange er sie bewohnt, und verläßt er sie, so kann er nicht mehr dahin zurückkehren; es muß aber jeder Mensch nach kurzer Frist die Stadt verlassen. Die wahre, ewige Heimat der Menschen, der Wohnort ihres Vaters, ist ein schöner Garten fern im Norden; die Bewohner der Stadt können nun nichts sehen, was außerhalb liegt, weder den Garten noch den Vater, — dieser aber hat ihnen Kunde davon hinterlassen, wer und wo er ist. Die einen haben nun diese Kunde bewahrt und leben nach der Vorschrift des Vaters; sie wohnen gegen Norden, im armen Stadtteil, wo es viel Mühe, Arbeit und Entbehrung giebt. Die anderen aber sagen: „es ist nichts mit dem Garten und dem Vater; wir sehen nur uns und unsere Stadt, sonst hat nie einer etwas gesehen; wer die Stadt einmal verlassen hat, der ist nicht mehr, und daher ist es thöricht, sich auf die Reise ins Jenseits vorzubereiten.“ Sie ziehen also in den südlichen Stadtteil, wo es wärmer und schöner ist, wo es sich leicht lebt, wo Gärten bestehen, wenn auch dem unvergänglichen des Vaters lange nicht vergleichbar Wer nun die Stadt verläßt, hat eines der beiden einzigen Thore zu durchschreiten; jedem Thor entspricht ein einziger Weg, der schließlich in den großen Garten mündet. Wohnte ein Mensch nun im Norden, so muß er durch das nördliche Thor; er ist auf dem rechten Wege, immer näher kommt er dem Ziele, es wächst ihm die Kraft mit der Hoffnung, rechtzeitig erreicht er die große Pforte, schöner, jünger und reicher, als er war; und er findet seinen rechten Platz, vorn beim Vater. Wohnte einer aber im Süden, so muß er durch das südliche Thor; mühsam, ungleich ist der Pfad, immer weiter führt er zunächst ab von Stadt und Garten, zum Südpol und weiter zu einem Punkte, der vom Garten durch den ganzen Durchmesser der Weltkugel getrennt ist; dann geht es langsam, langsam näher, über den Nordpol und schließlich ganz spät durch das Hinterthürchen in die Rückseite des Gartens Wie kommt ein solcher Mensch nun an? Nach qualvoller, endlos langer Wanderung (endlos und ewig bleibt sich für unser Vorstellungsvermögen ja gleich), — also alt, abgestumpft, abgerissen, verbrannt, erfroren, verhungert, verdurstet, totmüde, durch fortwährende Enttäuschungen fast seiner ganzen Einheit beraubt; er erkennt zuletzt willig an, daß sein bescheidenes Plätzchen im dunkleren Nordteile des Gartens, hinter dem Vater, noch besser ist, als was er je erwarten

durfte. — Ganz zuletzt käme darnach Satanas wieder bei Gott an: er muß vorerst, indem er seine ursprüngliche Erkenntnis und alle darauf angehäufte Aftererkenntnis zusammennimmt, zugeben, daß sein ganzes Dasein seit seinem Abfalle vollständig verfehlt war, — daß er von allen sich selbst und Gott am unrichtigsten geschätzt hat, also in der Erkenntnis Gottes und seiner Wahrheit, diesem Ziele der Schöpfung, dem er ursprünglich am nächsten stand, der letzte von allen, also nur an thörichter Verblendung der erste war; er wird eingehen, zusammengeschrumpft wie Tithonos, — als der kleinste, ärmste, älteste und schwächste; und froh wird er sein, wenn für ihn noch das letzte, vom Vater fernste Plätzchen frei ist. — Und ist das vor Gott recht, sollten wir es nicht recht finden können, daß der Erstling der Schöpfung, dem so viel mehr als den anderen gegeben war, schließlich als letzter und niedrigster im Reiche Gottes dasteht?

* * *

Wohl scheint die Entartung als grausame Ausnahme innerhalb der weisen Naturgesetze, die auch unsere sichtbare Welt regieren, zu bestehen; sollte nicht aber auch sie eine für uns erkennbare Berechtigung gehabt haben?

Wenn wir sehen, daß bisher Kultur und Entartung stets Hand in Hand gingen, so können wir den Gedanken schwer abweisen, daß ein innerer Zusammenhang zwischen beiden bestehe, und zwar, da die Entartung älter ist, daß sie die Kultur gezeigt habe: der Mensch, welcher die Kultur annimmt, sagt sich mehr oder weniger von der Natur los; er strebt höher hinaus, als alle anderen wahrnehmbaren Wesen, er vegetiert nicht mehr, sondern er lebt; er zwingt Tier und Pflanze in seinen Dienst, sucht alle ihm feindlichen Einflüsse durch zweckmäßige Erfindungen zu besiegen und alles Land zu erobern, sei es auch durch völlige Umgestaltung der Natur, Zurückdrängung des Bestehenden und leider oft durch planlose Raubwirtschaft. Sollte dieses eigentümliche Verhalten des Menschen, welchem er freilich seine Größe und geistige Blüte erst verdankt, nicht in einer ursprünglichen Auflehnung gegen die Natur seinen Grund haben? Nichts spricht dagegen! Daß die Kultur an sich nicht schlecht, daß sie stärker ist, als die Unkultur, entspricht eben der größeren Stärke des Guten gegenüber dem Bösen: selbst ein aus Mißachtung von Naturgesetzen, also des für uns Guten, hervorgegangener Zustand kann ein hohes Gut zeitigen. — Weder die Geschichte noch die Völkerkunde zeigen uns übrigens irgendwo den Urmenschen, sodaß wir mit Sicherheit den Ursprung der Kultur beobachten könnten. Bis zu einem gewissen Grade ist so ziemlich die ganze Menschheit gesittet: wer die primitiven Schürzen, Schmucksachen und Waffen, die rohen Hütten, die un=

beholfenen Zeichnungen der „Wilden“ belacht, der sollte doch bedenken, daß wir materiell nicht viel mehr besitzen, als schrittweise vermehrte und bereicherte Auflagen dieser uralten Hilfsmittel, die selbst das klügste Tier sich nicht zu schaffen vermag; die Möglichkeit, sich das nach der tiefsinnigen Prometheussage den Göttern geraubte Feuer zu verschaffen, läßt ferner an thatsächlicher, bahnbrechender Bedeutung alle späteren, noch so großen Erfindungen weit hinter sich: besäße ich ein Haus zu eigen, so würde ich vielleicht das Gedächtnis an die größte Errungenschaft der menschlichen Kultur durch einen Herd mit „ewigen Feuer“ ehren!

Man komme uns nicht mit den „affenähnlichen“ Völkerschaften. Zunächst erweist sich immer, je näher man sie kennen lernt, daß sie keineswegs so niedrig stehen, als es ursprünglich aus der Ferne schien, — daß es mindestens noch echte Menschen sind; sodann handelt es sich ausnahmslos um Stämme, die seit langer Zeit unter sehr ungünstigen Bedingungen lebten, also schwerlich ihre Urheimat bewohnen, sondern verdrängt worden und langsam heruntergekommen sind. So stellt uns Häckel die übrigens, als Wilde betrachtet, ganz annehmbaren und keineswegs affenhaften Weddas auf Ceylon als eine Art reinen, ursprünglichen Stammes hin und beruft sich dabei auf vorchristliche Berichte, welche uns denselben Stamm schon so, wie er heute ist, vorführen. Natürlich muß solchen überdies meist wenig eingehenden Berichten, wenn sie auch aus dritter Hand stammen und sehr alt sind, Glauben geschenkt werden . . . Das heißt, wir wollen nicht etwa zum Zweifel auffordern, freuen uns vielmehr, wenn jene durch moderne Entdeckungen bestätigt werden, wie manche bislang als Fabeln belachten Angaben des Hanno, Herodot oder Marco Polo, — nur möchten wir die Herren Materialisten bitten, wo sie doch solchem uralten Reisenden, wenn sein Bericht in ihre Schablone paßt, unbedingt glauben, nicht ebenso unbedingt die Lehren der Religionsbegründer als Lügen zu bezeichnen! Und was ergiebt sich denn aus der Thatsache, daß man die Weddas, so wie sie sind, schon seit über 2000 Jahren kennt? Sie waren doch schon damals aus dem guten kulturfähigen Lande verdrängt worden und auf ein kümmerliches Dasein im zerklüfteten Waldgebirge angewiesen, — und wie viele Übergriffe seitens der siegreichen Rasse mögen sie wohl noch erduldet haben; da sie sich offenbar kaum vermehren, da sie auch nicht zu den begabtesten, sondern zu den schwächsten Stämmen gehören, so giebt uns gerade ihr stationärer Zustand, infolge der fast völligen Abwesenheit geistiger Anstrengung, die einzig mögliche Erklärung für die Thatsache, daß dieser niedergehende, ungünstig gestellte Stamm sich so lange halten konnte. Ebenso war Australien vor Ankunft der Europäer ein für die Anwesenheit des Menschen gar nicht vorbereitetes Land; es besaß weder kultivierbare Pflanzen noch zähmbare Tiere, dazu sehr wenig eßbare

Früchte oder Wurzeln; auch wo es ständig Wasser gab, waren die dortigen Wilden, die doch alles irgend mögliche essen, darauf angewiesen, Tag für Tag nur immer nach Nahrung umherzuspähen; ein stetes Wohnen zahlreicher Familien an demselben Orte wäre ohne beständige Hungersnot nicht möglich gewesen. So sah die Urheimat des Menschen gewiß nicht aus, und was sollte uns da hindern, in den häßlichen, schmächtigen, geistig ziemlich stumpfen Australiern die Nachkommen versprengter Stämme aus der nahen, reichgesegneten Inselwelt zu sehen? Dafür spricht jedenfalls, daß sie eine viel entwickeltere Sprache besitzen, als man erwarten konnte; es fehlen ihnen auch nicht gewisse abstrakte und übersinnliche Vorstellungen; sie haben sich mit großer Lebenszähigkeit ihrer undankbaren Heimat weit besser angepaßt, als es Europäer, die ohne Hilfsmittel dorthin verschlagen worden wären, gekonnt hätten; sie sind richtige Beobachter, wie aus ihrer merkwürdigen, mit großem Scharfsinne hergestellten Waffe, dem „Bumerang" hervorgeht; dazu wissen ihre von den Männern tief verachteten Weiber, einer zahlreichen Nachkommenschaft entgegenzuarbeiten. Was bleibt da vom „tierischen Urmenschen" übrig? — Die Geschichte wie die Völkerkunde widerlegen uns nicht, sondern geben uns eher Recht, wenn wir folgenden Satz aufstellen: ein entarteter Stamm kann sehr lange ungefähr stillestehen, wenn die gegebenen Lebensbedingungen (einförmiges Klima, Armut an nutzbaren Naturerzeugnissen, wenig entwickelte geistige Fähigkeiten, vereinzeltes Wohnen und daher Mangel an Wetteifer) ihm die Erzeugung einer Kultur erschweren, sodaß die Anforderungen an die Lebenskraft des Einzelnen im ganzen gering und einfach bleiben; während aber bei solchen Wilden auch die Entsittlichung keine oder doch kaum merkliche Fortschritte macht, nimmt sie bei aufstrebenden Kulturvölkern sehr rasch zu und führt schließlich zum Untergange der durch sie hervorgebrachten Kultur. Ob aber durch langsame Abstumpfung und Verdummung, ob durch verheerende Krankheit, schließlich führt die Entartung das Ende herbei.

Der Entartung verdanken wir aber nach obigem mit der Kultur unser entwickeltes Bewußtsein, recht eigentlich unsere Ausnahmestellung, unsere Absonderung: auf ihr beruht der große, bisher unversöhnte Gegensatz zwischen Natur und Kultur; aus ihr gingen die mannigfaltigsten Rassen, Sprachen, Charaktere, Fähigkeiten und Erfindungen, der ganze innere Reichtum der Menschenwelt hervor. Ihr verdanken wir aber auch die Entwickelung der gewichtigsten, folgenreichsten unserer Eigenschaften, des Gewissens, und damit des Schuldbewußtseins, des Schmerzes: kein Schmerz, keine Lust, — kein Böses, kein Gutes, — kein Schuldgefühl, keine Erlösung, — kein Kampf, kein Friede, — kein Haß, keine Liebe!

Erst das Leiden bringt uns unser persönliches Dasein zum Bewußtsein; denn ein von Anfang an ununterbrochen ruhiges, angenehmes und gleichmäßiges Dahinleben ließe uns gar nicht zur Selbsterkenntnis, zum Nachdenken, ja zu irgendwelcher Unterscheidung kommen; der Berg hat den Abgrund zur Voraussetzung, und „durch Nacht zum Licht" ist der schönste Wahlspruch!

Gewiß ist es nicht bedeutungslos, daß jede höhere Religion (also Offenbarung Gottes) bei Völkern einsetzte, die dem Höhepunkte kultureller Entwickelung nahestanden, bei denen also auch die Entsittlichung rascher um sich zu greifen begann! Denn zu solchen Zeiten sind — je nach dem Volke allerdings in verschiedenem Grade — stets zahlreiche Persönlichkeiten vorhanden, deren seelischer Zustand für die Aufnahme der Religion besonders günstig ist: das Gewissen ist bereits wach, entwickelt, doch noch nicht übermüdet und abgestumpft. Von gesunden Stämmen muß das Wort gelten: „die Gesunden bedürfen des Arztes nicht". Sie können gar keinen Begriff haben von all' der Zerklüftung und Zersplitterung, all' den unversöhnten Widersprüchen, welche für einen aus dem Gleichgewicht gekommenen Organismus bezeichnend sind, von all' der Seelenqual, die mit der fortschreitenden Entartung sich einstellt. So faßte das Christentum im entarteten Römerreiche, die Reformation im entarteten Deutschland Fuß. So können bekehrte Inder oder Chinesen eifrige Christen sein, während gerade die beredte Freude der Missionare über ihre hie und da erzielten Erfolge beweist, daß z. B. die Neger größtenteils schwer zu wirklich religiösen Menschen werden: sie nehmen vielleicht die äußeren Vorschriften des Christentums an; sie bringen es vielleicht so weit, wie die Kinder, und glauben, wenn man recht artig sei, so bedeute der Tod eine Art Reise in ein schöneres Land, zu einem guten Vater; zu wirklichen Christen, zu brauchbaren Lehrern werden aber fast nur hervorragende Leute, so manchmal Häuptlinge; daher auch der Katholicismus mit seinem die Sinne fesselnden, zur Nachahmung reizenden Gepränge und seinen rein irdischen Vorschriften, mit denen es bei der großen Menge sein Bewenden hat, oder der Islam mit seinen mechanischen Verhaltungsmaßregeln und seinem sinnlichen Paradies bei Naturvölkern unstreitig leichter Eingang finden, als der Protestantismus. — Wir können endlich sagen, auch die Regeneration hat die Kenntnis, ja die Wahrnehmung und Empfindung der Entartung zur Voraussetzung, konnte also innerhalb vorwiegend gesunder oder doch gleichmäßig aufstrebender Nationen, wie ohne zu Tage liegende geschichtliche und ethnographische Thatsachen, niemals ihrer Notwendigkeit nach erkannt werden. Hätte Dr. Damm nicht die Thatsache der Entartung an sich und anderen erprobt, so hätte er nichts gefunden; wir hätten ihn auch nicht verstanden, wäre es uns nicht

ähnlich ergangen; und vermöchten wir nicht zu hoffen, irgendwo auf verwandtes Empfinden zu stoßen, so thäten wir besser, die Feder wegzulegen und uns — einen Maulkorb vorzubinden!

* * *

Wenn aber auch die Entartung ihren Weltberuf hatte, wenn jede große Neuerung zur rechten Zeit sich Bahn bricht, warum soll nun eben jetzt Ursache und Thatsache der Entartung entdeckt worden sein? — Wie wir sahen, kam es der Wissenschaft. der Medizin zu, hier Aufklärung zu schaffen; vorgeschrittenere Kenntnisse in dieser Richtung, eine genaue Vorstellung von der Organisation des Menschen, fortgesetzte ungehinderte Beobachtungen und als Hilfsmittel dazu manche Erfindungen — namentlich das Mikroskop, stellen sich als unentbehrliche Voraussetzungen dar. Aber auch Gründe höherer Zweckmäßigkeit lassen sich unschwer erkennen: nicht mehr nur ein Kulturvolk, eine Kulturform, sondern die Kultur an sich steht einem Höhepunkte nahe und ist durch etwaigen Niedergang in ihrer Existenz bedroht; mit anderen Worten, ein Aussterben der heutigen Kulturvölker wäre allem Anscheine nach gleichbedeutend mit dem Aussterben der Menschheit. Die Erde, soweit sie für den Menschen in Betracht kommt, ist ihm fast ganz bekannt und wird von ihm ausgebeutet, die Kultur zieht überall ihre Netze, — alle ihre Errungenschaften, besonders die Ergebnisse der Wissenschaft, kommen der Gesamtheit zugute; und nicht nur ist die Wissenschaft als letztes mögliches Prinzip für den Versuch aufzufassen, die Menschheit durch entartete Kultur dem Ziele ihres irdischen Wirkens entgegenzuführen, sondern sie begreift auch mehr, als das leitende Prinzip irgend eines früheren Kulturvolks, alle übrigen in sich: Lebensgenuß, festgefügte Ordnung, Kunst und weltbeherrschende Macht. Und was hat diese Wissenschaft seit 400 Jahren, vor allem aber in unserem Jahrhundert nicht geleistet! So rasche Erfolge auf einem Gebiete kann kein gesunder Stamm, sondern nur eine mannigfaltig zusammengesetzte, durchschnittlich im Erregungsstadium (also noch in der aufsteigenden Hälfte) der Entartung stehende, dazu in zahlreiche miteinander wetteifernde Nationen zerteilte Menschenmenge erzielen. Diese vorliegende riesige Arbeitsleistung würde wohl allein schon genügen, um den jetzigen Augenblick als in geradezu einziger Weise für den Stillstand der Entartung geeignet zu kennzeichnen, da andernfalls die entsprechende Erschlaffung nicht mehr lange ausbleiben könnte; für uns ist aber auch die von der Religion gerade bis heute geleistete Arbeit von höchster Bedeutung.

Nun aber die großen Ergebnisse unserer abnormen Entwickelung klar zu Tage liegen und im Falle eines Stillstandes festgehalten werden können, — ist dieser Stillstand, ist die „Wiedergeburt der Völker“ und damit

ein Weiterbauen auf der Grundlage einer gesunden, also mit der Natur versöhnten Kultur überhaupt möglich? Theoretisch ist diese Möglichkeit zunächst unbestreitbar; denn es handelt sich ja nur darum, an die heranwachsenden Generationen genau die ihrem Zustande entsprechenden Anforderungen zu stellen und sie zu einem geregelten, natürlichen Geschlechtsleben zu bringen, sowie selbst in diesen Hinsichten nach Kräften naturgemäß sich zu verhalten; auf jene Möglichkeit möchten wir auch schon deshalb schließen, weil wir ja auf Erden ein Beispiel normal sich entwickelnder Naturwesen in den wilden Tieren vor Augen haben. Praktisch sind jene Aufgaben freilich ungleich schwieriger, als es zunächst aussieht; und es kann sicher nicht schaden, wenn wir den entgegenstehenden Schwierigkeiten zum Trotz ein festes Vertrauen in die bisher nie zu Schanden gewordene Weisheit der Weltordnung setzen. Alles kam zu seiner Zeit, der Mensch, Entartung, Kultur, Judentum, Christentum, Reformation, Revolution, Wissenschaft. Bekannte Irrtümer, entlarvte Lügen verlieren ihre Kraft. Erkennt und bezeugt sich Satan als der Böse, so hat er seinen Weltberuf vollendet und kehrt zu Gott zurück; ist die Entartung nun offenkundig, so wird auch ihre Herrschaft bald zu Ende gehen, und kommen wird die gesunde Kultur, wenn es Zeit ist. Diesem Ziele aber haben wir vorzuarbeiten, und das ist wohl des Schweißes der Edlen wert! Der rechte Mann für deine Zeit zu sein, das strebe an! Die Verantwortlichkeit, die höheres und unmittelbareres Wissen mit sich bringt, muß sich bei dem rächen, der sie von sich weist, — sie vermag uns aber auch die einzig mögliche innere Genugthuung zu gewähren, wo wir selbst irdische Größe und „Unsterblichkeit“ als nichtig bezeichnen mußten. Es darf sich der Mensch einer großen irdischen Aufgabe nicht ungestraft entziehen! — Es giebt für uns auf Erden nur einen Weg zu dauerndem Glücke, — wie sagt doch Faust:

> O glücklich, wer noch hoffen kann,
> Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!

Das können wir hoffen, und das sollte nicht einmal kleiner Gewohnheitsänderungen und Demütigungen wert sein? Das muß ein beschränkter Kopf sein, der sich nie zu einer neuen Ansicht bekehrt. Das einzige, leider gar seltene Zeichen von geistiger Freiheit, von innerer Schwungkraft und Mut der Überzeugung ist beim Menschen die Fähigkeit, neue Wahrheiten zu erkennen und irrige Meinungen rückhaltlos aufzugeben: wer zugiebt, daß er auf falschem Wege war, wer verdienten Tadel als solchen hinnimmt, der ist besser, menschlicher, größer, als der eigensinnigste Starrschädel, dessen Energie und „ewige Überzeugungstreue“ der Menge imponiert. Wir lernen, ändern uns, werden bis zum Tode; wer nichts altes mehr auszuziehen hat, der kann der Menschheit nicht mehr nützen, und

besser ist es auch für ihn selber, wenn er stirbt. Warum sollen wir die neue Wahrheit nicht laut verkünden, mag sie auch den meisten, wie uns vor kurzem, unfaßlich und unerhört, den anderen unbequem oder thöricht erscheinen und zunächst überall peinliche Gefühle erwecken? Ich wenigstens nehme kein Blatt vor den Mund, — und spreche doch so ziemlich über alles: die Wahrheit ist eben da; oder klappt es etwa irgendwo nicht? Da ist alles festgefügt, eine felsenhafte Grundlage — nicht um darauf auszuruhen, als sei nun alles gut, sondern um darauf weiterzubauen: wachsen, lernen, werden sollen wir allerdings auch in Zukunft, nur nicht immer wieder zusammensinken, wie bisher.

Mitten durch! Laß' dich nie
Irgend etwas abwärts ziehen:
Aufwärts führt der steile Pfad,
Feige nur die Mühe fliehen!

Mitten durch! Nur nichts halb!
Ohne Rücksicht, ohne Schwanken
Mach' den Weg dir frei und geh',
Achte nicht der Lahmen, Kranken!

Mitten durch! Willst du ermüden,
Schmerzet dich der Feinde Spott
Und die Lauheit selbst der Freunde,
Denke nur: mit dir ist Gott!

Was nun thun? Sollen wir vielleicht uns zusammenrotten, mit Feuer und Schwert die Grundlagen der Entartung bekämpfen, die medizinischen Fakultäten in Brand stecken – oder sonst uns zum Narren machen? Keine große, mit durchgreifenden Neuerungen verbundene geistige Bewegung hat je anders, als allmählich, siegen können, denn ihren Vorkämpfern wie ihren Feinden stand immer, von Impulsen nur geleitet, die träge „verständnislose“ Menge, jenes von Horaz seiner Ideallosigkeit wegen gebrandmarkte „profanum volgus“, mehr hemmend als helfend zur Seite. Es handelt sich für uns also gar nicht um die Frage: „wann wird gesunde Kultur auf Erden herrschen?“ — Denn bis dahin sind wir sicher längst von der Bildfläche verschwunden, wobei wir uns freilich mit chinesischer Weisheit trösten können: „wer nie den Lauf beginnt, kommt nie ans Ziel“; und „es ist besser, der Schnabel eines Huhnes, denn das Hinterteil eines Ochsen zu sein“. Jeder große Kulturfortschritt beruht auf der Arbeit weniger Bahnbrecher: so hat das Christentum das, was es ist, nicht der großen Masse der Namenchristen seit Konstantin, sondern den ersten Christen zu verdanken.

Nur das haben wir uns zu fragen: „wo und wie wird der Grundstein zum Zukunftsgebäude gelegt werden?“ — Wir antworten

darauf: in Deutschland, durch einen Verein, der sich immermehr erweitern muß. In Deutschland, weil der Entdecker der Entartung ein Deutscher ist und in seinem Vaterlande wirkt, was für uns zunächst ein bedeutsamer Fingerzeig sein soll; in Deutschland ferner, weil das deutsche Volk zwar nicht das einzige ist, welches diese Aufgabe durchführen könnte, wohl aber das am besten und sichtlichsten dafür ausgerüstete, — daher es von vornherein nicht wahrscheinlich ist, daß in seiner Mitte die Sache keinen guten Boden finden und dann etwa von einer anderen Nation aufgegriffen werden könnte. Am besten geeignet ist das deutsche Volk nun keineswegs, weil es allgemein noch besonders gesund ist, sonst wäre ihm die Zweckmäßigkeit durchgreifender Reformen schwer beizubringen; wir würden es z. B. nicht gut für möglich halten, die englische Nation zur ersten Vorkämpferin für diese Bewegung heranzubilden, weil gerade ihre leitenden Stände, infolge relativ ebenmäßiger und vernünftiger Erziehung und dank dem weiten Spielraume, welcher der Thätigkeit des Einzelnen im mächtigen Britischen Reiche offen bleibt, großenteils noch zu wenig hilfsbedürftig sind. — Wir Deutsche sind zwar endlich eine festgefügte Nation, mit deren Dasein auf Erden zu rechnen ist: das allein kann solch' großer Aufgabe den nötigen Rückhalt verleihen. Wir sind aber auch nicht zu festgefügt: Wetteifer und Sonderinteressen neben Zusammenschluß von oben bis unten; viele Städte, die sich in mehr als einer Beziehung den Rang streitig machen; ein Großstaat, verbunden mit über 20 Mittel- und Kleinstaaten; Parteien mehr als nötig, — namentlich aber zahllose Vereine: das ist die deutsche Nation aus der Vogelschau! Sollte nicht diese eigenartige Entwickelung gerade unserer Sache ungemein förderlich sein? Oder denken wir uns etwa, wie ungünstig ihr eine so streng, wie in Frankreich, durchgeführte Centralisation sein müßte, zumal da alles auf die Haltung einer so entarteten Millionstadt, wie Paris, ankäme: leichter ist's, ein großes Land mitsamt zweier Riesenstädte der Gesundung zuzuführen, als zunächst eine solche Stadt! — Das deutsche Volk ist noch kräftig genug, um den Kampf mit dem Übel aufzunehmen: das beweist die rasche Vermehrung des Ganzen und der überall zu Tage tretende Fortschritt; das deutsche Volk ist aber auch schon entartet genug, um sich hilfsbedürftig zu fühlen, — vor allem mag die sehr ungleiche Entwickelungsstufe, auf welcher die Bewohner der einzelnen Gebiete stehen, hier aushelfen: in Sachsen wäre es beispielsweise schwerlich angezeigt, mit der Regeneration zu beginnen; aber gerade die Zustände der sächsischen Groß- und Fabrikstädte, sowie Berlins und anderer Bevölkerungsmittelpunkte sind wohl geeignet, denen, die noch helfen können, die Augen zu öffnen: das beweisen ja alle die wohlgemeinten, freilich unzulänglichen Bemühungen der inneren Mission, der Vereine zur Hebung der Sittlichkeit u. a. m., nicht

minder auch die immermehr umsichgreifende Kenntnis der Mittel zur Abwehr „unerwünschten Kindersegens“.

Kranke und Dicke schließen sich in Deutschland zu Vereinen zusammen; es giebt Glatzen-, Schnurrbart-, Schafskopfvereine und sogar im „finsteren“ Münster einen Antikatzenverein mit dem Sammelrufe „Baldrian Heil!“ — Dafür steht aber auch eine Regenerationsliga dem Dr. Damm zur Seite. Was kann und soll der Einzelne hier thun? Mit platonischer Zustimmung und vielleicht einem kleinen Beitrage zu Agitationszwecken läßt sich leider nicht viel erreichen und vor allem ein entscheidender Schritt nach vorn nicht erzielen. Da gilt es nun vor allem, zu schreien: schreien, bis alle Papageien nur mehr von Entartung und Regeneration plappern; schreien, bis denen, die handeln können, immerfort die Ohren gellen, bis sie nachts von nichts anderem mehr träumen, bis sie bekennen: „da ist denn doch mehr, als eine wunderliche Eintagsfliege: da hilft kein überlegenes Lächeln oder Achselzucken; da heißt es Stellung nehmen, für oder wider!“ Der Bund wird wachsen; er muß zunächst zur Partei werden. Und was soll diese fordern und erstreben? Keine bezahlten Zugeständnisse, keine Sicherung der materiellen Interessen ihrer Führer und Mitglieder, keine hochtönenden Worte der Anerkennung, — dafür aber ganze, schwerwiegende Neuerungen, die schrittweise, aber unaufhaltsam und sicher dem Ziele näher führen Keine Revolution wollen wir; aber wenn es von maßgebender Seite zu entscheidenden Entschlüssen kommt, so sollen allerdings große Reformen angebahnt werden, deren Folgen sehr weit gehen müssen. — Gesunde Erziehung, Raum für ein naturgemäß sich entwickelndes Volk, Unterstützung der neuen Medizin: in diesen drei Sätzen kann eine Regenerationspartei so ziemlich alles zusammenfassen, was sie will; und zwar ist die letztgenannte Forderung, so sehr sie beim Wesen der herrschenden Richtung in der Heilkunde als selbstverständlich hervortritt, von weit geringerer Bedeutung, als die beiden anderen. Von selbst muß die veraltete Medizin zusammenfallen; die ihr feindlichen Richtungen, als Naturheilkunde u. s. w., werden zunächst weiterwachsen und schadenfroh dem Kampfe zusehen, ob auch nicht ihnen die Zukunft gehört; und wenn auch das der Gesundung entgegengehende Volk der Einsicht eingehend vorgebildeter Ärzte noch lange nicht entbehren kann, so wird doch schließlich das natürliche Ideal der Heilkunde zum Siege gelangen: Jedermann wird sein eigener Arzt sein oder doch bei seinem Nächsten Hilfe finden.

Gesunde Erziehung! Das ist zunächst ein schwerwiegendes Mahnwort an die Eltern; hier vor allem muß die persönliche Thätigkeit der Regenerationsleute einsetzen und sich bewähren. Wir wollen späterhin sehen, wie es mit den Kindern in einem gesunden Kulturvolke aussehen und wie daher

der Einzelne hierin vorgehen soll; aber auch der Staat hat nicht nur die Macht, das Verhalten der Eltern zu beaufsichtigen, es stehen ihm auch gesetzlich zwei vorzügliche Handhaben zu, um selbst thatkräftig in dieser Richtung vorzugehen: nämlich die Schule und die allgemeine Wehrpflicht. Eine Schule der Gesundung und eine gesunde Schule müßten freilich von dem, was wir heute sehen, so sehr abweichen, daß wir unsere Forderungen, um uns nicht zu wiederholen, am besten der Darstellung dessen unterordnen, was wir von den Schulen der Zukunft naturgemäß erwarten dürfen und sollen: auch darauf haben wir noch zurückzukommen. — Die allgemeine Wehrpflicht aber verdient wahrlich einen besseren Ruf, als den eines kostspieligen notwendigen Übels — und kann es denn für das Vorstellungsvermögen der heutigen Menschheit schlimmeres geben, als ein Übel, das obendrein den Beutel erleichtert? Allerdings entsprang nun der herrschende vielgeschmähte „Militarismus" keineswegs der Erkenntnis seiner gesundheitlich wohlthätigen Wirkung; er hat daher in seiner heutigen Gestalt auch Übelstände im Gefolge, und keineswegs ist sein Einfluß auf Jedermann günstig; schon deshalb nicht, weil die größten Städte zugleich die größten Garnisonen enthalten, daher ein unverdorbener Landmann leicht während seiner Dienstzeit höhere Ansprüche zu machen lernt, städtische Gewohnheiten annimmt und schließlich nicht leicht mit den kleinlichen Verhältnissen seiner Heimat von neuem vorlieb nimmt; so ist es beispielsweise zu bedauern, daß gerade die besten und kräftigsten Mannschaften den in Berlin und Umgebung stehenden Gardetruppen zugewiesen werden: sehr viele davon lassen sich ständig dort nieder, und ihre Rasse geht dann bald unter. Ferner kommt in Betracht, daß bei Auswahl der Wehrpflichtigen lediglich ein gewisses Maß körperlicher Leistungsfähigkeit verlangt wird, wodurch diejenigen, denen eine systematische Kräftigung besonders not thäte, ferngehalten werden, da sie eben den schablonenmäßig gestellten Anforderungen nicht gewachsen sind; die geistig arbeitenden Klassen, denen eine gründliche körperliche Ausbildung besonders nötig wäre, dienen ohnedies nur ein Jahr, was freilich, wie die Verhältnisse eben heute stehen, sich nicht leicht ändern ließe. Endlich ist bei so nahem Zusammenleben von Leuten, die an Anschauungen, Gewohnheiten und Bildungsgrad äußerst verschieden voneinander sind, dem schlechten Beispiel ein weiter Spielraum gegeben; daß die Vorgesetzten sich vielfach auch nicht musterhaft benehmen, ist heute nur zu natürlich, wiewohl der Wehrstand hierin gewiß nicht schlimmer ist, als irgend sonst ein Stand. Bei alledem ist aber die Wirkung des regelmäßigen Lebens, der oftmaligen körperlichen Bethätigung in freier Luft, der Unterordnung des Einzelnen unter einen festgefügten Willen, unter das Vaterlandsideal so stark und wohlthätig, daß jene immerhin großen Nachteile schon heute den guten Seiten gegenüber zurücktreten.

Raum für unser Volk! Ist Deutschland übervölkert? Ja und nein! Missionar Dr. Faber bestreitet, daß China übervölkert sei, und hat darin theoretisch gewiß recht: wenn die kahlen und unbenutzten Berge dort Wald, Viehherden oder Kulturen trügen, wenn die, abergläubischen Vorurteilen zuliebe, den Gräbern und Pagoden überlassenen fruchtbaren Gelände ausgenutzt, wenn die Mineralschätze regelrecht ausgebeutet, die Flüsse eingedämmt, Verkehrsstraßen erbaut würden, wenn also China in alledem Europa gliche, so könnte es leicht die doppelte Bevölkerung ernähren; so aber ist es thatsächlich übervölkert, denn es sterben alljährlich 3—4 Millionen Chinesen an Hunger, trotz der regen Auswanderung. So schlimm steht es ja bei uns noch nicht — aber doch nicht so ganz anders: Deutschland vermöchte wohl noch eine ziemlich stärkere Bevölkerung zu ernähren, als seine jetzige, wenn eben Jedermann darin gesund und kräftig, alle Einrichtungen demnach diesem Zustande angepaßt wären; so aber leiden alle unsere Großstädte und manche Fabrikdistrikte entschieden schon an den Begleitübeln der Übervölkerung. Falls nun das Volk sich noch weiter vermehren und nicht schließlich entschiedenem Niedergang in die Arme getrieben, falls endlich die Fortentwicklung in gesunde Bahnen geleitet werden soll, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Deutschland jetzt thatsächlich zu klein für die Deutschen ist. Es muß also die Auswanderung, womöglich von oben herab, systematisch geregelt werden. In unsere bisherigen Kolonien kann sie nicht geleitet werden, da das dortige Klima die Ansiedelung und Bethätigung von Europäern, zumal wenn sie nicht ganz gesund sind, höchstens in beschränktem Maße gestattet; die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten oder den britischen Kolonien ist doppelt bedenklich: weil man dann eine bereits in voller, ansteigender Entwicklung befindliche Nation stärkt, die uns in wirtschaftlicher Hinsicht entgegensteht, — besonders aber, weil die Auswanderer, selbst wenn sie noch auf Generationen ihr Deutschtum hochhalten, doch nicht nur dem Mutterlande, sondern auch den von diesem etwa geleiteten Regenerationsbestrebungen verloren gehen. Es kommt also darauf an, Länder zu gewinnen, in welchen unser Bevölkerungsüberschuß sich selbständig und ungehindert entwickeln kann. Auf den ersten Blick scheint es allerdings fast, als haben unsere englischen Vettern bereits alles gute verfügbare Land in Beschlag genommen. Nun ja, allerdings ist es heute zu spät, um in die Welt hinauszufahren und ein Amerika oder Australien für Deutschland zu entdecken und davon Besitz zu ergreifen Wenn man aber weiß, was auf dem Spiele steht, wenn man die Summe der inneren Kräfte des deutschen Volkes zieht, wenn man nicht feige vor jedem Opfer zurückschreckt, so hat man keinen Grund, um hoffnungslos die Arme sinken zu lassen. Es gehört kein großer Scharfblick dazu, zu erkennen, daß große

Länderstrecken noch für denjenigen zu haben sind, der mutig und zielbewußt vorgeht: wenn wir von dem vorläufig wenigstens schwer auszunutzenden China absehen, so können immer noch fast ganz Westasien, ganz Mittelamerika — das die Yankees freilich schon so gut wie in der Tasche haben, und Südamerika, etwa mit Ausnahme von Chile, von einer aufstrebenden Nation ins Auge gefaßt werden; insbesondere kämen wohl zunächst das bereits von zahlreichen Deutschen, die mit den Portugiesen sich nicht leicht vermischen, bewohnte Südbrasilien und das fast menschenleere, entschieden zukunftsreiche Patagonien in Betracht. Soll nun etwa Deutschland Kriegsschiffe aussenden und, unbekümmert um den Protest der vom allgepriesenen Völkerrecht anerkannten Besitzer und der uns ungünstig gesinnten Mächte sich solcher Länder bemächtigen? Das wäre vielleicht unklug und gefährlich, es ist aber auch wohl nicht nötig! Man regle, bewache und begünstige die Auswanderung; man sorge dafür, daß nicht mehr nur junge Tollköpfe, ziellose Abenteurer, Hungerleider oder gar Subjekte, denen der Boden unter den Füßen brennt, der alten Heimat den Rücken kehren; gerade kräftige, reife Leute sollten die Mehrzahl bilden, Männer und Frauen, die ihr Deutschtum hochhalten und ihm in der neuen Heimat Achtung und Geltung verschaffen; wächst dort unvermischt und stark ein deutsches Geschlecht heran, so wird bald genug, den jetzigen, wenig hochstehenden und meist schon in sehr sichtlichem Niedergange begriffenen Machthabern zum Trotz, ein Neu-Deutschland erstehen! Braucht es denn absolut mit dem alten politisch vereinigt zu sein? Englands innere Kraft beruht gerade darauf, daß seine Kolonien von Engländern bevölkert, aber in ihren inneren Angelegenheiten durchaus selbständig sind; und nun scheint sich gar ein vorderhand platonisches, späterhin aber vielleicht sehr bedeutsames Freundschaftsbündnis zwischen dem Mutterlande und den einst von ihm abgefallenen Vereinigten Staaten anbahnen zu wollen. Möge sich Neu-Deutschland immerhin durch seine Sympathien, seine Einrichtungen, schließlich auch durch immer engere Verträge dem alten Reiche anschließen, — es aber von Europa aus beherrschen zu wollen, wäre verfehlt, zumal damit ein erstrebenswerter Machtzuwachs kaum verbunden wäre: denn wenn auch die Bevölkerung Deutschlands schließlich auf einer nicht viel höheren Ziffer stehen bleibt, als die heute erreichte, so wird sie doch, wenn sie eben gesund ist, eine unverhältnismäßig größere Kraftfülle zum Ausdruck bringen, als es ihr gegenwärtig gegeben ist.

Rechnen wir die nicht mehr auf lange lebensfähigen Staatengebilde ab, deren Erbteil den aufstrebenden zugute kommen muß, so bleiben noch einige große Nationen übrig, denen die Zukunft gehört; und unter diesen kann die Deutsche, wenn sie zuerst, rechtzeitig und zielbewußt die Regene-

ration in die Hand nimmt, die erste Stelle einnehmen: „wer zuerst auf dem Platz ist, wird König, wer nachher kommt wird Diener“, — sagt der Chinese. Die größte und beste Zukunft ist uns nicht zu gut, um sie unserem Vaterlande zu wünschen. Du bist ein Deutscher, deß' erzeig dich würdig!

Sei stolz darauf, daß Du ein Deutscher bist!
Laß' wälschen Tand nicht Deiner Väter Sitte
Entstellen: weh' dem Feigling, der es litte!
— Ein eitler Thor nur seine Art vergißt!

Hast Du nicht ein Gemüt, ein treues Herz?
Strebt nicht Dein Geist nach hohen, hehren Zielen?
Kannst denn auch Du mit dem, was heilig, spielen?
Fühlst Du nicht hoch die Freude, tief den Schmerz?

Ist nicht Dein Erdenglück ein trautes Heim,
Wo still und sanft die edle Hausfrau schaltet,
Für ihre Lieben treulich sorgt und waltet,
In Kindesseele pflanzt der Tugend Keim?

Ist Deiner Mutter Sprache Dir nichts wert?
Ziehst fremde Laute vor Du ihrem Klange,
Der — reich und voll — zu kernig frischem Sange
Begeistert, Dein Gemüte reden lehrt?

Wohl ist der Boden Deiner Heimat arm,
Doch ihm entstammen wetterfeste Eichen:
Der Mannestugend schönstes Bild und Zeichen,
Die auch verkümmert, wo die Luft zu warm!

Kennst Du nicht deutschen Waldes keusche Pracht?
Hast niemals Du am stolzen grünen Rheine
Getrunken von dem goldnen Feuerweine,
Empfunden deutscher Sage Zaubermacht?

Wach' auf, Du starker Held; noch ist es Zeit!
Laß' Dir im Schlafe nicht Dein Kleinod rauben!
Bewahre deutsche Treue, deutschen Glauben!
Sei wider fremde Tücke kampfbereit!

Befreie Deinen Geist aus schnöder Haft;
Verachte nur die Schelme, die Dich hassen:
Er, der noch keinen Deutschen hat verlassen,
Der große Gott, verleiht Dir Löwenkraft!

Erhebe, Adler, Deinen Siegesflug!
Der Strauß wird heiß, doch muß er Dir gelingen:
Vor allen Völkern wird er Ruhm Dir bringen,
Denn Deine Feinde heißen Lug und Trug!

Drum, denke dran, daß Du ein Deutscher bist!
Laß' wälschen Tand nicht Deiner Väter Sitte
Entstellen: weh' dem Feigling, der es litte!
— Ein eitler Thor nur seine Art vergißt!

VII.

Vor 1900 Jahren ward Christus geboren, um die Menschheit mit Gott auszusöhnen; vor 900 Jahren glaubte Hoch und Niedrig, das Ende der Welt sei gekommen, durch Schenkungen an die Geistlichkeit suchte man sich die Gunst des Jenseits zu erwerben und legte damit den Grund zur weltlichen Macht der Kirche; vor 400 Jahren wurden neue Welten entdeckt, — namentlich durch Gutenbergs Erfindung gefördert, entwickelten sich die Anfänge eines neuen Zeitalters der Wissenschaft, und bald genug wurde in Wittenberg die geistige Freiheit verkündet; vor 100 Jahren errang ein neues Völkerrecht sich Geltung, und was damals auf Deutschland hereinbrach, gab den Hauptanstoß zu seinem neuen Aufschwung, der es vor 30 Jahren zu Sieg und Einheit führte.

Wieder stehen wir vor einem bedeutsamen Wendepunkt; hundert Jahre nur trennen uns vom dritten Jahrtausend. Und Keiner ist, der nicht gründliche Umwälzungen erhofft oder befürchtet: diese prophezeien das Ende der irdischen Entwickelung, sei es durch Gottes Zorn, sei es durch ein Naturereignis oder durch Aussterben der denkenden Menschheit; jene dagegen sehen einer Verjüngung entgegen, sei es durch Vernichtung der Kultur, sei es durch Gründung von neuen socialen Verbänden, sei es durch Aufrichtung des tausendjährigen Reiches der Gottheit. Behielten die Schwarzseher Recht, so wäre die Menschheit eben von Anfang an und die Christenheit, seit sie besteht, auf dem falschen Wege gewesen: „keine Fortpflanzung, sonst ein verrücktes und schmachvolles Ende" — so hätte die entschiedene Losung lauten müssen! Aus allem bisher Gesagten läßt sich leicht erkennen, daß und warum wir es mit den Optimisten halten; doch Socialdemokraten, Anarchisten und Theosophen bleiben uns die Antwort schuldig auf die Frage: „auf welchem Wege wollt ihr denn die von euch erhofften paradiesischen Zustände herstellen?" Zerstören ist leicht, aber neues aufrichten ist es leider nicht; zu erkennen, wie es innerhalb der Menschheit aussehen müßte, wenn alles richtig zuginge, das ist keineswegs so schwer, es gehört mindestens keine außerordentliche Begabung dazu: aber solche Zukunftsbilder bleiben eben Utopien, solange sie nicht die Grundlage der neuen Zustände, die Geschichte ihrer Entwickelung aus den heutigen heraus klar und bündig vor Augen führen. Ließe man etwa den Socialdemokraten freie

Hand oder träten Einrichtungen, wie sie uns Bellamy in seinem bekannten „Rückblick“ vorspiegelt, irgendwo in Kraft, so wären damit nur unhaltbare Zustände gewonnen, da eben die heutige Menschheit nicht so ist und durch die bloße Macht solcher Umwälzungen auch gar nicht so werden kann, wie sie sein sollte; es bleibt freilich zweifelhaft, ob innerhalb einer normal gewordenen Menschheit Bellamy oder vollends unsere socialistischen Weltverbesserer auch nur der Hauptsache nach Recht behalten würden. Daß ebenso die heutige Menschheit zu einem auf Christentum oder Theosophie gegründeten Staate nicht reif ist, braucht kaum betont zu werden.

Uns steht das Bild der erstrebenswerten Zukunft um vieles klarer vor Augen; soweit wir den Weg, der zu ihrer Vollendung beschritten werden muß, nicht bereits gekennzeichnet haben, wird er sich aus dem Bilde selbst ergeben. Und wenn uns auch nicht daran liegt, einen Zukunftsroman zu schreiben, so erscheint es dafür nur natürlich, dieses Buch mit einer Betrachtung der gesunden Kultur zu beschließen, wie sie aus der Regeneration hervorgehen soll und muß. Denn wer auf Grund von Thatsachen den falschen Weg, den wir gegangen sind und noch gehen, gekennzeichnet hat, sowie das, was zu thun ist, um auf den rechten zu gelangen, sollte der nicht eher, als sonst jemand, berechtigt sein, sich im voraus des Zieles zu freuen, zu dem dieser rechte Weg führt? Wir haben aber auch zu erweisen, daß unsere Theorie besser ist, als die geltende Praxis, — daß wir nicht unfruchtbaren Spekulationen nachhängen, sondern Ideen, die eine praktische Nutzanwendung sofort und auf allen Gebieten zulassen, ja fordern. Und ferner kommt es darauf an, zu betonen, daß die von Dr. Damm eingeleitete Regeneration, mag sie auch an ewiger, göttlicher Bedeutung der christlichen Offenbarung nachstehen, doch die größte und folgenreichste irdische — oder, wenn man will, praktische — Aufgabe ist, die von der Natur, von Gott der irdischen Menschheit überhaupt gestellt worden ist. — Suchen wir nun, um diese Wahrheit näher zu beleuchten, das Bild eines gesunden Kulturvolkes aus den Merkmalen, die uns von ihm trennen müssen, zu gewinnen.

Es hat nun zwar kein Volk gegeben, das uns dieses unser Ideal vor Augen führen könnte, immerhin aber Kulturvölker, die in der Annäherung an diesen Zustand uns, wenigstens eine Zeitlang, entschieden überlegen waren, sodaß es sich wohl der Mühe verlohnt, sie uns zunächst etwas näher anzusehen.

Hier drängt sich wohl manchem Leser unwillkürlich das Bild der alten Griechen auf; heute noch suchen wir ja bei diesen die Norm der klassischen Schönheit und einer harmonischen Weltanschauung. Wir können hier nun freilich gleich nicht leugnen, daß die Blütezeit des Hellenentums, die uns

da vorschwebt, so ziemlich gleichbedeutend ist mit der kurzen Glanzperiode Athens, von Themistokles bis Perikles. Auch darf jedenfalls betont werden, daß sich jene Zeit, wie alles menschliche, aus der Ferne sicher besser ausnimmt, als bei genauer Betrachtung. Zunächst hat sich unser Horizont nicht wenig erweitert: der Deutsche kann nicht dieselbe Lebensauffassung haben, wie der Athener, der Bürger eines Staates von wenigen Hunderttausend Einwohnern, und wenn Thucydides mit Stolz die Schönheit seiner Vaterstadt preist, so würde sie uns doch, wäre sie gleich Pompeji erhalten geblieben, wahrscheinlich höchst unwohnlich vorkommen; ein Geschichtsschreiber nimmt mit gutem Grunde an, falls wir einen Vergleich zu ziehen hätten, so könnten wir das alte Athen nicht mit unseren modernen Städten zusammenstellen, sondern etwa mit — Tunis, und zwar, wie es vor der Franzosenzeit war. Sodann haben wir bei Beurteilung altgriechischer Zustände mit der Sklaverei als Voraussetzung zu rechnen; von dieser abzusehen, fiel keinem Menschenfreunde der alten Welt ein, und es war eine sehr kühne Erfindung Ecksteins, in seinem Romane „Prusias' uns einen Anhänger der nordamerikanischen Sklavenemanzipation, ins Antike übersetzt, vorzuführen; wenn sich je Sklaven auflehnten, so thaten sie es nur in der Absicht, den Spieß umzudrehen: sie wollten frei sein, nicht aber die Sklaverei aufheben, womöglich sollten ihnen die früheren Herren nun dienen. Ein nahes Zusammenleben mit entarteten, rechtlosen Nachkommen von Kriegsgefangenen oder unterworfenen Stämmen kann aber nicht ungestraft bleiben; die Sklaven rächten sich in ihrer Art, indem sie, um zur Geltung zu kommen, dem Einreißen asiatischer Verderbnis Vorschub leisteten. Daß auch der niedrigste atheniſche Bürger hoch über unserem heutigen Proletarier stehen konnte, ist beim Bestehen der Sklaverei übrigens selbstverständlich. — Schon Homers Helden sind vielfach keineswegs gesunde Mustermenschen, und von den Athenern zu Perikles' Zeit kann dies noch weniger gesagt werden. In leiblicher Hinsicht äußert sich dies unter anderem in den nicht seltenen Epidemien, in seelischer können wir den Griechen genug übles nachsagen. Die Stellung der Frau entbehrte jeder Weihe; sie wurde wie ein untergeordnetes Wesen behandelt; an Stelle der ehelichen Liebe trat ein freies Verhältnis zu geistreichen Hetären und — die Liebe zum eigenen Geschlechte. Egoismus, Unbeständigkeit, Mangel an Charakterstärke treten uns mehr oder minder bei all' den athenischen Helden entgegen, sie waren jedenfalls in hohem Maße dem Volke eigen: Männer wie Aristides, Sokrates, Demosthenes bildeten Ausnahmen, und der Hellene, dessen Bild uns wohl am meisten anspricht, der thebanische Held Epaminondas, der nicht einmal im Scherz eine Lüge sagte und so arm blieb, daß er zu Hause warten mußte, wenn sein einziger Kittel gewaschen wurde (zwei davon hätte er sich, unserm Gefühle nach, schon leisten dürfen), — dieser Mann entsproß einem während der Glanzzeit

des Griechentums als schwerfällig und unfähig verschrieenen Stamme. Es ist vor uns schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß in all' der schönen altklassischen Litteratur die Stellen sich zählen lassen, die unser Gemüt anregen: die Abschiedsscene zwischen Hektor und Andromache, die Schilderung der Treue der Penelope und des Eumäos, einige Worte bei Euripides und in Sophokles' Antigone, die Erzählung vom ersten Anblicke des langersehnten Meeres in Xenophons Anabasis, bei den Römern sodann des Tacitus Germania und sein schönes Endurteil über Armin, — das ist wohl alles! Und wie viel ausgebildeter ist unser Naturverständnis, im Vergleiche zu dem der alten Schriftsteller!

Dennoch waren die Hellenen wohl dasjenige Kulturvolk, welches, obwohl es diesen Namen in vollem Maße verdiente, dem gesunden Menschenideale noch am nächsten kam. Es ist ja darauf hingewiesen worden, daß die griechische Kunst das Idealisieren liebte, daß sie das Häßliche nie benutzen wollte, — wie Lessing hervorhebt, daß zwar jedem Sieger in den olympischen Spielen eine Bildsäule, aber nur einer kleinen Anzahl eine genau seiner Persönlichkeit nachgebildete gesetzt wurde, damit nicht zuviel mittelmäßige Bildwerke sich ergeben. Dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß namentlich zu Athen ein allgemeiner, nationaler Typus vorherrschte: alle die Helden, Künstler, Götter sehen sich auffallend ähnlich, bei den Männern fällt uns wohlverteilte Kraft, Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, Intelligenz ins Auge, bei den Frauen vollendetes Ebenmaß der Körperformen, Anmut, edle Haltung und ruhiger Anstand. Waren aber die Urbilder ganz anders gestaltet, woher hatten dann die Griechen ihr Schönheitsideal? Soll die „griechische Nase“ etwa nur auf Erfindung beruhen? Durch harmonische Ausbildung des Körpers, durch Stärke, Gewandtheit und sehr feine Gesichtszüge müssen die Athener der Glanzzeit sich in der That ausgezeichnet haben. — Was nun die übrigen Seiten ihrer Kultur, was ihre ganze Weltanschauung betrifft, so ist uns daran am auffallendsten das stete Hervortreten des ästhetischen Prinzips. Wo wir fragen: „ist etwas nützlich, schicklich, bequem, dient es dem Fortschritte, bringt es Geld ein?“ — da frugen die Griechen immer zuerst: „ist es schön?“ In manchen seiner Äußerungen muß uns dieses zu einseitig ausgebildete Schönheitsgefühl übertrieben erscheinen, z. B. wo der alte Priamus angesichts des Todes darüber klagt, daß sein Leichnam nun unbekleidet daliegen werde: sollte man, dem Lebensende nahe, nicht an höheres und besseres zu denken haben? Dafür kennen wir aber für die Form keine höhere Norm des guten Geschmacks, als die von den Griechen uns überlieferte. Bezeichnend für alle ihre Werke ist jene von ihnen vorangestellte Tugend, deren Name „Kalokagathia“ eine innige Verbindung des Schönen mit dem Guten bedeutet; so sind sie uns in der bildenden Kunst, in der Litteratur unerreichte Vorbilder.

Daß nun ein gesundes, an Leib und Geist also gutes und schönes Volk auch in seinen Werken diesem Zustande entsprechen und das eigene Leben möglichst schön und harmonisch gestalten wird, leuchtet ohne weiteres ein; wir werden daher noch weiterhin mehrfach auf altgriechische Zustände zurückzuweisen haben.

Nächst den Hellenen kamen vielleicht die Italiener gegen Beginn der Renaissancezeit dem gesunden Ideale des Kulturvolks am nächsten: wenn hier bei Zeit und Leuten die Fehler viel schärfer hervortreten, so liegt das teilweise daran, daß uns diese Zeit viel näher liegt, viel besser bekannt und innerlich verwandter ist, wie denn ihre Folgen noch nachwirken; Kastengeist und Sklaverei waren damals bereits erschüttert, ganz Westeuropa war namenchristlich und civilisiert, neue Welten wurden entdeckt. Läßt sich bei alledem das Bild der damaligen italienischen Städte auch nicht gut so zusammenhanglos betrachten, wie dasjenige des alten Athens, so ist doch mancher Zug der Aehnlichkeit unverkennbar: überall strotzende Jugendkraft, übersprudelnde Lebenslust, eifrige Arbeit an gemeinsamen Idealen, hohe Schönheit namentlich der Frauen, ein Schönheitssinn und Geschmack, dem wir die schönsten heute bestehenden Bauten und Gemälde verdanken, das alles gewährt dem Beobachter jener Zeit ein sehr anziehendes Kulturbild.

Und wenn wir nun fragen, welches unter den tonangebenden Völkern der Jetztzeit dem Ideale gesunder Kultur am nächsten kommt, so muß unsere manchen zunächst vielleicht überraschende Antwort darauf lauten: das Englische! — Als Nation sind die Engländer innerhalb der nicht von ihnen beherrschten Welt eine der wenigst beliebten, wenn nicht die bestgehaßte; und es läßt sich nicht leugnen, daß sie viel davon sich selbst zuzuschreiben haben; der Inselnatur ihres Landes, die sie vor fremden Angriffen sogar weit besser schützte, als irgend ein Gebirgsvolk des europäischen Kontinents, verdanken sie sicher genug von ihrer Stellung, um nicht sich selbst als geborene Herren der Welt betrachten zu sollen; in ihrem Auftreten anderen Nationen gegenüber tritt nicht nur berechtigtes Selbstgefühl, sondern oft genug ein Eigendünkel zu Tage, der sich unter Umständen wohl rächen könnte. Thöricht wäre es aber, die Machtstellung Britannias nur auf ihr „Glück“ und ihre Unverfrorenheit zurückführen zu wollen. Wenn England heute dank seiner Flotte die Meere beherrscht, wenn es uns alle an Reichtum und Landbesitz übertrifft, so ist das ein Zeichen von thatsächlich vorhandener innerer Kraft; sonst hätte ja dieses Inselreich von jeher oder doch, seit die Kultur dort Eingang fand, eine ähnlich glänzende Stellung eingenommen: während aber die Pläne Philipps II. und Napoleons I. „an Englands Inselnatur“ scheiterten, so hat diese doch früher die Eroberung durch Römer, Angelsachsen Dänen und Normannen nicht gehindert; der Handel selbst Englands lag lange Zeit in den Händen der Hansa. — Was nun bewirkt die Stärke dieser Nation?

Ein Engländer hat treffend darauf hingewiesen, daß bei seinem Volke die Wohlgesinnten ebenso kühn seien, als die Spitzbuben. Mantegazza sagt: „Die englische Nation ist ein großes Volk wegen der vielen wertvollen Elemente, die sie besitzt, aber auch hauptsächlich, weil sie viele rüstige Greise, die denken und handeln, aufzuweisen hat. — Man nehme einem Volke die jugendlichen Elemente, und man wird einen Körper ohne Herz haben; man nehme ihm die Greise, und es wird ein Organismus ohne Kopf sein.“ Freilich fehlt es an solchen, Gott sei Dank, auch in Deutschland nicht: wurde doch sogar die Einigung unserer Nation von Männern durchgeführt, die das mittlere Lebensalter schon erheblich überschritten hatten. Immerhin besteht der auffallendste Unterschied gegenüber den meisten heutigen Kulturnationen in der körperlichen Tüchtigkeit der gebildeten Klassen Englands; unter den in Europa bestehenden Erziehungssystemen ist das englische jedenfalls noch das beste, es bewirkt wenigstens eine Annäherung an das vom Grundsatze „Mens sana in corpore sano“ erstrebte Ideal. Das besonders beim Adel streng durchgeführte Erstgeburtsrecht schafft dadurch, daß jüngere Familienglieder sich gern durch Auswanderung eine bessere Stellung sichern, noch auf lange Zeit Platz für eine ungehinderte Vermehrung der oberen Stände ohne Zersplitterung ihres Besitzes; daher fühlen sich auch die niederen Stände zunächst nicht stark genug, um jene zu bekämpfen: die Forderungen der dortigen Arbeiterpartei blieben bisher entschieden maßvoller, gerechter und praktischer, als etwa in Deutschland. Es kommt freilich hinzu, daß auch die unteren Klassen eine vernünftigere Erziehung genießen, als bei uns, wogegen ihnen übrigens mit der allgemeinen Wehrpflicht ein vorzügliches Kräftigungsmittel fehlt; sie haben auch mehr Gelegenheit zur Auswanderung, ohne dabei dem Mutterlande verloren zu gehen. Auch das Volk ist in England noch im Aufstreben begriffen trotz der bis zur Einseitigkeit hochentwickelten Industrie, trotz traurigsten Elends in den Städten, namentlich in London, diesem furchtbarsten aller städtischen Ungeheuer, „mit dessen verschämten Armen, gefallenen Mädchen, Habenichtsen und Trunkenbolden man eine mächtige Hauptstadt bevölkern könnte.“ (O. Reclus.)

Man beurteilt den Engländer im Auslande oft nach allerlei, teilweise allerdings auf zunehmende Entartung hinweisenden Sonderbarkeiten, dem emanzipierten Auftreten vieler Frauen und dergleichen; oder nach dem Benehmen der an „Spleen“ leidenden englischen Reisenden. Das ist aber ungerecht, denn wenn solche Karikaturen für die Britische Nation wirklich bezeichnend wären, so könnte sie an Ansehen und Einfluß unmöglich so hoch stehen: wenn solcherlei Leute häufiger aus England als anderswoher kommen, so entspricht das eben dem Geld- und Nebelreichtum Britanniens; und wenn sie bei allen Auswüchsen ein unverkennbar englisches Gepräge bewahren, so spricht dies

eher für als gegen ihre Nation, denn keine traurigeren Zwitterfiguren giebt es, als unsere mehrsprachigen oder besser sprachenlosen, in den Salons aller Weltstädte heimischen „Kosmopoliten“. — Viel bezeichnender für die höheren Stände Englands ist der „Gentleman“, wie man ja heute allenthalben einen gebildeten Mann von Ehre und Charakteradel zu nennen pflegt. Ein solcher betrachtet es als höchste Beleidigung, wenn man ihn einer Lüge zeiht, während man es hiermit in Frankreich zumeist, aber auch oft genug schon in Deutschland sehr leicht nimmt; jener nimmt es ferner übel, wenn man selbst in Kleinigkeiten, etwa bei einem Stelldichein, sein Wort nicht hält oder weniger pünktlich ist, als er selbst es immer ist; er zeigt sich unangenehm überrascht, wenn man in seiner Gegenwart einem Abwesenden, also Wehrlosen übles nachredet; er trägt die Freundschaft nicht jedem gegenüber auf der Zunge, — doch hat man seine Achtung und sein Vertrauen gewonnen, so besitzt man einen zuverlässigen, wertvollen Freund. Das Ziel seiner Lebensführung besteht meist darin, sich eine möglichst geachtete, dabei aber unabhängige Stellung zu verschaffen, und gerade hier verdient er wahrlich mehr Verständnis, als wir ihm meist entgegenbringen: er erwirbt sich etwa im Auslande, in einer ihm besonders zusagenden Gegend, ein Grundstück, und da gelingt es ihm wohl, die ihm anfangs ganz fremd gegenüberstehende Umwohnerschaft durch selbstthätige, verständige und gut abgemessene Menschenliebe für sich zu gewinnen, wobei er vielleicht noch Zeit findet, als Gelehrter oder Kunstliebhaber sich zu bethätigen, jedenfalls aber seinem Hause musterhaft vorzustehen. Heißt das nicht mehr für die Mitwelt thun, und das Ansehen seiner Nation mehr stärken, als wenn man, wie wir Deutsche, sein Lebensideal im engen Berufskreise und den schließlich sich ergebenden Titeln und Ehren erblickt, dabei aber natürlich stets auf das Lob seiner Vorgesetzten erpicht sein muß; oder wenn man, wie so viele Franzosen, dahin strebt, als Privatier im Kaffehause beim Glase Absinth die Zeitung zu lesen, Kirchturmpolitik zu treiben und sein Vermögen abzurunden, um dem einzigen Sohne, dem man ein möglichst bequemes Ämtchen verschafft hat, und der einzigen Tochter, die man endlich an den Mann brachte, auch zuguterletzt noch etwas zu hinterlassen —?

* * *

Wodurch wird sich nun ein gesundes Kulturvolk der Zukunft von uns, sowie von den bisher diesem Ideale am nächsten stehenden Nationen unterscheiden? Es muß sich das aus einer Erörterung der Frage ergeben: wie wird es sich zu den eingangs erwähnten Lebenszielen, wie zu Natur, Kultur und Religion verhalten? Allgemein kann gesagt werden: es gab und giebt nur unbewußt gesunde Menschen;

was Gesundheit ist und was man an ihr hat, das muß ein solches Volk wissen, die Rücksicht auf die gesunde, natürliche Entwickelung des Ganzen muß in allem voranstehen. Wer weiß, ob man dann nicht einst unsere Tage noch zum Mittelalter rechnet: barbarisch genug mögen sie einem vorkommen, der einen Forschritt außerhalb der Natur und ihrer für den Menschen bestimmten Gesetze nicht anerkennt!

Erhaben ist das Gebäude der Natur, das größte und schönste von allem, was wir überhaupt wahrnehmen und mit dem Verstande erfassen können. In diese gleichmäßige, zielbewußte Natur aber passen wir nicht mehr herein; nicht zu gut, sondern zu unharmonisch, zu schlecht sind wir für sie geworden. Es ist tief bedauerlich, daß viele Kulturträger wie auch viele Christen in der Natur geradezu eine Feindin erblicken: den zu bewältigenden Rohstoff oder die gottfeindliche „Welt". Können wir nun hier so völlig von der Natur abhängig sein und doch suchen müssen, sie zu bekämpfen, zu besiegen? Das wäre eine unerfüllbare, eine widersinnige Aufgabe! Wir sind Naturgesetzen unterworfen; jeder Widerstand endigt hier mit einer Niederlage; wir können dadurch nur ärmer, schwächer, kränker werden. Und die Naturgesetze sind so gut, wie sie nur immer sein könnten; wir können gar nichts besseres, weiseres, göttlicheres beobachten oder ausdenken, sie verdeutlichen uns das Wirken einer uns weit überlegenen Norm. Wie die Entartung die Sichtbarkeit des Bösen, so ist die Natur die Sichtbarkeit Gottes: daher jene Überlegenheit, Formvollendung und Größe, jener unerschöpfliche innere Reichtum, jene ewige Jugendfrische, welche die Natur vor dem Menschenwerk auszeichnen, daher jene Reinheit und jener milde Schmelz der Färbung, wie sie uns aus Sternenlicht und Feuer, aus dem Edelstein und dem Schmetterlingsflügel, aus der Blume und aus Kinderaugen entgegenleuchten.

Unser Leben, jeder wahre Fortschritt beruht auf Erkenntnis und Anwendung von Naturgesetzen; jeder Versuch aber, die Weltordnung verbessern zu wollen, fördert den kläglichsten Unsinn zu Tage. Wir jammern vielleicht über die lästigen Insekten, als Fliegen und dergl., und bedenken nicht, wieviel faulende Stoffe ohne die Arbeit dieser Tiere liegen bleiben müßten. Oder wir protestieren bei irgend einer Katastrophe „mit Nachdruck" gegen die blinde Schicksalsmacht . . . Nun kümmert sich zunächst erfahrungsgemäß an maßgebender Stelle niemand um solchen Protest; wen aber will denn der Materialist überhaupt anklagen, und der Gottgläubige, hat er sich nicht in Gottes Willen zu fügen? Im Mittelalter that man in solchen Fällen öffentlich Buße, und das war gewiß würdiger und weiser, als das dumme Gezeter, das unter uns bei jedem größeren Schicksalsschlage

ertönt. Zudem sind die meisten Katastrophen entweder vorauszusehen und durch entsprechendes Verhalten zu entkräften, oder — grobe Rechenfehler sind begangen worden, wie bei Bränden, Explosionen, Eisenbahnzusammenstößen; da kann man doch wahrlich nichts besseres thun, als darin ein warnendes Beispiel für die Zukunft zu sehen, — oder sollen wir etwa verlangen, daß entzündbare Stoffe, die ein Funke trifft, nur dann Feuer fangen, wenn kein Schaden für Unbeteiligte daraus entstehen kann? Und wenn wir den Sinn mancher Naturgesetze nicht verstehen, so würden wir doch sehr wahrscheinlich ihre Abwesenheit alsbald schmerzlich vermissen; das gilt sogar von verderblichen Katastrophen, wenn man sie im Hinblick auf die Gesamtheit, auf die Erde und ihre Bewohner sich ansieht. Sicherlich haben auch Erdbeben und Orkane ihre Berechtigung; und was die Vulkane betrifft, so sind sie zwar nach der neuesten Theorie nicht, wie gesagt worden war, die „Sicherheitsventile“ der Erde, doch soviel ist gewiß, daß der für das organische Leben, also auch für uns, durchaus unentbehrliche Kohlensäuregehalt der Luft sehr bald erschöpft wäre, wenn nicht Eruptionen, Gasausströmungen und dergl. beständig für Ersatz sorgten. So hat alles seine guten Seiten: was dem einen lästiges Unkraut, das ist dem anderen Blumenpracht; und „im Diamanten sieht der eine ein strahlendes Schmuckstück, der andere ein Stück Kohle“ (L. von Oberhofen). So hat auch Ruskins Recht, wo er sagt: „es giebt kein schlechtes Wetter, sondern nur verschiedene Arten von gutem Wetter.“

Wir müssen also suchen, den in uns waltenden und für uns maßgebenden Naturgesetzen streng zu folgen und uns mit der Natur auszusöhnen, statt sie in thörichter Anmaßung zu mißachten: das fordert unser Bewußtsein so gut, als das Christentum, denn nichts in der Bibel reizt uns zum Widerstande gegen die Natur auf — im Gegenteil! Sollen etwa die von Gott gewollten Grundgesetze unseres irdischen Daseins gleichbedeutend sein mit der „bösen“ Welt, gehören nicht vielmehr Sünde und Entartung ins widergöttliche Reich der Unnatur? „Näher zu Gott! Eine andere Formel des Fortschritts giebt's nicht“ — sagt Better; nun wohl, näher zu Gott heißt auch näher zur Natur! Da müssen wir also zunächst in allem uns sagen: „Zurück zur Natur, ob auch vielleicht hier und da vorläufig ein Rückschritt oder doch ein Stillstand eintritt!“ Wahren, gesunden, dauernden Fortschritt können wir nur erzielen, wenn wir natürlich sind und leben; dann kann uns die schöne Aufgabe zufallen, die Natur in und außer uns zu regeln, zu hegen, zu veredeln und zu beherrschen, statt sie, wie bisher, zu notzüchtigen; denn heute zerstört und verdirbt der Mensch fast soviel, als er aufbaut: er beeinträchtigt die eigene Zukunft durch Vernichtung der Wälder und Tiere, durch allzu enges Beisammenwohnen,

durch allerlei einseitige Raubwirtschaft. Wer aber Pflanze und Tier achtlos zu Boden tritt, kann der die Menschheit lieben und ihr Gedeihen fördern? Unter den Naturwesen der Erde sollten wir die erste Stelle einnehmen, wo wir doch als wunderliche Zwitter zwischen Natur und Unnatur einherhinken: so weit ist es leider gekommen, daß wir unsere Wohnplätze, ja uns selber verlassen müssen, um einen Begriff zu bekommen von dem, was wir sein könnten und sollten. Der Mensch muß sich vor Tier und Pflanze schämen! — Fern stehen wir, fern steht selbst die tonangebende Wissenschaft der Natur:

„Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Tiergeripp und Totenbein."

Was heißt nun, natürlich leben? Auch hier wäre eine einseitig übertriebene Auffassung fast so schlimm, als eine ungenügende: wollten wir barfuß und im Badekostüm herumlaufen, immer im Freien übernachten, uns den Affen gleich ernähren, so würden wir uns zum Narren machen und die Heilige Hermandad fände alle Tage etwas an unserer Anwesenheit auszusetzen; auch kommt es darauf an, ob uns die Pferdekur bekäme. Richtig ist es allerdings, daß wir dem Naturmenschen vieles abzulernen haben; bezeichnend genug stammt in den romanischen Sprachen das Wort, welches „stolz" im besten Sinne des Wortes bedeutet, vom lateinischen ferus (wild; ursprünglich wohl einsam, auf sich gestellt, daher selbstbewußt), wie auch unser „stolz" eines Stammes mit dem lateinischen stultus (einfältig, roh, unentwickelt) zu sein scheint und der sonst im Sinne von „brav, tapfer, echt-männlich" gebrauchte Ausdruck im Spanischen als „bravo" noch wild und vogelfrei bedeutet: seltsam übereinstimmende und leider zutreffende Ironie der Sprachen, die am Kulturmenschen zunächst die Schwäche und Unselbständigkeit unterscheidet! — Wir wissen ja aber, worauf es, den in uns liegenden Naturgesetzen gemäß, vor allem ankommt: auf harmonische Entwickelung unseres Nervensystems! Dieses Ziel muß uns also im folgenden vorschweben. Gesund sein heißt, so beschaffen sein, daß der Organismus einen den Naturgesetzen des irdischen Lebens gut entsprechenden Wohnsitz für die ihm innewohnende Lebenskraft darstellt.

Wir beginnen natürlich mit dem Kinde und seiner Erziehung. Hier muß es ja vor allem auf normales Verhalten ankommen; und in der That, die von Anfang an durchaus verbesserungsbedürftige Behandlung der Kinder trägt die Hauptschuld an unseren unbefriedigenden Zuständen, daher auch hier vor allem die Regeneration einsetzen muß.

Wer heutzutage beobachtet, wie widersinnig und albern oft das Benehmen Erwachsener Kindern gegenüber ist, der hätte wohl alle Tage Gelegenheit aus-

zurufen: „Ja, seid ihr denn nie Kinder gewesen, oder habt ihr jede Erinnerung an eure Kindheit verloren, — wißt ihr denn nicht mehr, was für das Kind maßgebend ist, und daß dies etwas ganz anderes ist, als was unser Thun und Lassen bestimmt?“ Nächstens wundert man sich wohl darüber, daß Kinder überhaupt noch spielen; dabei sind ihre Spiele noch lange nicht so geistlos und unfruchtbar, als das, womit gar mancher Erwachsene seine Zeit totschlägt, wobei er vielleicht versumpft und abnimmt, während das Kind spielend wächst und sich fördert. — Wer ein Haustier überanstrengt oder verzieht, handelt gewiß unrecht und thöricht dazu, da der Schade ihn auch selbst trifft, denn ein solches Tier wird nicht lange und nicht normal leistungsfähig sein; wer aber ein Kind, sei es auch unabsichtlich, quält oder verzieht, der trägt die Hauptschuld an einem verfehlten Menschenleben: das ist keine Kleinigkeit! Man soll beim Kinde nicht Schönheit, Klugheit, Tapferkeit, Ehrgeiz und Talent suchen, lieben oder loben: alle diese Eigenschaften können beim Menschen erst später zur Geltung und Entfaltung kommen, beim Kinde sollte erst der unbewußte Keim dazu vorhanden sein; daß es aber kindlich ist, das sollen wir schätzen, achten und verstehen, denn darum bedarf es des kräftigen, verständigen und liebevollen Beistandes Erwachsener. Seine Kindheit hat es aber auch vor uns voraus, und darum bedürfen wir seiner. Es steht der Natur näher, als wir: nicht zufällig bedeutet dasselbe Wort im Deutschen das Kind, im Englischen geradezu die Art und zugleich „gut“, also artgemäß, ursprünglich, normal. Ein Haus ohne Kinder ist traurig und leer, mag es auch viele Bewohner haben: man merkt es ihm an, daß es dazu verdammt ist, in Bälde zur öden Gruft zu werden, — denn ohne Geburt kein Leben, ohne Wiege keine Zukunft!

Ein Kind aber, das sich still, gesetzt, altklug verhält und möglichst wie ein Erwachsener gebärdet, das ist kein Kind mehr, sondern ein armer, schwacher, unfertiger Nachahmer des Erwachsenen — ein „Äffchen“, wenn man will. „Wir haben keine Kinder mehr“, so hört man wohl in keineswegs sehr wehmütigem Tone sagen, wenn ein Fall von Frühreife eben wieder Aufsehen erregt. Das trifft heute oft genug zu, es ist aber eine sehr bedenkliche, bedauerliche und keineswegs leicht zu nehmende Erscheinung. Ein „Wunderkind“ ist immer ein Kind, das seinen Beruf verfehlt hat: denn es ist eben im Kindesalter kein Kind mehr, und seine Eltern hätten alle Ursache, es wenigstens so weit und so lange wie möglich der Kindheit wieder zuzuführen, statt es in thörichtem, oft genug selbstsüchtigem Stolze auf der viel zu früh eingeschlagenen Laufbahn möglichst rasch vorwärts zu treiben. Auf das bischen frühzeitige Fertigkeit und Virtuosität kommt es sicher wenig an, wohl aber darauf, ob ein solches Wesen bälder ein glänzendes, den Er=

wartungen entsprechendes Lebensziel erreicht. Fassen wir den Begriff „Wunderkind“ nicht zu eng, so handelt es sich um eine bei Kulturvölkern, zumal in der Jetztzeit, keineswegs seltene Erscheinung, und dann sind die wenigen später zu Ruhm und Ansehen gelangten Wunderkinder, wie namentlich Mozart, entschiedene Ausnahmen. Wie selten ist es aber vollends, daß selbst solche großen Talente, wenn sie sich schon sehr frühzeitig entfalteten, nicht auch frühzeitig, nach kränklichem, abnormem Dasein dahinsterben. Die einzige uns bekannte Ausnahme betrifft jenen Universitätsprofessor Karl Witte, der mit 10 Jahren die Reifeprüfung und mit 14 das philosophische Doktorexamen bestand, aber doch 83 Jahre lebte und ziemlich gesund blieb. Freilich trat er während seiner Laufbahn keineswegs so sehr hervor, als man hätte erwarten können; er war ein gediegener Fachmann und Kunstkenner, aber nicht eben mehr. Man darf da wohl sagen: dem zu frühzeitig entwickelten Gedächtnisse zum Trotz besaß seine Natur Kraft genug, um ein ziemlich normales Gleichgewicht herzustellen. Sein Vater hatte übrigens seinerzeit betont, die raschen Fortschritte Wittes seien keineswegs einer besonders glänzenden Begabung, sondern der „vorzüglichen“ väterlichen Erziehungsmethode zu verdanken; wir möchten den Satz etwas anders fassen: das Kind blieb doch so ruhig und harmonisch, daß der Mann die Folgen jener unsinnigen Methode überwinden konnte; er hat denn auch diese Methode weder befürwortet noch selbst angewandt! Nicht zufällig traten diejenigen hervorragenden Männer, die bis in ein hohes Alter ein weites Gebiet beherrschten und darin bahnbrechend wirkten, in der ersten Jugend nicht besonders hervor; lehrreich sind hier besonders einander nahestehende und daher zum Vergleiche geradezu herausfordernde Persönlichkeiten, wie z. B. die beiden Humboldt, von denen Wilhelm von seinen Lehrern als viel begabter bezeichnet wurde, während Alexander erst später zur Geltung kam, aber nicht nur viel älter wurde, sondern auch mehr und bedeutenderes leistete. — Wer es damit leicht nimmt, daß wir keine Kinder mehr haben, der hat wahrhaftig kein Recht, sich zu beklagen, wenn es keine Männer und Frauen mehr giebt; denn Mann und Frau haben das Kind zur Voraussetzung, so gut es ohne Knospe keine Blüte, ohne Raupe keinen Schmetterling geben kann. Und worauf es in der socialen Frage gerade vor allem ankommen muß, das haben schon andere vor uns klar ausgesprochen: „machen, daß die Menschen Menschen seien, das ist das Ziel, das ist das wahre Problem“ (Sécrétan).

Wenn ich in dieser Weise das Recht des Kindes verfechte, so möchte ich nicht mißverstanden werden. Ich war allerdings auch eine Art Wunderkind; ich hätte gerne bälder schreiben und lesen gelernt, als es mir gestattet wurde, und sobald ich es konnte, zog ich es dem Spiele vor und wandte meine Wißbegierde verschiedenen Fächern zu, wobei mir ein sehr gutes

Gedächtnis zu Hilfe kam; immerhin aber war mir weder — namentlich in manchen Hauptfächern — das schulmäßige Lernen sympathisch, noch trat eine einseitige, mit Talent verbundene Neigung hervor, daher das frühzeitige Einschlagen einer Laufbahn auch dann nicht zu befürchten gewesen wäre, wenn meine Eltern nicht zu liebevoll und verständig wären, um mir ein solches Los nahegelegt zu haben. Was habe ich nun aber von meiner Kindheit gehabt? Ich genoß sie nicht, wünschte vielmehr immer erwachsen, mit der Schule fertig, gelehrt, unabhängig zu sein. Und die Ergebnisse jener frühzeitigen „Privatstudien“ waren an sich doch herzlich gering; denn da handelt es sich eben um Dinge, die man schlechterdings erst in reiferem Alter sichten und begreifen kann, während das Kind sich darin nur eine Anzahl leerer Begriffe mechanisch aneignet. Zu spät sieht man dann ein, daß man ein Kind hätte sein sollen; das läßt sich aber am allerwenigsten ersetzen. Gerade weil ich niemand anzuklagen habe, weder im Elternhause noch in der Schule, wo ich noch dazu etwaigen Tadel mehrfach verdiente, denn ein „Musterschüler“ war ich nicht, — gerade deshalb fühle ich mich frei genug, um die verderblichen Folgen unserer gewiß sehr wohlgemeinten Erziehung zu betonen. Ueberhaupt ist es nicht an uns, unser Los als ein unverdientes zu beklagen; nicht bei unseren Eltern und Erziehern beginnt die Verantwortlichkeit, sondern bei uns: „wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!“

Mit der Geburt hat die achtsame Fürsorge für das Kind zu beginnen, nicht später. Da muß gleich die Beschaffenheit und Widerstandskraft des Säuglings genau berücksichtigt werden, was die Kleidung und die sehr wünschenswerte, aber mit großer Vorsicht einzuleitende Abhärtung betrifft, sowie später bei den ersten Geh- und Sprechversuchen. Von hoher Wichtigkeit ist namentlich die Nahrungsfrage: vom natürlichen Standpunkte aus ist es sehr zu bedauern, daß heute so viele Mütter, namentlich der höheren Stände, zu schwach sind, um ihre Kinder überhaupt oder doch genügend mit ihrer Milch ernähren zu können. Wie die Dinge heute stehen, thun die meisten Mütter freilich am besten daran, dazu nicht einmal einen Versuch zu machen; die Übergabe der Kinder an Ammen ist jedoch in den meisten Fällen das schlimmste, was sich thun läßt, da diese nicht nur dem Säugling eben nicht seine „Muttermilch“ geben können, sondern auch selten gesund, selten zur Nährung zweier oder — wie es wohl vorkommt — mehrerer Kinder gut befähigt und namentlich selten verständig sind; zudem entspringen für das Kind aus jedem Ammenwechsel allerlei Nachteile, und wie leicht kann ein solcher eintreten. Das geringste Übel ist wohl immer noch der Gebrauch reiner Kuhmilch, und da solche oft schwer aus sicherer Hand zu haben ist, so sollten Eltern, die etwas übriges thun können, die Kosten für Beschaffung

und Erhaltung einer gesunden Kuh nicht scheuen, was jedenfalls von höherem Werte wäre, als der spätere Ankauf eines Fahrrades für jedes halbwüchsige Kind. Es giebt dazu noch eine Anzahl guter Präparate, z. B. diejenigen Lahmanns, welche bald, doch wohl besser nicht von Anfang an, neben der Milch genossen werden, oder den bedauernswerten kleinen Wesen, welche überhaupt keine Milch vertragen, einigermaßen weiterhelfen können. — „Wir gewöhnen unsere Kinder viel zu schnell an unsere Kost“: mehrfach habe ich das sagen hören, und wahr ist es, nur sollte man darin keineswegs leichthin so ein kleines Modeübel sehen! Obwohl daraus selten direkt krankhafte Zufälle hervorgehen, so ist es doch unsinnig und es rächt sich fast immer bald genug, wenn kleinen Kindern schon unsere schwere und scharfe Kost oder vollends geistige Getränke, auch Kaffee und dergl. vorgesetzt werden, da dadurch einer abnorm raschen Entwickelung Vorschub geleistet wird: auch hierin gehorcht eben der kindliche Organismus anderen Gesetzen, als der völlig entwickelte. Wir werden weiterhin unsere Ansicht über die Ernährungsweise der Erwachsenen vorbringen. Das Kind sollte mit Fleisch wohl erst spät und sehr mäßig, vielleicht besser gar nicht beginnen, die Milch könnte dieses bis in ein weit höheres Alter ersetzen, als heute üblich; daneben kämen leichtere Gemüse und Mehlspeisen, Grützen, Reis und dergl., sowie Obst wohl besonders in Betracht; es ist dies so ziemlich die Ernährungsweise der Vegetarier milderer Observanz: wenn diese behaupten, daß ihre Kinder sich meist vorzüglich dabei entwickeln, so wäre dies nicht zu verwundern, da bei auch sonst achtsamer Erziehung das Fernhalten starker innerlicher Reize dem noch entwickelungsbedürftigen Organismus nur förderlich sein kann.

Schon die Verschiedenheit der Nahrung und namentlich der Gebrauch von Genußmitteln bei Erwachsenen legt es uns nahe, unseren Verkehr mit den Kindern weit strenger zu regeln, als üblich ist; denn es ist immer mißlich, Kindern etwas verbieten zu müssen, namentlich, wo sie es uns doch täglich selbst gebrauchen sehen: möglichst ungezwungen, gleichsam von selbst sollten sich für jene die ihnen vorgeschriebenen Verhaltungsmaßregeln ergeben. Wir fordern vom Kinde alle Tage, wenn seine Anwesenheit uns augenblicklich stört, daß es ruhig und gesetzt sich benehme, daß es still schweige u. s. w.: das heißt aber unfreie, gedankenlose, selbst unaufrichtige Modemenschen erziehen, denn es muß sich das Kind so und so oft einen Zwang auferlegen und kann doch noch nicht verstehen, warum es so sein muß. Es wäre nach alledem gewiß gut, wieder auf die Kinderstube unserer Vorfahren zurückzukommen; ja, wir halten sogar die bei den Naturvölkern üblichen Festlichkeiten zur Feier der Mannbarkeit für nützlich, denn wenn solche äußerlichen Scheidewände zwischen dem Kind und den Erwachsenen errichtet sind, so macht sich jenes viel weniger leicht Gedanken über die wirklichen, tieferen Unterschiede;

mindestens könnte die Konfirmation diesem Zwecke angepaßt werden. Jedenfalls soll das Kind weniger, als heute, mit Erwachsenen, namentlich Fremden zusammenkommen, hingegen stets möglichst viel mit Seinesgleichen; ein einzelnes Kind in kinderleerem Hause kann sich kaum normal entwickeln, denn es sieht nur Erwachsene, es fehlt ihm also der Maßstab für das eigene Ich.

Dieses Ich nun ist beim Kinde in der That *ganz anders geartet, als bei uns: vor allem ist das Kind von Natur geschlechtslos,* — das heißt, obwohl durch äußere und auch innere Merkmale sein Geschlecht bereits vorgezeichnet ist, so kommt dieses doch erst durch die Reife zur Geltung. Ein normal geartetes Kind ist nicht schamlos im Sinne des Tieres, welches den Geschlechtstrieb so gut wie jeden anderen Trieb da stillt, wo es eben Gelegenheit dazu findet, sondern es ist *noch nicht* schamhaft; die beim herangereiften Menschen so scharf durchgeführten Unterschiede der Geschlechter sind beim Kinde nur erst angedeutet. Daher fällt es auch bei allen Naturvölkern und fast überall beim Landvolke niemand ein, in der Nacktheit der Kinder, wenigstens während des Badens, etwas das Schamgefühl verletzendes zu sehen. Was hingegen die Erwachsenen betrifft, so sehen wir allerdings, daß bei Naturvölkern in der Regel die Kleidung mit der Wärme des Klimas in umgekehrtem Verhältnisse steht, und mit ihr beschränkt sich natürlich auch das Schamgefühl auf immer kleinere Körperteile; nichtsdestoweniger ist jenes bei vielen Stämmen tropischer Länder sehr stark, wie denn bei den Marquesas-Insulanern, die nur kurze Schürzen tragen, ein Mann sich sogar vor einem gleichalterigen niemals ganz entkleiden soll, ferner die Badeplätze der Frauen von den Männern streng gemieden werden, es ist keineswegs ein sicheres Zeichen länger bewahrter kindlicher Naivetät, sondern wohl eher von Mangel an geeigneten Kleidungsstoffen oder aber von Gefühlsabstumpfung, wenn z. B. manche Indianer und Australier gar keine Kleidung tragen, wobei also das Schamgefühl sich auf die weiblichen Geschlechtsteile beschränkt. Übrigens steht ein großer Teil der turanischen Rasse, von den Eskimos bis zu den Japanern und Russen, trotz der im Freien schon des Klimas wegen üblichen Kleidung auf diesem Standpunkte des Schamgefühls, wie beispielsweise die russischen Volksbäder beweisen; bei den alten Griechen war der gleiche Standpunkt hingegen nachweisbar erst eine Folge der eigentümlichen Richtung ihrer ausartenden Kultur, die zur Vergötterung der Formenschönheit führte.

Je weniger bewußt ein Kind sich seines Geschlechtes ist, destomehr ist es Kind, desto besser und gesünder ist es also. Hier ruht, wenigstens solange eine Entartung zu beseitigen bleibt, der *Schwerpunkt der Erziehungsfrage!* Verbrechen gegen die kindliche „Unschuld“ oder besser Geschlechtslosigkeit sind daher auch, vom normalen Standpunkte aus, das verwerflichste, was die Entartung auf sittlichem Gebiete überhaupt

zeitigen kann . . . Aber bedarf es denn solcher groben Gewaltthaten, sind nicht schon unsere Unterlassungssünden, unsere wenn auch nicht gewollte Förderung der Sinnlichkeit beim Kinde schlimm genug? Wer jene Unzucht verurteilt, doch unserer heutigen Erziehung das Wort redet, der handelt ungefähr wie einer, der zwar Eltern als sträflich betrachtet, wenn sie ihre Kinder mißhandeln, verstümmeln, zu Verbrechen anstiften, der etwa dem Schuster Simon und dem unbekannten Mörder Kaspar Hausers ihren Ehrenplatz unter den größten Scheusalen der Menschheit gönnt, — hingegen nichts schlimmes darin sieht, wenn man seine Kinder verhungern oder in Schmutz und Stumpfsinn verkommen läßt; ja, unsere übliche Erziehung ist grausamer noch: sie liefert das Kind nicht nur wehrlos, sondern gebunden in die Arme der Sinnlichkeit! Mag sein, daß man im allgemeinen noch keinen rechten Begriff davon hat, wie sehr diese das Denken und Trachten der heutigen Schuljugend beherrscht, denn ihre Macht nimmt mit jeder Generation zu, mag also vor nicht zu langer Zeit viel geringer gewesen sein: aber, **wir haben hier mit Thatsachen zu rechnen!**

Sinnliche Fehler sind heute bei Kindern, welche sich dem normalen Alter der Mannbarkeit nähern, oft auch und zwar immer öfter schon viel früher, so sehr verbreitet, daß diejenigen, welche ihnen nicht verfallen, als Ausnahmen zu betrachten sind. Wir betonen zunächst, daß es vom gesundheitlichen Standpunkte nicht so sehr darauf ankommt, ob solche Fehler in grober, schamloser Weise betrieben werden, was allerdings auf bedenkliche Gemütsverrohung oder geistige Abstumpfung schließen läßt; das Alter, in welchem begonnen wird, die vorhandene Widerstandskraft, die Länge der Ruhepausen zwischen den einzelnen Verirrungen kommen viel mehr in Betracht. Und so ist die namentlich beim weiblichen Geschlechte vorkommende künstliche Erregung der Phantasie nicht natürlicher oder unschädlicher, als irgend sonst eine Form der Onanie. Wie sehr ist aber dieses „Schwärmen“ heutzutage bei jungen Mädchen verbreitet! Allgemein sagt O. von Leixner: „Sittliche Irrtümer mögen vielleicht unter hundert Fällen einmal von besonders gut gearteten Mädchen vermieden werden, welche aus der Hand edler Eltern in die eines edlen Gatten kommen, — wie selten ist das der Fall!“

Man betrachtet heute zuweilen alle solchen „Jugendsünden“ als vielleicht bedauerliche, doch immerhin ziemlich belanglose und dazu für ein gewisses Alter geradezu bezeichnende „Unarten“. Halten wir dieses Wort fest, sofern es das Gegenstück zur Art, das heißt zum Normalen bedeutet; kann es schlimmere Verirrungen geben, als solche, welche einer Abweichung von der Art entsprechen? Es soll in Oesterreich nicht selten vorkommen, daß Knaben von Erwachsenen der „gute Rat“ erteilt wird, wenn sich ihre Stimme zu brechen beginne, so sollen sie onanieren, da natürlich durch die zunächst bewirkte An=

regung der Lebensfunktionen eine Beschleunigung aller organischen Thätigkeiten, also auch des Wachstums, sich ergiebt; man vergißt dabei nur, daß Treibhauspflanzen kein normales Dasein führen und ihr natürliches Alter nicht erreichen. Immerhin giebt es keinen irgend sachverständigen Verteidiger der Onanie, während die Zahl derjenigen, welche die daraus erwachsenden Übelstände erkennen, immer größer wird: allerdings meist Leute, welche aus Unkenntnis der Grundursachen jener Fehler kein brauchbares Mittel zu ihrer Bekämpfung anzugeben wissen. In Amerika, wo man den Vorurteilen und damit der Prüderie weniger Rechte einräumt, als bei uns, konnte man einen der berühmtesten Prediger, Dr. Talmage, von der Kanzel herab folgende Worte sagen hören: „Ich sagte letzten Sonntag zu einem Prediger des Evangeliums: „Wo predigen Sie jetzt?“ „O,“ sagte er, „ich predige nicht, ich leide an den leiblichen Wirkungen früher Sünde. Ich kann jetzt nicht predigen, ich bin krank.“ Er ist jetzt ein Mann, der sich dem Herrn geweiht hat und er trauert bitter über frühere Sünden; aber das hält die leiblichen Wirkungen nicht auf . . . Sprecht davon, daß ein Mann das Leben beginnt, wenn er einundzwanzig ist! sprecht davon, daß ein Weib das Leben beginnt, wenn es achtzehn Jahre alt ist! O nein! Sehr oft ist dies die Zeit, wo sie das Leben schließen. In zahlreichen Fällen sind alle Fragen der Ewigkeit schon vorher entschieden. Sprecht davon, daß die meisten Menschen ihr Vermögen erwerben zwischen dreißig und vierzig! Sie erwerben oder verlieren ihr Vermögen zwischen zehn und zwanzig. Wenn ihr mir sagt, daß ein Mann das Leben gerade beginnt, so sage ich euch, daß er es gerade schließt. Die nächsten fünfzig Jahre werden nicht von so großer Wichtigkeit für ihn sein, als die ersten zwanzig . . . Gott mag Dir verzeihen, aber diese Dinge ungeschehen machen wirst Du nie, kannst Du nie.“

Und in französischen Blättern wurde vor einigen Jahren der Brief eines Anarchisten veröffentlicht, worin als das beste Mittel zur Untergrabung der verhaßten Gesellschaft die Pornographie angepriesen wurde: Tausende von jungen Leuten würden ja schon heute durch solche lichtscheue Lektüre verderbt. Das ist leider wahr; nur mag jener Gesellschaftsfeind bedenken, daß unverdorbene Leute solches Zeug weder schreiben noch auf sich wirken lassen: soll aus den verworfensten aller Schriftsteller ein neues, besseres Geschlecht hervorgehen?

Und wie bekämpft man nun jene Jugendsünden, deren gründliche Schädlichkeit immermehr erkannt wird? Man — thut, als ob sie nicht vorhanden wären! Wir sollten meinen, wer in sich und anderen den Keim zu einer verheerenden Seuche sieht, der sollte laut nach dem Arzte schreien, ehe alles zu spät ist. Wer seinen Feind totzuschweigen sucht, der leistet ihm den größten Dienst und

muß bald mit Schrecken gewahr werden, daß dessen Macht im stillen furchtbar angewachsen ist: hier hilft nur offenes, rasches Dreinschlagen! Mag sein, daß da sehr unangenehme Dinge an den Tag kommen; mag sein auch, daß mancher von uns schon zu schwach und zu krank ist, um sein Gleichgewicht wieder zu erlangen, um thatkräftig der Zukunft in die Hände zu arbeiten. Aber liegt denn soviel an meinem und Deinem ohnehin kurzen Dasein, und haben wir bisher Bitterkeit und Enttäuschung mehr als sonst etwas genossen, ist es da nicht wenigstens eine Genugthuung, daß wir dem Übel, das auch unser Elend verschuldete, die durch das übliche peinliche Schweigen gewährte Schutzhülle entreißen können? Sollte unser rechtschaffener Haß gegen die Macht, die uns zu Sklaven der Unnatur herabwürdigte, nicht groß genug sein, daß wir, sei es selbst unter Drangabe unseres bischen Lebens, den Koloß ins Wanken bringen möchten? Und das können wir, sobald er mit seinen thönernen Füßen sichtbar vor uns steht: es bedarf dazu nur des Zusammenhalts einer kleinen Schar! Hülle weg!

Alle Versuche, die Onanie ohne eine gründliche Umgestaltung unserer Erziehung zu bekämpfen, sind genau so thöricht, als etwa das Unterfangen wäre, einen See auszupumpen, der steten Zufluß erhält. Nun aber glauben Eltern, welche sich etwa dazu verstanden, sei es auch im unrechten Augenblicke — vielleicht zu früh, vielleicht zu spät — ihren Kindern eine ernste Ermahnung zu erteilen, womöglich schon ein übriges gethan zu haben! Ja, meint man denn, das böse Beispiel oder die frivole Lüsternheit seien hier an allem schuld? Soll etwa ein halbwüchsiges Kind unter normalen Umständen schon dem „Hange zur Unsittlichkeit“ anheimfallen können, muß es sich nicht vielmehr um ein organisches Übel handeln? Mancher glaubt freilich, es gäbe da ein sehr einfaches Mittel: man „lasse“ die Jünglinge den Geschlechtstrieb normal befriedigen! Da an so frühzeitige Heirat heute im allgemeinen gar nicht gedacht werden kann, so will man also zunächst Verewigung der Prostitution; und abgesehen davon, daß die Prostituierten niemals lange gesund bleiben könnten, daß auch die Zahl der Geschlechtskranken nur immer größer werden müßte, — glaubt man denn, der Verkehr mit sittlich und seelisch niedrigstehenden, dabei meist ganz ungebildeten Weibern könne die gerade in diesem Alter noch nach Idealen strebenden und folglich anspruchsvollen jungen Leute heilsam beeinflußen? Traurig ist es fürwahr, nur die Wahl zwischen der Unnatur und dem unehelichen Verkehr zu haben; wer aber noch als halbes Kind letzterem zugeführt wird, von dem ist sicher genug vorauszusehen, daß er entweder an Ausschweifungen zu Grunde gehen oder als blasirter Egoist enden muß, denn sein seelisches und sittliches Empfinden muß sehr bald abstumpfen. Ferner kann man in der Prostitution doch wohl nur ein schweres, wenn auch unter unseren abnormen Verhält-

nissen notwendiges Übel sehen, dessen Verewigung nur der befürworten kann, für welchen das weibliche Geschlecht überhaupt rechtlos ist. Was sollen aber die Mädchen thun, um der Unnatur zu entgehen? Sollen sie etwa auch „ihren Trieb in normaler Weise befriedigen“? Und was will man vollends mit den heute durchaus nicht mehr seltenen Kindern thun, die — zum Teil auch dank dem unverständigen, um nicht zu sagen verbrecherischen Gebahren ihrer Ammen und Bonnen — bereits in zartem Alter an beständiger Erregung der Geschlechtsteile leiden? Ist denn da nicht ohne weiteres klar, daß das frühzeitige Hervortreten des Geschlechtstriebes an sich schon krankhaft, also auch durch normale Befriedigung nicht heilbar ist?

So geht nun der wichtigste, folgenreichste Lebensabschnitt, der unter natürlichen Verhältnissen ungestört und sorgenfrei, wie ein sonniger Frühlingstag, verlaufen sollte, für immer dahin unter Kämpfen mit unbekannten Mächten, seelischem Elend und körperlichen Leiden. Der eine sucht nun vergebens, sein weibliches Ideal zu finden, der andere erblickt frühzeitig in der Liebe nur einen rein tierischen Trieb, dem er sich mit cynischer Ruhe zu beugen für gut hält; wieder einer hinkt auf beiden Beinen; oder das Empfinden ist ganz abnorm geworden, und immer stärkerer Überreize, immer gröberer Unnatur bedarf es. Andere endlich giebt es, die ihren Idealen — oder ihren Steckenpferden treu bleiben wollen; vielleicht haben sie auch ihr Trachten schon frühzeitig auf die Ehe gerichtet, treue Liebe ist gerade ihr Ideal. Solche wollen teils auf die Dauer, teils bis zur Ehe keusch bleiben: das vermögen wohl gesunde Männer, wie selten aber sind solche heu zutage; und was ergiebt sich für die übrigen? Gesetzt, sie halten sich von sinnlichen Fehlern frei, so wird doch die unwillkürliche Thätigkeit der Geschlechtsorgane sich abnorm steigern, und dann sind die Ergebnisse natürlich so ziemlich dieselben; mit Pülverchen, mit verspäteten Kräftigungs- und Abhärtungsversuchen ist blutwenig gethan. Und was dann? Lassen wir einmal Dr. Damm reden: „Welche Seelenkämpfe werden hier durchgefochten! wie lange sträubt sich der Mann gegen die Übermacht der Sinnlichkeit. Er will keusch leben, er will nicht unterliegen! er arbeitet hart während des Tages, um abends auf seinem Lager nicht von sinnlichen Gedanken gequält zu werden, und um in tiefem Schlafe Erlösung zu finden. Vergebens! Er betet zu Gott! Er wirft sich vor seinem Heiland auf die Kniee, er will nicht unterliegen. Vergebens! Er denkt an seinen Beruf, der ihm vielleicht jeden sinnlichen Gedanken zum Vorwurf macht! Er macht sich unter Gewissensqualen klar, was kommen wird und was kommen muß für ihn. Vergebens! Er meidet die Gesellschaft junger Mädchen und Frauen, er verkehrt nur mit Männern, er verschließt sich Tage und Wochen in seiner Studierstube. Vergebens! Er sucht die Einsamkeit der Wälder und Berge, er kasteit sich, er hungert und friert. Und

immer wieder aus allen Kämpfen steigt die Sinnlichkeit empor und bleibt Siegerin."

Das ist es, was man heutzutage Jugend zu nennen wagt. Und was dann? Oft genug nichts, als ein Ende mit Schrecken: Schwindsucht, Wahnsinn oder Selbstmord; oder aber ein verbissenes, verknöchertes, geiziges Alter — wenn es nur wenigstens noch etwas leistet, so darf man immerhin noch froh sein! Bestenfalls aber sind Greise, welche eine derartige Jugendzeit durchmachten, nicht mehr imstande, auf dem wichtigsten aller irdischen Gebiete Wahrheit und Irrtum zu unterscheiden. Der Kampf hat in ihnen ausgetobt, der Trieb ist verschwunden, vielleicht schon in einem Alter, wo er von Natur noch zu starker Äußerung fähig sein sollte; es bleibt nur die Erinnerung an all' die erlebte Seelenqual und Enttäuschung. Ihnen wird es nun leicht, keusch zu leben, und da rufen sie uns entweder zu: „Alles zu seiner Zeit! Lasset dem Tiere sein Recht, Jugend hat nicht Tugend — die hat das Alter!" — oder aber: „Bleibet keusch, wie wir es sind! Hände weg von diesem Schmutz und Teufelsspuk! Glaubet unserer Erfahrung, besser ist es, wenn die Menschheit untergeht, als wenn eure Seele in den Armen der Sinnlichkeit erstickt!" — Darum durften die Bahnbrecher der Regeneration keine Greise sein. Und wenn uns ein älterer Herr der Übertreibung zeiht, so müssen wir antworten: „Hier habt ihr nicht dreinzureden; das wissen wir besser!"

Da bleibt's dabei: entweder eine gesunde, von Sinnlichkeit freie Kindheit oder ein qualvolles, abnormes Leben! Manches läßt sich hier direkt besser machen: vor allem sorge man dafür, daß die Kinder sich keine Gedanken über geschlechtliche Dinge zu machen brauchen. Wenn sie hierüber Fragen stellen, so zeugt dies schon von ungesunder Erregung; freilich wird jede Anspielung auf dieses Gebiet gerade von Eltern und Lehrern so auffallend peinlich gemieden, daß eine begreifliche Scheu meist die Kinder davon abhält, solche Fragen an Erwachsene zu stellen, auf die Gefahr hin, kurz abgewiesen oder mit dem albernen Storchmärchen und dergleichen bedacht zu werden. Inzwischen aber erfahren jene in der Schule, wo es zudem an verwahrlosten und entarteten Kameraden nie fehlt, allerlei Dinge, die sie gar nicht zu wissen brauchen, und die sie auf das in Geheimnis gehüllte geschlechtliche Gebiet geradezu hinweisen: da ist etwa von Entwickelungsprozessen, vielleicht gar Geschlechtsorganen der Tiere und Pflanzen die Rede; oder sie bekommen Bücher in die Hände, wie manche lateinischen Schriftsteller und die zugehörigen Wörterbücher, oder auch nur die Bibel, die wohl nach Meinung vieler Christen als heiliges Buch nur Gutes stiften kann, während sie doch viel zu reife Leser voraussetzt, als daß es nicht gewagt wäre, sie Halbwüchsigen anzuvertrauen. Aus dem Lehrplane der Mittelschulen geht zudem

klar genug hervor, daß in den oberen Klassen die Kenntnis des geschlechtlichen Gebietes geradezu vorausgesetzt wird; woher aber sollten die Schüler sich diese holen? Sollten sie etwa einen Arzt befragen oder nach anatomischen Lehrbüchern sich umsehen? Soviel ist gewiß, daß das Thema innerhalb der Schuljugend viel verhandelt wird, man tauscht da aus, was man in Erfahrung bringen konnte, beruft sich aber meist auf die Zügellosigkeiten mancher Klassiker, auch wohl auf Bibelstellen; seltener, wenn einzelne bereits stark abwärts geratene Jungen dabei sind, kommen auf Grund von Hintertreppenromanen, Zoten oder persönlichen Erfahrungen ganz frivole Anschauungen zur Herrschaft, niemals aber hört man klare, reife, richtige Ansichten. Solche Ergebnisse zeitigt unsere Prüderie. Wer darin Wandel schaffen will, der wird nichts erreichen, solange er nicht eben dafür sorgt, daß die in Betracht kommenden Kinder niemals auf etwas hingewiesen werden, was sie noch nicht wissen sollen; sie werden dann wahrscheinlich zu ihren Erziehern genug Vertrauen fassen, um sie, im Falle sie anderswie frühzeitig darauf hingewiesen würden, um Rat zu fragen: dann aber gebe man ihnen eine wahre, bündige, ihren Fähigkeiten und Kenntnissen entsprechende Antwort; gerade hierin frägt ein Kind nicht leicht zweimal. Im allgemeinen wird es sich, wie die Dinge heute stehen, empfehlen, besonders die Knaben schon sehr frühzeitig vor der Berührung oder sonstigen Erregung ihrer Geschlechtsteile zu warnen: man sagt ihnen etwa, wie Dr. Damm es vorschlägt, dieser oder jener Mann sei dadurch lahm und krank geworden — und damit sagt man keine Lüge. Ehe aber das Kind das Elternhaus verläßt oder wenn die Zeit der Mannbarkeit herannaht, so sollte eine offene, ernste und gründliche Auseinandersetzung es über die wahre Bedeutung des geschlechtlichen Gebietes belehren. Gilt dies heute für alle Kinder, so muß eine genaue und verständnisvolle Beobachtung in jedem Einzelfalle etwaige weiteren Verhaltungsmaßregeln vorschreiben.

Dreierlei muß hier noch dringend gefordert werden: erstens sollten Erwachsene in ihrem Benehmen Kindern gegenüber stets äußerst vorsichtig sein. Es ist viel leichter, mit den anspruchsvollsten Herrschaften, mit Königen und Kaisern in rechter Weise zu verkehren und zu reden, als mit Kindern; man glaubt wohl, Kinder machen sich keine Gedanken, Kinder vergessen rasch, aber das trifft gerade heute selten zu; ein unbedachtes Wort, eine Ungerechtigkeit eine Notlüge, eine unverständliche Laune können zuweilen weitgehende und traurige Folgen haben: hier besonders ist einmal nicht keinmal! Erzieher, welche durch ihr Benehmen ihre Worte Lügen strafen oder in irgend etwas ein böses Beispiel geben oder sich lächerlich machen, sind für den Verkehr mit Kindern eben nicht reif. — In zweiter Linie wird es gut sein, beide Geschlechter nicht zu häufig in

nähere Berührung zu bringen, namentlich aber, sie in Schulen und Kindergärten stets zu trennen. Die in romanischen Ländern übliche absolute Trennung wie die dortige klösterliche Erziehung der Mädchen sind übertrieben und daher verderblich, es ist aber darum noch nicht nötig, gleich den Engländern und Amerikanern in das andere Extrem zu verfallen; auch hier ist eben zu vermeiden, daß das Kind nicht, sei es durch auffallende Abschließung, sei es durch fast stetiges Zusammensein, zu früh auf die wahren Unterschiede der Geschlechter hingewiesen werde; es wird sich dabei umsoweniger aufhalten, wenn kleine äußerliche Schranken zwischen Knaben und Mädchen errichtet sind. Darauf beruht auch die Nützlichkeit der Sitte, beide schon frühe durch deutliche Unterschiede in der Kleidung zu kennzeichnen, wobei aber diese sich lange nicht so sehr und so bald, wie heute, derjenigen der Erwachsenen nähern sollte; denn auch hier ist es entschieden besser, wenn das Kind einen Unterschied sieht. — Wir können hier endlich beifügen, daß es auf zweckmäßige Kleidung beim Kinde überhaupt noch weit mehr ankommt, als beim Erwachsenen; alles Beengende oder Verweichlichende an unserer üblichen Kleidung ist beim Kinde von noch viel größerer Tragweite, wie auch Eltern, die ihren Kleinen allzu gewählte, dabei vielleicht umsomehr unpraktische Anzüge, oder gar Schmucksachen geben, oft geradezu Gecken und Koketten großziehen. Hier besonders gilt es, die Mode absolut nicht mitreden zu lassen: wer ihr später, als Erwachsener, aus freien Stücken huldigen will, mag es ja auf eigene Verantwortung thun.

Die Erziehung der Kinder ist kein Kinderspiel, kein Zeitvertreib; sie ist das mühsamste und das verantwortlichste, was es giebt, die wenigsten Eltern sind ihr heute gewachsen. Je kräftiger aber ein Kind ist, je später und je weniger es geistig arbeitet, je einfacher Kost und sonstige Lebensverhältnisse sind, desto leichter überwindet es die Folgen mangelhafter Erziehung; es sind daher bei den niedrigen Ständen nicht so viele Vorsichtsmaßregeln nötig, als bei den höheren; für erstere mag schon heute vielfach das genügen, was der Staat thun kann. Hochstehende, reiche Eltern sollten aber lernen, daß ihre Pflichten ihren Kindern gegenüber entsprechend größer und mannigfaltiger sind, daß Zeit und Geld ihnen namentlich auch im Hinblick darauf reichlicher zubemessen sein dürften. Und da radikale Änderungen auch hierin sich nicht leicht und rasch durchführen lassen, so wäre die nützlichste und würdigste Art, Wohlthätigkeit zu üben, die Schaffung zweckmäßiger Erziehungsstätten für Kinder und die Heranbildung tüchtiger Erzieher. — Wir haben ja in allen größeren Städten schon „Kindergärten“: gewiß wohlgemeint und von edlen Menschenfreunden ins Leben gerufen, aber wie ungenügend und leider auch wie unzweckmäßig! Das sollten in jeder Gemeinde die bestdurchdachten, bestausgerüsteten,

bestgeleiteten Anstalten sein, und nicht dürftige Nothilfsmittel, wie heute; da sonst jeder seine Zeit zu wichtigerem nötig zu haben glaubt, so vertraut man halbwüchsigen Gänschen — um Verzeihung, es sind ja „geprüfte Kindergärtnerinnen“ — eine Aufgabe an, die für die klügsten, reifsten, gebildetsten Männer und Frauen gewiß nicht zu leicht wäre. Die Grundzüge unserer Forderungen in dieser Richtung sind übrigens ziemlich einfach: Kindergärten und, da für den Winter auch gesorgt sein muß, Hallen für die Kinder aller Stände, für alle Kinder; eine Trennung nach Altersklassen ist schon deshalb zu befürworten, weil eben die Bedürfnisse beim Kinde sich sehr bald ändern, und weil dadurch allmählich auch eine Trennung je nach dem später einzuschlagenden Berufe, namentlich dem großen Unterschiede der körperlich und der geistig arbeitenden Klassen gemäß, sich anbahnen läßt; letztere bedürfen aber solcher Kindergärten so sehr, wenn nicht mehr, als die ersteren, solange in ihnen die Eltern nicht willig oder fähig oder zu vielbeschäftigt sind, um ihre nicht in der Schule befindlichen Kinder zu beaufsichtigen und gründlich zu erziehen, sie vielmehr sich selbst und den Dienstboten überlassen. Selbstverständlich soll die Einrichtung solcher Anstalten nicht luxuriös sein, um nicht etwa die Kinder an hochgespannte Ansprüche zu gewöhnen. Am natürlichsten wäre es nach alledem, diese Einrichtungen geradezu mit den je nachdem einfacheren oder höheren Schulen zu verbinden, zumal sich dann auch die wünschenswerte Trennung der Geschlechter leicht durchführen ließe.

Die Hauptforderungen, welche an diese Anstalten zu stellen wären, müßten folgende sein: dem Alter, den Kräften und Neigungen entsprechende, mannigfaltige Beschäftigung der Kinder, wobei aber Belehrung nur soweit bezweckt werden sollte, als sie sich spielend, also ohne geistige Anstrengung gewinnen läßt; das heute schon so früh übliche Sprüchelernen u. s. w. wäre ganz zu vermeiden. Für die gleichmäßige Ausbildung der körperlichen Seite der Persönlichkeit müßte aufmerksame Vorsorge getragen werden, durch der Jahreszeit angemessenen Sport, durch Turnen, Laufen u. s. w.: hier darf aber gleich wieder, wenigstens solange die Kinder so verschieden geartet sind, wie heute, kein übertriebener Wetteifer großgezogen werden; auch taugt nicht jede körperliche Übung für Kinder, wie wir weiterhin bei Besprechung des Sportes betonen werden. Sehr nützlich wäre die Förderung der Reinlichkeit und Abhärtung, insbesondere durch frühzeitige kalte Bäder ohne die übliche übertriebene Reaktion durch Reibungen und dergl., doch ist hierin heutzutage die Widerstandskraft des einzelnen Kindes sehr verschieden; hoher Wert wäre ferner auf ungehemmte Einwirkung von Luft und Sonne, natürlich auch nicht zu schablonenmäßig, zu legen; es würde sich wohl empfehlen, wenn die Kinder in der wärmeren Jahreszeit während der Spiele keine enganschließende Kleidung, sondern nur einen Schurz oder ein Hemd trügen, auch das Barfußgehen kann

nicht schaden. Daß den Kindern auch zeitweilig durch kleine Festlichkeiten, Ausflüge u. s. w. eine Extrafreude bereitet wird, ist ganz in der Ordnung, doch ist gerade darin viel Maß und Takt von nöten; mit Belohnungen sei man nicht freigebig und verschwende daran keinen Aufwand, denn sonst wird der Schwächere leicht neidisch, der Belohnte leicht eingebildet, während es doch darauf ankommt, daß ein nach Kräften musterhaftes Verhalten möglichst als das aufgefaßt werde, was es ist, nämlich die selbstverständliche natürliche Pflicht des Einzelnen. Wo sodann Geschenke ausgeteilt werden, da sorge man für möglichste Gleichmäßigkeit und wende ein leichtverständliches Gerechtigkeitsprinzip an, indem man etwa das Los entscheiden läßt. — Und wer nun soll diese Kinderheime leiten? Sie sollten ein Hauptgegenstand der Fürsorge der Gemeinden und großer Vereine sein; warum giebt es nicht auch Elternvereine? Und bewährte, gut vorgebildete Kräfte müßten allem voranstehen. Es wird dabei im allgemeinen dem weiblichen Geschlechte bei der Fürsorge für die jüngsten Kinder und später für die Mädchen, dem männlichen bei derjenigen für die älteren Knaben die Hauptarbeit zufallen; doch sollten beide ihren Einfluß nicht zu ausschließlich geltend machen. Es ist vorauszusehen, daß zunächst den Männern an jenen Anstalten überhaupt der Löwenanteil zufallen muß; später aber, mit der zunehmenden Gesundung des Geschlechts, werden dieselben immermehr Sache der Frauen werden, die darin einen schönen, den natürlichen Neigungen des gesunden Weibes entsprechenden Beruf finden dürften. Da übrigens die Eltern mit der Gesundung immer fähiger und williger werden müssen, zu vernunftgemäßer Erziehung ihrer Kinder selbst beizutragen, so wird wohl später die Bedeutung jener Anstalten und damit der nötige Aufwand wieder abnehmen.

* * *

Wir kommen nun zur Schule, diesem Stolze der modernen Kulturnationen. Welche Hoffnungen hat man nicht auf die Verallgemeinerung der Schulkenntnisse gesetzt, welcher civilisierte Staat erblickte nicht darin eine seiner Hauptaufgaben? In Frankreich ist heute noch hie und da die Ansicht verbreitet, als stehen Schulbildung und Verbrechertum im umgekehrten Verhältnis zueinander, und die Statistik suchte wohl nachzuweisen, daß unter den Verbrechern ein hoher Prozentsatz von „Analphabeten“ oder doch Halbgebildeten sei; nun giebt es schon im Verhältnis sehr wenige Analphabeten, darunter manchen Biedermann, die Zahl der Verbrecher aber nimmt erschreckend zu. Das Benehmen der gebildeten Stände ist keineswegs immer musterhaft, namentlich sind sie im Durchschnitte mindestens nicht weniger selbstsüchtig, als die unwissenden; man bedenke ferner, daß die Versuchung zum Verbrechen für die oberen Klassen geringer ist, daß diese außerdem die Folgen viel genauer voraussehen und

darunter, da ihre eigene Stellung dadurch stark erschüttert werden kann wenigstens in umfassenderer, wenn nicht in empfindlicherer Weise leiden, als arme Teufel und Obdachlose: so wird man wohl finden, daß, nach gerechtem Maßstabe verteilt, mindestens ebensoviel gebildete als ungebildete Verbrecher auf das Hundert kommen. Ist es nicht beispielsweise ein Hohn auf die moderne Erziehung, wenn in einem Lande, wo jedem Schulkinde von Anfang an Moral gelehrt wird, der höchste Turm der Erde den Namen eines der größten Hochstapler aller Zeiten trägt? Auch unser Religionsunterricht in der Schule zeitigt übrigens nachweisbar durchschnittlich sehr mäßige Erfolge. Und wenn De Amicis in seinem schönen Buche „Herz" von der modernen Schule ein neues, besseres Italien erhofft hat, so muß er wohl bald anderer Meinung geworden sein; sonst wäre dieser beredte Lobredner der nationalen Schule und des nationalen Heeres nicht schließlich ins Lager der Socialdemokratie übergegangen. Es ist ein gerade seiner Verbreitung wegen bedenklicher Irrtum, zu glauben, man könne mit unserer heutigen Erziehung aus den Kindern machen, was man wolle. Wo bleibt denn da die gute, moralische, idealbegeisterte und harmonische Menschheit, die aus dem gewiß auf Güte, Moral und Ideale gleichmäßig hinweisenden Unterricht hervorgehen müßte? Ja, das Kind ist eben kein Gefäß, das auf Vorstellungen, mit denen man sein Hirn füllt, nach Wunsch reagiert; auf den gesamten Organismus und die Gesamterziehung von Geburt an ist gleichmäßig Wert zu legen.

Unsere Schulen sind leider, so wohlgemeint sie sein mögen, fast in nichts vorbildlich. Da von den Volksschulen in abgeschwächtem Maße dasselbe gilt, als von Mittel- und Hochschulen, so können wir uns füglich ganz an letztere halten; dafür ist die Zeit zwischen der Schule und dem Militärdienst bei den unteren Klassen von weittragendem, meist schlimmem Einfluß; vor allem werden die Kinder darin oft viel zu früh zu solchen körperlichen Arbeiten herangezogen, die nur für den ausgewachsenen Organismus berechnet sind. — Sehen wir uns nun die Laufbahn eines zum Studium bestimmten Kindes in Deutschland einmal näher an. Erstlich wird viel zu früh begonnen, wenn auch später, als z. B. in Frankreich, wo oft vierjährige Knirpse schon lesen und schreiben lernen, dabei vorschriftsmäßig mit Handschuhen behandelt werden: „je früher er mit der Schule fertig wird, desto bälder wird er zum nützlichen Menschen und bringt das auf ihn angewandte Kapital wieder ein!" — Ja, wenn's wahr wäre! Der Hase, der zu schnell gerannt ist, wird von der Schildkröte überholt; „wir können nicht schnell und lange leben", sagt Richardson; „eilen ist des Teufels, die Ruhe aber ist Gottes", sagt der Araber; und „Zeus haßt den Allgeschäftigen", sagt der Grieche. Das alles gilt für Menschheit und Fortschritt im allgemeinen, wie

für den Einzelnen; denn in der Natur geht alles langsam. Wer mit dreißig oder vierzig Jahren an Erschöpfung, Lähmung oder Schwindsucht stirbt, der ist alt, wenn er in der sogenannten „Blüte der Jugend“ steht, — älter gewiß, als ein Sechzigjähriger, der das Zeug hat, noch drei oder vier Jahrzehnte zu leben; leider rechnen wir das Alter von der Geburt . . . und nicht vom Tode an! Ob man nun seinen Kindern aus Vorsorge möglichst rasch zu gesicherter Stellung verhelfen oder ob man, weitere Kosten für sie scheuend, von ihrer Mitarbeit bald Nutzen ziehen will, fast jedesmal erlebt man bittere Enttäuschungen. Es ist ja einem Kinde niemals möglich, seine Schuld gegen die Eltern abzutragen: wenn es aber kräftig ist und alt genug wird, so kann es ihnen ihr Alter erleichtern und daneben den eigenen Kindern das heimzahlen, was übrig bleibt; wer dagegen raschen Erfolg sehen will, sieht, wann es Zeit ist, nur Schwäche, Nervosität und oft genug Undank. — Was die Musterschüler, die Klassenersten betrifft, so tritt meist frühreifer, unrichtig angewandter Ehrgeiz bei ihnen zu Tage, oder ein ebenso frühreifes und übertriebenes Pflichtgefühl, oder auch beschränkte Examensangst; in seltenen Fällen mag es allerdings vorkommen, daß ein Knabe — leider auch zu früh — den anderen geistig so überlegen ist, daß er ohne besondere Anstrengung den ersten Platz behauptet; sonst aber handelt es sich um einen leidigen Kampf mit und um Kleinigkeiten. Es ist gewiß auffallend, gewiß nicht zufällig, daß fast kein hervorragender Mann einst unter seinen Mitschülern als Vorbild sich auszeichnete; mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt, während ich hingegen von einem mehrjährigen Klassenersten weiß, der mit 25 Jahren geisteskrank wurde, und von einem anderen, der wegen anhaltenden Kopfwehs vor der bestimmten Zeit die Schule verlassen mußte. Hingegen war der große Newton „einer der ersten in der letzten Bank.“ Wie die Dinge heute stehen, kann man den Kindern leider keinen besseren Rat geben, als: „Thut ja nicht mehr, als ihr durchaus thun müßt, um fortzukommen!“ So scheint uns die deutsche Schule vor der französischen und italienischen das voraus zu haben, daß sie die in diesen üblichen pomphaften Preisverteilungen und Lobesbezeugungen nicht kennt. — Man lasse den Kindern Zeit, viel Zeit; nicht der Wunderknabenmacher, sondern vielmehr derjenige Erzieher sollte sich die größte Anerkennung erwerben, der unter den obwaltenden Verhältnissen das Kunststück fertig brächte, seine Zöglinge bis zum zehnten Jahre genügend zu beschäftigen, ohne sie etwas lernen zu lassen; mindestens sollten die Kinder nicht vor vollendetem achten Jahre zu irgendwelcher geistigen Arbeit herangezogen werden. Und dann muß das richtige Maß eingehalten werden, sonst wird die Schule zur Strafanstalt und das Lernen zum Tretmühlenwerk: wenn der Gymnasiast seine Anstalt als „Penal“ bezeichnet, so mag man darin

einen unpassenden Witz sehen, die Sache hat aber auch einen ernsteren Hintergrund, der nicht übersehen werden sollte. Dinge, für die er nicht reif ist, sollte einer unter keinen Umständen lernen müssen; wer für den höheren Unterricht sich nicht fähig zeigt, dem ruft man ja allerdings zu: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Dafür zwingt man aber jedes Kind, das eben noch genug Gedächtnis und Ausdauer besitzt, eine unübersichtliche Menge von Fächern zu betreiben, für die es seinem Alter nach schlechterdings kein Verständnis haben kann.

Da sind zunächst die alten Sprachen. Man mag sagen, was man will: die Rolle, die diese im Unterrichte spielen, ist darauf zurückzuführen, daß sie eben zur Zeit, als unsere Mittelschulen entstanden, das Interesse beherrschten. Das Lateinische war im Mittelalter Verkehrs- und Studiensprache der gebildeten Klassen, Schriftsprache für die Gelehrten und namentlich Kirchensprache; das Griechische verlor nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken zunächst viel von seiner Wichtigkeit, erwarb sich aber mit der Renaissance als Sprache der klassischen Dichtkunst und Gelehrsamkeit von neuem eine vorbildliche Bedeutung. Das sind vergangene Zeiten: kein Gelehrter schreibt mehr lateinisch, und wer eine nichtphilologische Abhandlung für das Doktorexamen in einer klassischen Sprache abfassen wollte, dem würden die Professoren selbst davon abraten; die Dichtkunst, die Geschichte haben in ihrer modernen nationalen Entwickelung ihre griechischen Vorbilder vielleicht nicht erreicht, aber immerhin gehen sie längst ihren eigenen Weg und sind damit gewiß in ihrem Rechte, denn eine Nation, deren Sprache kein Bildungsmittel ist, steckt eben noch in den Kinderschuhen. Es hat demnach keinen Zweck mehr, Latein oder Griechisch so zu lernen, als ob man sie zu sprechen oder zu schreiben hätte; ein eingehenderes Studium dieser Fächer kann für das Kind nur dann von Wert sein, wenn es dadurch die Muttersprache besser handhaben lernt: das kommt vielleicht hie und da bei einem Genie vor, welches ohnehin über ein außerordentlich feines Sprachgefühl verfügt. Als Regel aber sollte gelten: Deutsche hat das Gymnasium heranzuziehen, — das ist das einzige Merkmal, unter welchem alle seine Bestrebungen sich zusammenfassen lassen. Worauf müßte darnach wohl das Hauptgewicht gelegt werden . .? Fällt nicht, gegenüber den Anforderungen, welche die Schule heute an uns Deutsche stellt, manchem der Spruch ein:

> Man kommt auf krummen Seitenwegen
> Dem Ziele bälderer entgegen!

Was mich betrifft, so gewann ich den alten Sprachen, denen ich etwa bis zum fünfzehnten Jahre sehr kühl gegenüberstand, weiterhin insofern Geschmack ab, als ich mich für die Werke mancher Schriftsteller interessierte und

also gern ihre Weltanschauung erkennen, ihre Worte möglichst getreu auf Deutsch wiedergeben wollte; doch überwogen die tote Formenlehre, die auf dem Studium der Grammatik beruhende Übertragung aus dem Deutschen in jene Sprachen und auch beim Lesen der Schriftsteller der stete Hinweis auf Formen oder Versmaß so sehr, daß ich mich nach der Reifeprüfung herzlich satt nicht im mindesten mehr mit alledem beschäftigte, zumal ich das ja auch nicht mehr nötig hatte. Erst als ich vor ein paar Jahren dazu kam, einen Knaben auf das Gymnasium vorzubereiten, nahm ich das Latein wieder vor und merkte zu meiner Überraschung, daß die Grammatik, welche dem armen Kinde zur Qual gereichte, mir nunmehr Interesse einflößte: es war mir, zumal bei Abwesenheit von Zwang und Überstürzung, ein Vergnügen, in den Geist der Sprache tiefer einzudringen und namentlich, die mir bekannten romanischen Mundarten mit jener zu vergleichen. Das aber kann ein Kind, ja ein Primaner noch nicht, selbst wenn sie Zeit dazu fänden; oder es wäre doch dazu ein geradezu abnorm entwickeltes Sprachgefühl nötig. Ich war an Begabung immerhin noch ein leidlicher Durchschnittsschüler; so viele einstige Gymnasiasten ich aber auch kennen lernte, so befanden sich doch darunter nur recht wenige Liebhaber der alten Sprachen . . . und das waren fast lauter Philologen! — Für das Kind kann eben die Grammatik nur eine Sammlung von Worten sein, die es sich mechanisch aneignet; will man von seinem frischen, biegsameren Gedächtnisse Gebrauch machen, so lasse man es Französisch oder Englisch lernen, doch so, daß gleich eine praktische Nutzanwendung ihm den Wert des Gelernten vor Augen führt; sonst könnten ihm auch die lebenden nicht mehr, als tote Sprachen sein. Sollten darnach Latein und Griechisch ganz aus dem Lehrplane verschwinden? Gewiß nicht; nur gebe man sie nicht Kindern in die Hand; ob man damit nun in den obersten Klassen des Gymnasiums beginnt oder erst auf der Universität, soviel ist sicher, daß es keiner sehr langen Vorbildung bedarf, um selbst den Vergil oder Homer zu verstehen oder um in die theologische und juristische Litteratur einzudringen; noch umfassendere Kenntnisse aber hat höchstens der Fachmann nötig.

„Ja, was soll man aber an Stelle der alten Sprachen setzen?“ — Es war einmal ein Sklavenaufseher, der zwang seine Untergebenen, fünfzehn Stunden täglich zu arbeiten. Da erschien eines Tages der Grundbesitzer; als ihm der Sachverhalt klar wurde, machte er seinem Beamten Vorwürfe und befahl ihm, die Leute je nach Alter und Geschlecht nur neun bis elf Stunden zu beschäftigen; nun antwortete jener Biedermann: „ja, was sollen sie dann aber in den übrigen vier bis sechs Stunden thun?“ Man wende nicht ein, dieser Vergleich sei zu stark: nicht zu harte und einseitig anstrengende körperliche Arbeit kann von einem rüstigen, an sie gewöhnten

Manne leicht alle Werktage etwa elf Stunden lang betrieben werden, — vielleicht sogar länger, wenn, wie beim Bauern, ein Teil des Jahres viel weniger Arbeit bringt; für einen geistigen Beruf sind acht Stunden am Werktage schon ein anständiger Durchschnitt. Haben nun aber Werkleute unter ungewöhnlichen Umständen, z. B. in sehr heißem und feuchtem Schachte oder Tunnel, sich stark anzustrengen, so wird die Arbeitszeit für den Einzelnen bekanntlich sehr kurz bemessen, dafür kann und muß jedoch auch länger geruht werden; ähnlich verhält es sich mit ungewohnter oder besonders angestrengter geistiger Arbeit, wobei manchmal ein paar Stunden täglich, mit öfters eingeschalteten absoluten Ruhetagen, einer guten Leistung entsprechen, indessen allerdings noch leichtere Arbeit nebenherlaufen kann. Unsere Kinder aber, deren Wachstum bereits einer großen Arbeitsleistung entspricht, sollen auf dem Gymnasium, über zehn Jahre lang, alle Werktage, (denn Mittwochs und Samstags giebt es längere Hausarbeiten) ihre acht Stunden sich geistig anstrengen; Sonntags geht es, von der Kirche abgesehen, auch nicht leicht ohne zwei bis vier Stunden ab. Dem einen wird's leichter, als dem anderen, viel zu viel ist's aber auf jeden Fall. Kommt nun die Vorbereitung aufs Examen hinzu, so ergiebt sich für Oberprima leicht ein Durchschnitt von über zehn Stunden Werktags und bis zu fünf Stunden Sonntags. Von den zehn Wochen Ferien im Jahre hat sicher der Lehrer mehr Vorteil, als der Schüler.

War das von jeher so? Nein, trotzdem früher die Rasse wohl kräftiger und daher auch hierin widerstandsfähiger war! Bis ins vorige Jahrhundert hinein beherrschten die alten Sprachen fast ausschließlich den Lehrplan unserer Mittelschulen. Es ergaben sich aber nun mit dem Fortschritte der modernen Wissenschaft immer bedenklichere Lücken in den Kenntnissen der angehenden Studenten, und daher wurden immer neue Ansprüche an den Schüler gestellt, ohne daß diejenigen betreffs der alten Sprachen herabgemindert worden wären. Namentlich fand die Mathematik sehr weitgehende Berücksichtigung: wenn sie nur in das kindliche Hirn besser hineinpaßte, wenn sie nur, wie wohl behauptet wird, unser Urteil schärfte und bildete; so setzt aber diese vielleicht höchste, ja gewissermaßen einzige, ebendarum freilich trockene, formlose Wissenschaft zu näherem Verständnis nicht nur besondere Neigung, sondern auch eine reife Auffassung voraus. Das endlose Durchrechnen oft sehr verwickelter und praktisch kaum je verwertbarer Probleme verwirrt mindestens ebenso leicht, als es das Urteil klären kann; wer über die sehr wenigen, für jeden Gebildeten wirklich nötigen mathematischen Kenntnisse berufs- oder neigungshalber hinauskommen will, der kann ja später leicht die ganze höhere Mathematik mit oder ohne Hilfe eines Lehrbuchs aus einer beschränkten Anzahl von Formeln selbst ab-

leiten. Was aber haben wir von diesen frühzeitig uns aufgedrungenen Kenntnissen? Was wir davon brauchen und daher behalten, ist doch nur ein Bruchteil. Wenn mich die Lösung irgend einer mit einer fachwissenschaftlichen Frage zusammenhängenden mathematischen Aufgabe interessiert, so finde ich schon Mittel und Wege dazu; im übrigen blieb mir von alledem besonders ein seit dem Examen allerdings immermehr verblassender Widerwille gegen Bardey, den Mann der Algebra, dem ich mit die ödesten Stunden meines Lebens verdankte. Hingegen fand ich nicht selten Gelegenheit, darüber zu staunen, daß akademisch gebildete Personen in einfachen Bruchrechnungen oder elementaren geometrischen Aufgaben stecken blieben, oder daß sie ein Quadratkilometer gleich tausend Quadratmeter setzten und dergleichen: die nötigen, wesentlichen Kenntnisse lagen für sie eben schon so weit zurück, daß sie sie vergessen hatten!

Von den übrigen Gymnasialfächern ist wenig zu sagen; es sind Aschenbrödel, die nur durch ihre Anzahl zur Geltung kommen. Wer hier Deutsch lernen will, kann es, tüchtige Lehrer vorausgesetzt; er muß es aber keineswegs, mag sich vielmehr als letzter im Aufsatze noch ganz gut stellen. Wer das Deutsch unserer Zeitungen, ja vieler angesehener Schriftsteller und Gelehrten betrachtet, der wird nicht nur Stilfehler, geschmacklose Wendungen und überflüssige Fremdwörter entdecken, sondern auch nur zu oft Gelegenheit haben, jenem Franzosen (O. Reclus) beizupflichten, der sein Urteil über unsere so schöne und fast allen Bedürfnissen leicht anzupassende Sprache in folgende Worte faßt: „reich, männlich, hart (und doch mild), ist das Deutsche wunderbar geeignet für die Poesie, taugt aber nichts für die Prosa; es ist schwerfällig verworren, pedantisch, durchsetzt mit lostrennbaren Partikeln, die oft sehr weit vom Zeitworte abstehen, dessen Sinn sie verändern; endlich überladen mit zusammengesetzten Wörtern, die nicht immer einem sehr deutlichen Begriffe entsprechen.“ Eine klare, gut umgrenzte Anschauung von dem Werte, von Ursprung und Bildungsgeschichte unserer Muttersprache, von der Bedeutung und dem Reichtum unserer Litteratur erhalten wir auf dem Gymnasium nicht — und wann sollen wir sonst Zeit dazu finden? Und da wundert man sich, daß man bei uns alles Fremdsprachige mindestens als ebenbürtig betrachtet, daß der Deutsche leichter, als die Angehörigen jeder anderen großen Nation, ja vieler Natiönchen, seine Sprache verlernt: er hat ja nicht gelernt, was er an ihr hat; dieses Bildungsmittel, das ihm seine gesamten Kenntnisse übermittelt, ist ihm nur sehr oberflächlich bekannt! Nur in Deutschland kann es einem begegnen, daß einer aus der Weltstellung seines Vaterlandes sich nichts macht; daß ein anderer erklärt, er wäre gerade so gern, wenn nicht lieber, Franzose oder Russe (wobei er freilich nicht bedenkt, daß er dann nach ganz anderer Pfeife tanzen müßte); daß ein

dritter endlich nur für sein bischen Lippe oder Reuß Sinn hat. Kein großes Volk ist im allgemeinen, wo es sich um thätige Vaterlandsliebe handelt, so schäbig, wie das deutsche. Derlei ist fast das schlimmste, was sich einer Nation als solcher überhaupt nachsagen läßt. Daß aber unsereins auch an dem Schicksale der Deutschen in Oesterreich-Ungarn und Rußland oder der Niederdeutschen in Südafrika Anteil nimmt, daß er sich freut, wenn die Vlaemen in Belgien immermehr hochkommen oder wenn in den Vereinigten Staaten nunmehr jeder Gebildete Deutsch gelernt haben muß, das geht sogar vielen „Patrioten" im Reiche über den Verstand; sollte das etwa uns Ausländern leichter begreiflich sein?

Neuere fremde Sprachen lernt bekanntlich so ziemlich keiner auf dem Gymnasium ordentlich sprechen oder schreiben, und dies wäre auch wohl nur bei Lehrern möglich, die geradezu die betreffende Sprache im Unterrichte benützten; ob die Fähigkeit, ein Buch, eine Zeitung, einen Brief leidlich zu verstehen, den auf das Französische verwendeten Zeitaufwand rechtfertigt, mag dahingestellt bleiben.

Was weiter die Geschichte betrifft, so lernt der Schüler hier eine mehr oder weniger zusammenhangslose Aufeinanderfolge von Ereignissen, die er sich mit Hilfe der nebenstehenden Jahreszahlen, vielleicht auf mnemotechnischem Wege, festzuhalten bemüht; eine tiefere Einsicht muß ja dem Kinde noch verschlossen bleiben, wie es denn gerade die besonders wichtigen kulturgeschichtlichen Entwickelungsstufen und staatlichen Einrichtungen der verschiedenen Völker weniger gern und leicht auffaßt, als die Schicksale der einzelnen Helden und Schlachten, wovon ihm wohl ein paar Einzelheiten dauernd im Gedächtnis haften. Bleibt das aber die ganze Nutzanwendung, die der Durchschnittsgebildete aus dieser vielleicht lehrreichsten aller Wissenschaften zieht, so ist auch der relativ bescheidene Platz, den sie im Lehrplane einnimmt, schlecht ausgefüllt. Zu bedauern ist jedenfalls, daß nicht wenigstens in den höheren Klassen ein wenn auch kurzgefaßter Überblick über die wichtigsten Thatsachen der Geschichte gegeben wird; ferner könnte es dem Deutschtume nur förderlich sein, wenn, wie z. B. in Frankreich, namentlich in den Volksschulen und unteren Klassen, das Hauptgewicht durchaus auf die Geschichte der eigenen Nation gelegt würde; so hingegen lernt man Weltgeschichte von A bis Z, natürlich den Anfang eingehender, den Schluß aus Zeitmangel viel weniger oder selbst gar nicht: daraus folgt in den meisten Fällen eine ganz ungenügende Vorstellung von der relativen Bedeutung der Jetztzeit und der für sie maßgebenden Fragen, sowie von der Rolle, die unser Volk spielt und gespielt hat. Für die Jetztzeit, für uns aber sollen wir Geschichte lernen, denn die Vergangenheit liegt unwiederbringlich hinter uns, — es bleibt uns nur die Nutzanwendung, die wir aus ihr ziehen können. — Was endlich Geographie und Naturgeschichte

anbelangt, so spielen sie wenigstens in den oberen Gymnasialklassen keine Rolle; etwas mehr Wert wird, in Anlehnung an die Mathematik, auf die heute im praktischen Leben so sehr hervortretende Physik und Chemie gelegt. Alle diese Fächer würden für Kinder sehr gute Bildungsmittel abgeben, da sie unter den Wissenszweigen allein konkret sind, daher ihnen auch kaum ein rechtes Kind kein Interesse entgegenbringt; immerhin bedarf es auch hierin keiner wesentlichen Erhöhung der Anforderungen: anfangs Anschauungsunterricht, später eine kurze Uebersicht der erstrebten und erzielten Ergebnisse können dem Laien genügen; technische Einzelheiten sind nur dem Fachmanne von Nöten, und ihre Kenntnis läßt sich ganz gut später, am besten auf praktischem Wege erwerben. Bezüglich der Geographie möchten wir allerdings unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß sie wohl in allen großen außerdeutschen Ländern fast ebenso aufmerksam betrieben wird, als die Geschichte, während sie in unseren Obergymnasien (wenigstens den süddeutschen) nicht gelehrt wird. Allerdings werden auch von unseren Primanern einigermaßen umfassende Kenntnisse in diesem Fache vorausgesetzt, sie brauchen jedoch nicht vorhanden zu sein und sind, wie mir bekannt, keineswegs immer vorhanden. Wer aber die Weltstellung und die Lebensbedingungen seines Vaterlandes nicht kennt, dem wird es schwer, ein guter, aufgeklärter Bürger zu sein, der schätzt auch leicht sein Deutschtum nicht richtig.

Ob der Religionsunterricht in der Schule oder außerhalb stattfindet, bleibt sich ja ziemlich gleich. Bedenklich scheint es uns aber, daß schon kleine Kinder regelmäßig zum Kirchenbesuche herangezogen werden. Es geschieht dies wohl in der Voraussetzung, daß dadurch der Kirchgang zur Gewohnheit werde, es wird aber wohl, namentlich bei Städtern, gerade das Gegenteil weit häufiger erreicht. Da Predigten gar nicht für Kinder berechnet sein können oder sollen, und diese auch sonst viel Unverständliches hören und sehen, so müssen sie sich, da ein stilles, gesetztes Verhalten von ihnen verlangt wird, in jeder Woche eine Stunde oder mehr langweilen; dadurch wird ihnen die Freude am Sonntag verkümmert. Der glänzende katholische Gottesdienst ist dem Kinde natürlich viel unterhaltender. Bis zur Konfirmation genügt es vollkommen, wenn die Kinder entsprechend unterrichtet werden: daß die von ihrem irdischen Schauplatze verschwundenen Menschen je nachdem in den Himmel oder in die Hölle kommen, daß wir im Himmel einen gütigen Vater haben, der der heilsbedürftigen Menschheit einst seinen Sohn als Retter gesandt hat, — das ist neben biblischen Geschichten und Elementarkenntnissen in der Sittenlehre so ziemlich alles, was das Kind von Religion verstehen kann und soll. Zeigt es ein höheres Verständnis, so ist es frühreif und man kann ihm leider nichts besseres wünschen, als daß es bald diese Welt verlassen möge; man pflegt solche Kinder

als halbe Engel, als zu gut für dieses Leben zu bezeichnen: sicher sind sie zu schwach und zu zartfühlend, um darin weitzukommen.

Was ist nun das Endergebnis unserer Gymnasialbildung? Der Schüler hat eine Prüfung zu bestehen; gelingt sie ihm, so macht sich naturgemäß eine Abspannung geltend, denn der fortgesetzte Gebrauch des Gedächtnisses ist nun auf einmal gegenstandslos geworden. Dazu kommt nun die „akademische Freiheit." — Wir wollen nicht geradezu das französische System preisen, nach welchem den Lehrer das, was die Zöglinge außerhalb der Schulmauern thun und lassen, durchaus nichts angeht, denn das hat sicher auch seine Kehrseite, auch sind eben die Sitten dort anders, als bei uns. Soviel ist aber sicher, daß die übliche Bevormundung mit ihren Kaffee-, Bier- und Rauchverboten thatsächlich nur geheime Uebertretungen in Menge, oft genug wahre Trinkgelage zur Folge hat; die daraus folgenden Reibereien, das beiderseitige Spioniersystem tragen dazu bei, das von Natur so schöne Verhältnis des Schülers zum Lehrer immer ähnlicher dem des Gefangenen zu seinem Wärter zu gestalten. Daß manche Lehrer obendrein nervös und daß sie schlechte Pädagogen sind, ist jetzt weder verwunderlich, noch kann darin Wandel geschaffen werden; wo der Schüler aber gerecht und billig behandelt wird, so müßte er denn doch schon bedenklich verkommen und — krank sein, wenn er es darauf abgesehen hätte, seine Lehrer zu ärgern: leider giebt es aber Professoren genug, die jede Nachlässigkeit in diesem Sinne auslegen, wodurch die beiderseitige Verstimmung erhöht wird. Kommt dann noch hinzu, daß ein fast zwanzigjähriger junger Mann sich von einem seiner Lehrer oft als „unfähiger Narr" oder als „Bube" bezeichnen hört — auch das kommt vor —, so wäre es doch zu verwundern, wenn nicht viele, vielleicht die meisten Gymnasiasten, wenn sie dem Zwange endlich entronnen sind, von Herzen in das Maultierlied einstimmten:

„So leb denn wohl, Gymnasium!
Ich scheide ohne Trauern;
Ich trieb mich lang genug herum
In deinen dumpfen Mauern.
Du sollst mir stets in Ehren sein,
Doch kriegt kein Pferd mich mehr hinein."

Und nun geht's auf die Hochschule. Man wird von den Professoren als Kommilitonen begrüßt, überall mit Rücksicht als erwachsener Mann behandelt: von Sorgen und Zwang ist, wenigstens auf ein paar Jahre hinaus, höchstens dann die Rede, wenn es an Geld gebricht. Man muß zwar in jedem Semester mindestens eine Vorlesung belegen und bezahlen, hinzugehen ist man aber nicht verpflichtet; und da sich jene beiden Erfordernisse durch einen Mitstudierenden, die Quittierung des Docenten, der ja seine Zuhörer

meist nicht kennt, durch den „Famulus' besorgen lassen, so braucht ein Student nicht einmal notwendigerweise die Universitätsstadt zu bewohnen; um wegen „anhaltenden Unfleisses" ausgeschlossen zu werden, muß einer schon sehr arg verbummelt sein, denn es geschieht dies doch nur, wenn er nicht einmal mehr den obengenannten Pflichten genügt. Wir wollen diese Freiheit mindestens der heutigen Jugend nicht verkümmern; eine gerechtere Verteilung zwischen Mittel- und Hochschule könnte aber in Zukunft nichts schaden; von letzterer dürfte wohl schon ein größeres Gewicht auf den Besuch der praktischen Uebungsstunden (Seminarien) gelegt werden, bei denen auch die Studenten regelmäßig zu erscheinen und mitzuarbeiten hätten. Bei den Vorlesungen kommt nicht nur die stete Versuchung zum Fernbleiben, sondern leider auch oft ihre praktische Bedeutungslosigkeit in Betracht. Es kann eben einer ein vorzüglicher Fachgelehrter sein und doch die Gabe, seine Kenntnisse oder Lehren durch klaren, zündenden Vortrag auf seine Zuhörer zu übertragen, durchaus nicht besitzen; vielleicht geht ihm sogar das Organ dazu so sehr ab, daß fast niemand seine Worte versteht; einem anderen wieder fehlt zu sehr der Sinn für die praktischen Aufgaben seiner Wissenschaft. Solche Professoren sind aber heute leider keine seltenen Ausnahmen. Nun sind aber die Lehrer der Schüler wegen da, und nicht umgekehrt.

Was ergiebt sich nun? Fassen wir nur strebsame junge Leute ins Auge, so werden auch solche in den ersten zwei bis vier Semestern zumeist recht wenig leisten oder doch auf den Besuch einiger Vorlesungen sich beschränken, denn es wäre geradezu unnatürlich, wenn sie nicht die plötzliche Befreiung von langjährigem Zwange wenigstens vorläufig in ausgiebiger Weise benutzen wollten: wenn ein Pferd nach langer eiserner Zucht zum erstenmal einen freien Tag hat, dann schlägt es aus und rennt herum, wenn es nicht eben krank ist. Der junge Mann tritt also etwa in eine Verbindung, die ihm ein geordnetes Verhalten zur Pflicht macht, — immerhin wird aber die erste Hälfte der Studienzeit durch gesellige Zusammenkünfte Ausflüge, den Besuch der den Studenten durch sehr mäßige Preise zugänglich gemachten Konzerte und Schaustellungen, endlich wohl durch Verlängerung der bereits so reichlich zubemessenen Ferien ausgefüllt. Das gesellige Leben gipfelt in den abendlichen Kneipen, das läßt sich heute gar nicht anders denken; bedauerlich ist, daß dadurch der Student, infolge seiner zeitlichen Ungebundenheit, sich nur zu leicht an sehr spätes Zubettegehen und Aufstehen, also an ein förmliches Nachtleben gewöhnt: da wir dieser nicht ohne weiteres klaren Frage bereits an anderem Orte näher getreten sind, so betonen wir hier nur kurz, daß dies schon an sich, auch ohne zu häufigen oder unmäßigen Alkoholgenuß und was sonst alles damit zusammenhängt, schädlich sein dürfte, weil der Mensch von Natur, so gut wie irgend ein Tagestier, auf Schlaf bei

Nacht und Bethätigung bei Tage angewiesen ist. — Nun aber rückt der Zeitpunkt des Examens heran; jetzt gilt es zu arbeiten, und zwar lange und anhaltend, denn vieles wurde versäumt, auch besitzt man keinen Ueberblick über seine Studienfächer; so wird die zweite Hälfte der Studienzeit und damit des einzigen ziemlich zwanglosen Lebensabschnittes mit „Ochsen" verbracht.

Förderlich könnte dieses ganze Erziehungssystem nur dann sein, wenn es erstens auf den Körper gar nicht ankäme oder doch Zeit genug für seine Entwickelung übrig bliebe, und wenn zweitens unsere geistigen Fähigkeiten dadurch normal ausgebildet würden. Auf dem Gymnasium wird allerdings auch geturnt, und zwar wöchentlich während zweier nicht einmal ganzen Stunden, die in Prima zum Teil durch das als Kräftigungsmittel ziemlich bedeutungslose Fechten ausgefüllt werden; und das nicht etwa an freien Tagen, sondern mitten in der geistigen Uebermüdung des Schulunterrichts; zu Freiturnen und sonstiger körperlicher Bethätigung ist die Zeit ganz ungenügend bemessen; und da niemand dazu auffordert, so wird höchstens hie und da etwas gebadet, gerudert oder Schlittschuh gelaufen — zumeist auch im Zustande geistiger Ermüdung. Nun wendet das Nervensystem von Natur gerade bei dem geistig noch nicht reifen Kinde sogar noch mehr Raum und Kraft auf Ausbildung und Leitung der körperlichen Thätigkeiten, als auf die der geistigen und seelischen zusammengenommen; das Gemüt, das überdies in den Lehrfächern unserer Mittelschulen fast keine Nahrung findet, wird durch den körperlichen Zustand nicht minder stark beeinflußt, als durch den geistigen. Wenn wir dann noch berücksichtigen, daß das Wachstum einer körperlichen Leistung entspricht, so können wir aus alledem nur eine Lehre ziehen: daß unsere Erziehung das Gleichgewicht im Organismus der Schulkinder immerhin stört, daß blasse, magere, sogar frühzeitig an chronischen Uebeln leidende Schüler immer häufiger werden, daß die Kurzsichtigkeit und allerlei „Schulkrankheiten", den Berufskrankheiten wesensähnlich, in steter Zunahme begriffen sind, — das alles ist nichts weiter, als die notwendige Folge der herrschenden Mißachtung von Naturgesetzen; will man diese beachten und also mit der Ursache auch das Uebel beseitigen, so hat man während der Schuljahre den Körper wie den Geist gleichmäßig, unter Vermeidung jeder Ueberanstrengung, zu bethätigen, so zwar, daß anfangs die körperlichen Leistungen ein geringes Uebergewicht haben, mit Verlangsamung des Wachstums hingegen die geistigen.

Gelangen aber wenigstens unsere geistigen Fähigkeiten bei der üblichen Erziehung zu gesunder, zweckmäßiger Ent-

faltung? Das kann schon deshalb nicht sein, weil wir eben Individuen, das heißt unteilbare Wesen sind, eine ungleichmäßige Entwickelung also auch das Ganze ungünstig beeinflussen muß. Außerdem läuft aber unsere ganze Lernthätigkeit auf Examensarbeit hinaus: gegenüber der beim Kinde so vorzüglichen Beobachtungsgabe, gegenüber der beim fünfzehnjährigen Mittelschüler oder vollends beim Studenten schon sehr leistungsfähigen logischen Kraft wird auf allen unseren Schulen ganz überwiegend nur das Gedächtnis in Anspruch genommen, und zwar zur Aufnahme abstrakter, wenigstens unsichtbarer Begriffe. Das bewirkt aber innerhalb des geistigen Organs wieder genau dieselbe Störung des Gleichgewichts, wie sie schon im ganzen Organismus hervortritt: auf der einen Seite entweder rasche Abnahme des Gedächtnisses, mindestens in Bezug auf weniger geläufige Dinge, also Zerstreutheit, zuweilen Stumpfsinn; oder aber eine übermäßige, einseitige Übung des Gedächtnisses, wobei der maßgebende Inhalt gegen die genaue Form zurücktritt, wofür uns viele Beamten leider nicht weniger lehrreiche Beispiele abgeben, als berühmte Rechner und Schachspieler, die weder für etwas anderes Sinn haben, noch eine irgend nützliche Leistung, selbst in ihrem Fache, hervorbringen; — auf der anderen Seite Hintansetzung oder geradezu Verkümmerung der übrigen Seiten des Geistes, die doch von Natur mindestens ebenso wichtig für uns sind, als das Gedächtnis. Damit nicht genug, wird dieses beim Kinde noch obendrein gezwungen, unverständliche und daher unliebsame Begriffe in Menge aufzunehmen; man sucht hier wohl, seine Eitelkeit anzuspornen und es im übrigen mit dem Gemeinplatze zu trösten: „später wirst du schon einsehen, wie gut es für dich war, Latein oder Algebra zu lernen." Zugegeben, daß das Kind sich leere Begriffe leichter einprägt, als der Erwachsene, so ist doch, wer so spricht, schon deshalb im Unrecht, weil die meisten später obige Einsicht nicht gewinnen, sondern das, was sie nicht unmittelbar brauchen, einfach „verschwitzen;" gewiß giebt es manchen tüchtigen Kultusminister, der ohne langwierige Vorbereitung die Reifeprüfung nicht wieder bestehen könnte. Zugegeben auch, daß es uns hie und da einmal vorkommt, uns einer früh erworbenen Kenntnis zu freuen, so verschwindet dies doch gegenüber den verderblichen Wirkungen der Vergewaltigung des kindlichen Gedächtnisses: Unfähigkeit zur Unterscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen, unpraktischer Sinn, Stolz auf unverwertetes — wenn nicht zweifelhaftes Wissen; oder aber Kopfhängerei, Appetitlosigkeit und Katzenjammer auf geistigem Gebiete; nahezu immer Denkfaulheit, Neigung zu möglichst mechanischer Thätigkeit und Verkümmerung der beim Kinde noch kaum erwachten Persönlichkeit durch den langjährigen einseitigen Druck der Schablone; daher auch Schulweisheit, Verbissenheit in Hy-

pothesen, einseitige und buchstäbliche Auffassung der Berufspflichten. Was uns nicht gelehrt wurde, halten wir nur zu leicht für unwesentlich oder doch für unsere Lebensstellung unnütz, — und umgekehrt . . . Wenn alles darauf ankäme, nur eben gelerntes nicht zu vergessen, dann wäre der Papagei wohl bildungsfähiger als der Mensch. Gelehrsamkeit und Weisheit ist zweierlei: es kann einer als lebendes Konversationslexikon herumlaufen und, bei allem fast notwendig damit verbundenen Eigendünkel, noch obendrein beschränkt sein, denn es kann ihm der Maßstab für sein Wissen fehlen, er kann es vielleicht weder übersehen noch richtig anwenden, — und außerdem hätte er allemal wieder eine neue Auflage nötig! So auch ein Buch voll geistreicher Gedanken: ohne leitendes, der Triebkraft eines Organismus entsprechendes Gesetz, ohne logischen Aufbau ist es eine Gedankenwüste, demnach so, wie es ist, völlig unbrauchbar.

Wer von obigen Fehlern wenigstens bis zu einem gewissen Grade frei bleibt, der mag Gott danken, besonders für die Zeit, die er durch irgendwelche Umstände gewonnen hat, um sich auszuruhen von all' der Geistesquälerei. Es wird doch Niemandem einfallen, einem Fische das Gehen, einem Blindgeborenen die Farbenunterschiede oder einem alten Negerweibe die Kantsche Philosophie beibringen zu wollen; unseren Kindern aber wollen wir die ihrem Geiste unverdaulichsten Dinge eintrichtern, weil es eben meist doch geht, wenn auch mit Ach und Krach, — wie ja auch Gänse sich stopfen und nudeln lassen. Verstopfung durch Schulweisheit ist aber so schlimm, als irgend sonst eine.

Wenn trotz alledem heute der Deutsche bezüglich der Leistungen auf geistigem Gebiete höchstens im Engländer einen ebenbürtigen Rivalen besitzt, so spricht auch dies nicht für unsere Erziehung: starke einseitige Anregung bleibt immer Anregung, und sei sie auch noch so unbefriedigend, sie fordert doch zu einer Leistung auf; dazu ist das Endergebnis zahlreicher kleinlicher Untersuchungen in der Wissenschaft von höherem Wert, als genialer, vielseitiger Dilettantismus, und der großen Bahnbrecher oder Zusammenfasser gab es von jeher und überall nur wenige. Vor allem aber kommt in Betracht, daß die Geduld des Menschen größer und dehnbarer noch ist, als diejenige des Esels, und daß die gesamte Leistungsfähigkeit des deutschen Kindes durchschnittlich noch ziemlich hoch steht. Hier kommt es vor allem darauf an, ob das Nervensystem des Kindes beim Eintritt in die Schule noch ziemlich harmonisch entwickelt ist, oder ob es bereits eine Stelle geringster Widerstandskraft besitzt; eine solche äußert sich heutzutage bei fast allen Kindern schon früh, oft genug giebt es deren sogar bald schon mehrere: so muß die bei der jetzigen Generation so ziemlich immer hervortretende Neigung zu

sinnlichen Fehlern als körperliches Reaktionsergebnis der einseitigen geistigen Erregung hervortreten und die Kinder zur Onanie oder zu verfrühter und gesteigerter Thätigkeit der Geschlechtsorgane führen.

Es erschien uns immer wie ein Hohn, daß man uns in den Schulen als Vorbilder der geistigen Bethätigung und überhaupt des Geschmacks die alten Griechen vor Augen stellt: ein Volk, das das Hauptgewicht in der Erziehung gerade auf harmonische und freie Entwickelung des Körpers legte und damit freier geistiger Schaffenskraft eine gesunde Grundlage zu geben erstrebte. Ehe man von uns verlangt, daß wir würdige Schüler der Hellenen seien, gebe man uns doch gefälligst die besagte Grundlage. Und man wende nicht ein, daß auch die Sonne des Südens und dergl. in Betracht komme; oder giebt es etwa heute in Griechenland und sonst hier im „wonnigen Süden" Stämme, wie sie uns dort als Vorbilder gepriesen werden? — Heute sind die wissenschaftlichen Leistungen des nebelgeborenen Engländers umso bemerkenswerter, als die einseitig geistige Überanstrengung von seinen Schulen viel weniger auf die Spitze getrieben wird, als von unseren; das meiste, was wir auf dem Gymnasium lernen, das lernt er erst auf der allerdings unfreieren Universität, — namentlich die altklassische Litteratur, in der er doch ebenso weit kommt, als wir; und dabei giebt es in England viel mehr leiblich frische und leistungsfähige, daher auch mehr zufriedene, daher wohl auch mehr vielseitige und mehr gläubige Gelehrten. Das französische System hat neben anderen Nachteilen namentlich den, daß kaum ein Student es vermeiden kann, wenigstens einige Zeit in Paris zuzubringen, wo er fast unbedingt ins Quartier Latin gerät; es hat aber unserer Ansicht nach auch einen Vorzug: während der Lehrplan sonst im wesentlichen dem Deutschen entspricht, so werden doch in den Gymnasialklassen ziemlich geringere Ansprüche bezüglich der alten Sprachen und der Mathematik gestellt, sodaß ich zum Beispiel in Untersekunda auf einer guten Mittelschule mit kaum 6—7 Stunden täglicher Arbeit (Sonntag und Donnerstag, die ganz frei waren und auch frei gehalten werden konnten, abgerechnet) als Vierter oder Fünfter unter vierzig Schülern mitkommen konnte; auch werden die jährlichen Beförderungsprüfungen, dafür in allen Fächern, nur von solchen gefordert, deren Befähigung zweifelhaft scheint.

Ein Gutes könnte in Deutschland wenigstens die akademische Freiheit erzielen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Schule eigentlich eine Vorbereitung auf das Leben sein und somit das Kind, sei es durch sie allein, sei es daneben noch durch häusliche Erziehung so weit kommen sollte, um als fertiger Mensch ins Leben zu treten. Daß wir nun beim Abgange zur Universität für die praktischen Aufgaben des menschlichen Lebens in der Regel nicht viel besser ausgerüstet sind, als irgend ein Esel

das wird kaum jemand zu bestreiten wagen; es steht da eben ein wenig so, wie einst mit Faust:

> Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
> Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

Soll nun hier die Universitätszeit das Versäumte gutmachen, so darf der Student naturgemäß nicht sein ganzes Augenmerk auf Erlernung eines Berufs legen, denn der Beruf ist nur ein kleiner Teil dessen, was das Leben vom Manne beansprucht; er muß vielmehr suchen, die Welt kennen zu lernen und sich ein klares, selbständiges Urteil zu bilden über unsere Zeit, unser Volk, die schwebenden Lebensfragen und alles, was damit zusammenhängt; und dazu hätte er auch ein paar Jahre Zeit, wenn er nicht im Verbindungsleben ganz aufginge. So aber geht auch diese Gelegenheit meist unbenutzt vorüber. — Nehmen wir nur ein Beispiel: wie selten haben Angehörige der höheren Klassen eine selbständige, klare Vorstellung vom Wesen der Socialdemokratie, die sich doch heute überall breit macht und ihre Thore Niemandem verschließt. Was thut nun ein künftiger Beamter oder Seelsorger, für den doch die Kenntnis der socialen Frage unbedingt wichtig ist? Er hört vielleicht eine nationalökonomische Vorlesung bei einem alten Professor, der, als er noch mit der Außenwelt in nähere Berührung kam, mit all' diesen modernen Fragen gar nicht bekannt werden konnte, weil sie eben damals noch nicht aufgekommen waren. Gerade hier ist aber alle Theorie grau: wer die Socialdemokraten kennen lernen will, der sehe sich die Leute an, rede mit ihnen und wohne ihren Versammlungen bei, oder hat er etwa Angst, dabei durchgehauen oder gar — bekehrt zu werden? Er wird vielmehr vieles neue und interessante lernen, braucht bei einigermaßen vernünftigem und billigem Verhalten nicht einmal seine abweichenden Ansichten zu verschweigen, — und wenn er diese zu Gunsten der socialistischen ändert, was schadet's? Ein überzeugter Socialdemokrat ist doch wohl immer noch besser, als ein vermeintlicher Konservativer ohne jedes selbständige Urteil und ohne persönliche Überzeugung. Wer die „Genossen" aus persönlicher Anschauung kennen lernt, der wird bald merken, daß diese Partei keine so furchtbare, achtunggebietende und zukunftssichere Macht darstellt, als es dem wohl scheinen kann, der sie nur aus dem „Vorwärts" oder aus den Reden und Schriften ihrer geschickten Führer kennt; solange die allgemeine Wehrpflicht besteht, hat es mit den Aussichten dieser Partei in Deutschland gute Weile.

Stellen wir nun endlich das zusammen, was sich für uns ungefähr als Norm einer gesunden Erziehung für die gebildeten Klassen ergeben muß.

Zwischen 8 und 11 Jahren sollte die Zahl der Stunden mit

geistiger Beschäftigung (natürlich auch Hausarbeiten einbegriffen) im Durchschnitt nicht mehr als zwei täglich betragen, so zwar, daß drei Wochentage (also mit je 4 Stunden; in den ersten Jahren besser noch weniger) für diesen Zweck bestimmt, dazwischen aber Tage mit rein körperlicher Bethätigung eingeschaltet wären; letztere sollte in Spielen, Freiturnen, Ausflügen, Baden, Eissport und dergleichen bestehen, hingegen noch nicht in schablonenmäßigem Turnen oder gar Übungen im militärischen Sinne; zu alledem sollten, wie eingangs ausgeführt, die Kindergärten dienen. Lesen, Schreiben, die bescheidensten Anfangsgründe des Rechnens sollten neben Anschauungsunterricht und dem, was das Kind von Religion begreifen kann, die Summe dessen bilden, was in diesen Jahren gelernt wird; vielleicht könnte auch mit einer fremden lebenden Sprache schon begonnen werden. — Von 11 bis 15 Jahren etwa könnten bis zu 6 Stunden geistiger Arbeit an einem Tage verlangt werden, vorausgesetzt, daß stets auch noch an der Zahl von 3 Tagen mit solcher, hingegen 3 mit körperlicher Thätigkeit festgehalten werde; Hauptgewicht wäre im Unterricht auf die deutsche Sprache zu legen, aber nicht sowohl durch Auswendiglernen von Gedichten u. s. w., als durch Klarlegung der Schönheiten dieser Mundart, ihres Charakters, ihrer Einteilung, der Orthographie und des Stils, wozu Beispiele aus der Litteratur, Diktate und dergl. dienen mögen; dazu könnte die elementare Arithmetik beendigt, daneben deutsche Geschichte und Geographie, etwas Naturgeschichte (vielleicht auch Anschauungsunterricht in Physik und Chemie) und auf religiösem Gebiete biblische Geschichte betrieben werden. Die körperliche Thätigkeit könnte etwas schwieriger und anstrengender sich gestalten, durch geordnetes Turnen, weitere Märsche, Rudern, Schwimmen. — Von 15 bis 20 oder 21 Jahren etwa könnte die Zahl der Wochentage mit je 6—7 Stunden geistiger Arbeit um einen vermehrt werden, sodaß z. B. Dienstag und Donnerstag für die körperliche freigehalten würden; von der deutschen Sprache wären eingehender die Grammatik, dazu die Entwickelungs- und Litteraturgeschichte, das Verhältnis zu den übrigen Hauptsprachen, die heutige Bedeutung und Verbreitung klarzulegen; auch wären die wichtigsten Litteraturperioden und die einzelnen Klassiker durchzunehmen, von jedem der letzteren einige Hauptwerke zu lesen und von den Schülern selbständige Leistungen (Aufsätze) zu verlangen. Eine moderne Sprache (Französisch oder Englisch nach Wahl) könnte nebenhergehen, von Latein und Griechisch aber höchstens vielleicht soviel, als zum Verständnis der wichtigsten Schriftsteller nötig ist. Dazu dann Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Entwickelung des Deutschtums und Betonung der modernen Verhältnisse, indem das neunzehnte Jahrhundert eingehender behandelt werden sollte, als die ganze vorklassische Periode des Altertums; allgemeine Geographie, gleichfalls besonders im Hinblick auf Deutschlands

Weltstellung; Übersicht der elementaren und Grundzüge der höheren Mathematik (nicht über die grundlegenden Lehrsätze der Geometrie und Algebra hinaus; vielleicht daneben zum Schlusse noch Veranschaulichung einiger praktischen Nutzanwendungen der Geometrie und Trigonometrie für Vermessungen, sowie der Physik für Maschinenbau). Es könnte sodann die Konfirmation erfolgen und mit dem Besuche des Gottesdienstes, sowie dem Lesen der Bibel begonnen werden. Die körperlichen Leistungen dürften schon mehr Ansprüche auf Mut, Kraft und Gewandtheit machen; Fechten, Marschübungen auf Kommando, Wettspiele dürften schon in großem Maßstabe betrieben werden. Der Sonntag und die Ferien, die nicht einmal so lange zu sein brauchten, wie heute, kämen dem Leben im Familienkreise zu Gute.

Man sieht, dieses ganze System würde zeitlich und räumlich der Entwickelung des Kindes einen viel größeren Spielraum gestatten, als man heute für nötig hält; dauert aber die Schulzeit manchem zu lange, so wird dies zur Beseitigung eines heute sehr fühlbaren Übelstandes beitragen, nämlich der Überfüllung der geistigen Berufszweige. Da die Lage der vorwiegend körperlich arbeitenden Klassen sich immer befriedigender gestalten und es mit Regelung der Auswanderung auch immermehr Platz geben wird, so wird der Drang von den unteren nach den oberen Ständen auch sicher nachlassen, zumal die Kinder aus letzteren, wenn gesund, sicher von Natur besser für die geistigen Berufsarten ausgerüstet, also den anderen von vornherein überlegen sein werden. Es kann aber auch bezweifelt werden, ob die Unterhaltung von Mittelschulen der geschilderten Art, wenn sie einmal bestehen, auch nur so teuer kommen wird, als die der jetzigen; da ferner die Summe der geistigen Anforderungen ziemlich herabgemindert wäre, so kann es sein, daß der Durchschnitt der Schüler schon vor dem 21. Jahre — also nicht später, als auf den meisten Gymnasien Norddeutschlands — zu Ende kommt; und zwar wird er, auch abgesehen von der sorgsamen Ausbildung, die sein gesamter Organismus erfahren hat, doch geistig für die Vorbereitung zum Berufsstudium besser ausgerüstet sein, als irgend ein heutiger Abiturient: zur rechten Zeit würde er durch Eltern oder Lehrer auf die Lebensfragen, die er seinem Alter nach verstehen kann, insbesondere im richtigen Augenblicke auf Bedeutung und Wesen des Geschlechtslebens und mancherlei Fragen der Gesundheitspflege hingewiesen; außerdem lernt er seine Muttersprache ordentlich schätzen und handhaben, ebenso sein Volkstum und dessen Stellung in der Welt infolge der erworbenen geschichtlichen und geographischen Kenntnisse richtig würdigen; ferner wird ihm die Erde als des Menschen Heimat und die Natur als seine Meisterin bekannt, und er besitzt die Grundlagen zum Verständnisse technischer Fragen. Wenn er noch außerdem in einer weit verbreiteten nichtdeutschen Sprache bewandert,

wenn er nach Maßgabe seines Alters den Weltfragen der Religion immer näher getreten ist, wenn er vielleicht schon die Vorbilder unserer Klassiker, als Homer, Sophokles, Vergil, lesen kann: so verfügt der junge Mann über eine völlig genügende Vorbildung, denn was darüber hinausgeht, ist schlechterdings nur dem Fachmanne nötig, gehört also auf die Hochschule oder zum Privatstudium. Zudem sollte aber nicht vergessen werden, daß, wer bei harmonischer Entwickelung seines ganzen Organismus ohne jede Überbürdung nur immer Dinge zu lernen bekommt, die er seinem Alter und seinen Anlagen nach verstehen kann, stets mit Freuden und fast spielend lernt; gesunde Kinder sind immer wißbegierig, und was sie gerne lernen, das lernen sie fürs Leben; ihr Gedächtnis entwickelt sich, bleibt aber frisch. Gewiß wird es namentlich anfangs noch große Unterschiede im Verhalten der Schulkinder zu den gestellten Erfordernissen geben. Mancher junge Mann wird vielleicht drei bis vier Jahre früher fertig, als ein anderer, und die Länge der Zeit wird dazu beitragen, noch manchen auszumerzen, der für einen geistigen Beruf wenig befähigt scheint. Das ist heute geradeso: Altersunterschiede von drei Jahren zwischen einzelnen Zöglingen derselben Klasse kommen nicht so selten vor — und es soll gar manchmal der Fall eintreten, daß einer mit der Schule überhaupt nicht fertig wird. — Namentlich muß bei der körperlichen Bethätigung darauf gesehen werden, daß der Eigenart des einzelnen Schülers Rechnung getragen wird; statt z. B. wie heute schwächliche Kinder vom Turnen ganz auszuschließen oder aber die für den kräftigeren Durchschnitt berechneten Anforderungen an sie zu stellen, wobei sie sich überanstrengen oder unthätig bei Seite stehen müssen, könnte man etwa jede Altersklasse in zwei oder drei Gruppen verschiedener Leistungsfähigkeit einteilen, die sich wahrscheinlich mit der Zeit ungefähr auf die gleiche Höhe bringen ließen.

Unsere Erwartungen bezüglich der künftigen Hochschulen hier darzulegen, würde zu weit führen. In keinem Falle wird wohl eine mehr als vierjährige Studienzeit nötig sein; die Aufgaben der Medizin werden sich z. B. immer mehr vereinfachen, und die Anforderungen an die Lehrer, etwa in den alten Sprachen, werden sich naturgemäß denen des Schulplanes anpassen. — Es kann hier noch darauf hingewiesen werden, daß, wenn einmal eine geregelte Auswanderung von Deutschland aus stattfindet, eine Lücke innerhalb unserer sonst sehr mannigfach und reich ausgestatteten Lehranstalten bald in empfindlicher Weise sich äußern müßte. Was hier zu erstreben wäre, dafür sehen wir in England treffliche Vorbilder. So besteht dort — und zwar auf dem Lande, nicht etwa in London — eine praktische Schule, die, wie schon aus den hohen Pensionspreisen hervorgeht, für Söhne wohlhabender Eltern berechnet ist; es gehören zu ihr musterhafte Kulturen und

Züchtereien, die Geräte sind völlig modern; es werden Bootfahrten auf dem nahen Meere betrieben, Pferde geritten; namentlich aber werden den Zöglingen nicht nur alle Kolonisationsarbeiten vor Augen geführt, sondern sie müssen auch überall selbst mit Hand anlegen, empfangen ferner Unterricht im Ländervermessen, in der Wasserverteilung, in der Tierarzneikunde, im Bau und der Ausbesserung nötiger Maschinen und Geräte, und was sonst ein auf eigenen Füßen stehender Kolonist zu wissen braucht; dazu werden zwei Stunden täglich dem theoretischen Unterricht gewidmet, wobei auch Briefe und Ratschläge erfolgreicher oder hochgestellter Kolonisten vorgelesen werden.

Daß wir nicht etwa die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht herbeiwünschen, haben wir bereits angedeutet. Heute ist diese gerade dem Studenten und dessen Angehörigen in der Regel gar nicht genehm; man scheut den „Zeitverlust," die Kosten, die Grobheit der Unteroffiziere, die Strapazen und die Möglichkeit, in einem etwa ausbrechenden Kriege totgeschossen zu werden; und die Familie feiert womöglich ein Freudenfest, wenn der junge Mann von Seiten der Behörde als „untauglich", das heißt körperlich minderwertig, erklärt worden ist. Das Volk hegt hierüber im allgemeinen noch gesündere und würdigere Ansichten, es bezeichnet die Zurückgestellten treffend als „Staatskrüppel". — Auf das, was am Militärdienst in seiner heutigen Form nicht vorbildlich sein kann, haben wir schon hingewiesen. Wenn aber die Dienstzeit künftig selbst länger, auf zwei bis vier Jahre bemessen wird, wofür ja die Reserve und Landwehr entlastet werden könnten, so wird man sich diesen Maßregeln doch gerne fügen und sie willig durch Steuern unterstützen, sobald man erkannt und von Kind auf gelernt hat, daß es sich nicht um ein mehr oder weniger notwendiges Übel, sondern um eine wohlthätige Einrichtung handelt, was späterhin vielleicht auch in gesteigerter Anwendung des Friedensheeres zu gemeinnützigen Arbeiten seinen Ausdruck finden mag. Der Angehörige der unteren Klassen wird hier noch manches nachholen können, was er früher nicht lernte, dem angehenden Studenten kann eine eingeschaltete Periode ohne geistige Arbeit nur wohlthätig sein; und während in den Schulen, wie wir sie herbeiwünschen, die Kinder ziemlich zwanglos aufwachsen werden, so wird hier der angehende Mann sich Gesetzen zu fügen haben, die jeder aus eigener Erfahrung kennen lernen sollte: Disziplin, unbedingter Gehorsam, Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit, unter die Nation und das Gemeinwohl, die im Volksheere einen leicht begreiflichen sichtbaren Ausdruck finden. Es wird natürlich, wenigstens anfangs, nötig sein, der Leistungsfähigkeit des Einzelnen Rechnung zu tragen und darnach die Wehrpflichtigen in zwei oder mehrere Klassen einzuteilen. Die heute übliche Vorzugsstellung der geistigen Klassen mag auch künftig in kürzerer Dienstzeit, abgesonderter Wohnung und

dergleichen ihren Ausdruck finden, hingegen könnte es nichts schaden, wenn die *ganze Lebensweise der Soldaten auf möglichst gleichen Fuß gestellt* würde, da dadurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Gleichheit vor dem Gesetze sehr gefördert werden könnte; denn wenn auch die persönlichen Unterschiede und daher die gesellschaftlichen Stufen ihre natürliche Berechtigung haben, so dürfen sie doch die noch wichtigeren, allen gesunden Menschen gemeinsamen Eigenschaften nicht vergessen lassen; damit wird sogar einem Vorurteil entgegengearbeitet, das die Entartung der höheren Klassen stets mächtig gefördert hat. Überdies kann es gerade dem Höhergestellten nicht schaden, wenn er eine Zeitlang unter möglichst einfachen Verhältnissen zu leben hat. Endlich wird der Grundsatz noch lange seine Berechtigung behalten: „Willst Du den Frieden, bereite den Krieg vor!" Ein *gesundes Volk in Waffen*, mag es auch an Zahl von anderen übertroffen werden, es wird so stark und achtunggebietend dastehen, daß es nicht nur seinen berechtigten Forderungen überall Geltung verschafft, sondern auch jedem Angriffe gegenüber im vollsten Sinne des Wortes *unüberwindlich* ist. — Nach alledem wird ein Mann, ungefähr wie heutzutage, durchschnittlich zwischen 25 und 30 Jahren mit den Lehrjahren und der Wehrpflicht fertig sein, also an die Gründung eines Hausstandes denken können.

Was nun die Frau betrifft, so wird die *Erziehung der Mädchen* höherer Stände sich ähnlich wie heute zu derjenigen der Knaben verhalten: namentlich von 15 Jahren an, sollten an jene bezüglich der geistigen Arbeit noch geringere Ansprüche gestellt werden, denn die tiefere Einsicht in die Wissenschaften, namentlich Mathematik und vollends klassische Philologie, kann die Frau schon heute entbehren und wird es *immermehr*, jemehr sie ihrem natürlichen Wirkungskreise zurückgegeben wird. Die körperliche und geistige Thätigkeit müßten sich während des Wachstums beim weiblichen Geschlechte ebenso die Wage halten, wie beim männlichen, doch sollten beide ruhiger verlaufen. Rhytmische Bewegungen, Tanz (in hellenischem, nicht in modernem Sinne), Spazierengehen sollten das Turnen und den Sport der Knaben teilweise ersetzen, während weibliche Handarbeiten und allerlei häusliche Verrichtungen, wie Kochen, erst vom 12—15. Jahre an betrieben werden dürften, und zwar an Stelle mancher geistigen Leistungen der Knaben. Mit 17 Jahren könnte die Schulzeit im allgemeinen beendigt sein und praktische Bethätigung in der Häuslichkeit beginnen, vor 20 bis 22 Jahren sollte kein Mädchen heiraten.

Wenn wir *all' diese Erwartungen* überblicken, so ergiebt sich, daß sie — eine geregelte Auswanderung vorausgesetzt sogar *ohne besonders schwere Opfer und ohne sehr tiefgreifende Reformen sich erfüllen lassen.* Wären aber unsere Forderungen auch weit schwieriger

durchzuführen, so müßten wir doch alles daran setzen, um ihre Verwirklichung anzustreben; denn hier liegt der Prüfstein dafür, ob ein Volk noch fähig ist, zum Träger der Regenerationssache zu werden, oder ob es den leider nicht mehr ungewöhnlichen Weg des Niedergangs beschreiten muß. Man bedenke doch endlich, daß das Kind erst ein angehender Mensch ist und sein soll; die Schule, die Universität, die Wehrpflicht sollen auf das Leben vorbereiten und es einleiten, erst mit Beruf und Ehe beginnt aber naturgemäß das menschliche Leben. Ist das Kind von Natur lange hilflos und unselbständig, so ist es ein Verbrechen gegen die Natur — eine Förderung der Unnatur, daran etwas ändern zu wollen, sei es auch nur durch unbedeutende Kürzung des in Betracht kommenden Zeitraumes; von den Kindern nützliche, selbständige Arbeit, überhaupt anstrengende Thätigkeit zu fordern, ist unnatürlich: man lasse sie spielen, wachsen, lernen, solange es eben recht ist, sonst hat man es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie nicht mehr oder nicht in der rechten Weise leben, wenn es eben erst darauf ankommt. Eine Heilung aller unserer Schäden, aller Krankheitszustände der Erwachsenen ist unmöglich, wohl aber kann bälder oder später weiterem Unheil vorgebeugt werden, durch naturgemäße Erziehung. — Manche Großthat hat gesiegt, weil sie die Stimmen der kräftig vorstrebenden Männer oder der erfahrenen Greise oder selbst der hoffenden und die Sitte wahrenden Frauen vereinte; wir aber werden siegen, denn wir haben die Kinder und damit die Zukunft für uns!

* * *

Wenn auch heute noch die Familie die Grundlage bildet für unser gesamtes geselliges Leben, also auch für Kultur, Fortschritt und nationalen Zusammenhalt, so wird bei einem gesunden Volke ihre Macht nicht etwa abnehmen, sondern wachsen, jemehr jene eben gesund und damit das ist, was sie sein soll. Das eheliche Leben ist in mancher Beziehung wichtiger selbst, als die Erziehung; denn was der Geburt vorangeht, ist für das Kind oft genug noch wichtiger, als alles folgende, und gerade auf diesem Gebiete läßt sich ein Fehler am wenigsten gutmachen: den Blindgeborenen, den von Geburt an verkrüppelten, den Cretin vermag die sorgsamste Erziehung nicht zu heilen, vielleicht sogar nicht zum halbwegs nützlichen Gliede der Gesellschaft heranzubilden.

Ist für uns die Liebe, dieses verwickelte Problem voll scheinbarer Widersprüche, wirklich ein unlösbares Rätsel?

Zwei Rätsel hat der Mann zu lösen
Im Leben! Was die Welt und was das Weib?

Die Frau hat nicht den Welten nachzudenken,
Sie fraget: Was bin ich, was ist der Mann?
— Was sonst von Nöten, ist dem Kind gegeben.
Wohl denen, die nicht fällt des Lebens Sphinx!

Erst Mann und Weib zusammen bilden eigentlich einen ganzen Menschen, und so bedarf es der Ergänzung der Geschlechter, um die Gattung fortzupflanzen. Das ist ein tiefwurzelndes Naturgesetz und greift dermaßen in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens ein, daß sich ihm der Einzelne, falls er auch gesund ist und damit die äußere Befähigung dazu besitzt, nur schwer entziehen kann, daher ihm die Erfüllung dieses Gesetzes unter normalen Verhältnissen möglichst erleichtert werden sollte. So aber, durch Armut, Krankheit, Vorurteil oder gar durch ein Gelübde gehindert, widmet sich vielleicht mancher Mann mit Eifer allein den großen Problemen des Geistes, bis er — sei es auch wie Faust erst als müder, des unfruchtbaren Geduldspieles satter Greis — zur erschreckenden Einsicht kommt, daß sein Leben nur ein halbes war, — daß er die Natur, die er zu fassen und zu begreifen suchte, in einem ihrer nächstliegenden und wichtigsten Gesetze mißachtet hat:

„Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?"

Ja, Augen wie Sterne, und Haare wie Seide, und Wangen wie Früchte, und Lippen wie Rosen, und Zähne wie Perlen; eine Haut wie weißer Atlas, und blaues rinnendes Geäder, Bögen und Strebepfeiler wie Alabaster, und Sphären und Knospen und Polster, keine Ecken und Spitzen, — das alles aber nicht ein totes Bild, sondern eine harmonische Einheit, schwellend, wogend, bebend, duftend und wandelnd, voll Leben und Seele: inniges Leben, das des Mannes Leben anzieht, liebliche Seele, die seine Seele ruft, auf daß die auf Mann und Weib begründete Menschheit nicht untergehe noch die Liebe, die sie zusammenhält und zu Gott weist! Das ist der mächtigste Zauber den der Erdenmensch empfinden kann; und ruft Dir ein finsterer, hohläugiger Fanatiker zu: „Habe Acht, da ist keine Stimme der Natur, kein Gesetz Gottes, nur Blendwerk des Teufels!" — so sage ihm getrost ins Gesicht: „Du bist verblendet und Du lügst!"

Doch, Halt! Wir sind hier auf dem Gebiete, in dem sich die heutige Menschheit am wenigsten vorbildlich verhält. Wie liebt man und wie sollte man lieben? Selbst unter so verwickelten Verhältnissen, wie die heutigen, wäre es bei einiger Übung wohl nicht einmal so schwer, beliebigen Menschen vorherzusagen, ob, wie oft und in wen sie sich verlieben werden;

ja, oft wird bei einem, der sich schließlich fast in das Gegenteil seines vorher verkündeten Ideals verliebt, auch dies vorauszusehen sein. Die Fähigkeit zur Liebe setzt vor allem ein gewisses Selbstvertrauen voraus: wer sich oder wenigstens manche Hauptzüge seines Wesens verachtet, wer seinem Ideale nichts wertvolles, sei es auch nur volle und treue Hingabe, entgegenbringen zu können glaubt, oder wer wenigstens in dem, was er als Weib oder Mann am anderen Geschlechte besonders schätzen würde, seine eigene Unvollkommenheit fühlt, der wird ebensowenig lieben, als der, dessen Eigenliebe zu stark ist. Daß da, wo ein Geschlecht viel niedriger geschätzt wird, als das andere, nicht wahre Liebe, sondern höchstens die Eifersucht des Besitzers aufkommen kann, das zeigen uns viele wilde Stämme und die der Vielweiberei ergebenen Kulturvölker; dieselbe Erscheinung wiederholt sich beim Einzelnen, der das eigene oder das andere Geschlecht verachtet, als manche emanzipirte Frauen, manche Philosophen des Altertums oder Männer, wie Hannibal:

Ich kam zu spät wohl, auch zu früh vielleicht
Auf diese Welt, und in ein falsches Volk:
Ein Heldenstamm wär' meiner froh gewesen!
Blieb je ein Mann, wie ich, treu seiner Würde,
Durch eitle Frauen selber unbeirrt?

So lang' ich lebe müßt' ihr zittern, Römer:
Euch allzumal erschreckt ein ein'ger Mann!
Was wär' es, wenn ich nicht geboren wäre
Inmitten eines Volks von Krämerseelen,
Das nichts mehr schätzt, als Ruhe, Gut und Geld?

Ich hab' allein gekämpft, ich schuf mir Krieger
Aus fremden, wilden Stämmen ohne Wahl;
Nichts war zu schwer mir, meinen Haß zu stillen,
Den ich euch, Römer, ewig hab' geschworen
Und der mir vorschwebt als mein Lebensziel!

Ihr werdet fallen; schon wär't ihr gefallen,
Wenn blindes Schicksal nur den Sieg gegönnt
Mir hätte; euch habt wenig ihr zu danken
Für euren Sieg! Den Puniern müsset folgen
Auch ihr, als Knechte sinkend in den Staub!

Nur Männern, frei von kindisch kleinen Schwächen,
Gebührt der Erde Thron! Seht hin auf mich:
Ich lebte als ein Mann, und — soll ich sterben
— So werd' ich frei und kühn den Tod erwarten,
Gefürchtet bis zum letzten Atemzug!

Das Vorherrschen anderer Leidenschaften, ein mißtrauischer Pessimismus, jede Verkümmerung der seelischen Eigenschaften stehen ferner der Liebe

im Wege und bewirken, daß sie unter entarteten Stämmen gar nicht mehr das sein kann, was sie sein sollte; verdient sie überhaupt noch ihren Namen, so ist sie doch eingeschrumpft und verunstaltet: Sinnlichkeit, falsche Vergötterung, Neid, Eifersucht, Eitelkeit, Mode, allerlei äußere Rücksichten durchsetzen ihr Gebiet. Ein gesundes weibliches oder männliches Ideal kann man ja unter ungesunden Menschen nicht erwarten, doch wie oft steht das Ideal des Einzelnen immer noch ungleich höher, als dessen vermeintliche Verkörperung: wie leicht lassen sich Verliebte täuschen, wie gerne bewundern sie gerade die Fehler des Geliebten, wie bedauernswert ist bei so vielen die Blindheit gegenüber dem, was den Mann und das Weib wirklich liebenswert machen sollte. Bezeichnend für die Liebe bei vorgeschrittenen Kulturvölkern ist namentlich zweierlei: eingewurzelte Vorurteile, welche gewisse Anforderungen an Stand und Vermögen des Geliebten stellen; sodann eine übertriebene Sucht nach dem Gegensatze zu sich selbst, was körperliche Merkmale, Temperament, Charakter betrifft. Diese scheinbaren Widersprüche ergänzen sich: von Liebe außerhalb der Ehe wollen wirklich Liebende nicht leicht etwas wissen; eine solche Verbindung außerhalb ihrer eigentlichen Gesellschaftsstufe zu schließen, käme aber vielen gar nicht in den Sinn. Nun sucht sich aber da ein kraftstrotzender Riese eine zarte, hinfällige Frau, die er auf Händen tragen und mit Handschuhen behandeln muß gerade als unentbehrliche Stütze dieses Wesens fühlt er sich stolz in seiner Liebe — und das Riesengeschlecht geht mit ihm unter. Wirklich traurig ist der umgekehrte Fall, wenn ein Mann der geliebten Frau an Stärke, Klugheit, Bildung oder Erfahrung nachsteht. Der Phlegmatiker liebt die lebhafte, der Schüchterne die kecke Frau, der Blonde die Schwarze, der Nordländer die Südländerin, und so geht es weiter, manchmal bis auf Ansätze zu jenen Geschmacksverirrungen, welche in der Bevorzugung tieferstehender, dafür in ihrem Geschlechts- und Gefühlsleben fast tierischer Rassen sich äußern . . . Die Grenze zwischen wahrer und entarteter Liebe ist nicht leicht zu ziehen; aber es wäre traurig bestellt um die Menschheit, wenn alles, was heute als Liebe gilt, natürlicher Norm entspränge. Es liegt schon etwas unheimliches in der Gewalt dieses Gefühls über den Menschen und in der Fähigkeit, binnen kurzem sein ganzes Wesen zu verändern; auf welchem Felde giebt es aber dazu mehr Verirrungen und Enttäuschungen? Der Backfisch schwärmt für bleiche, dunkeläugige Künstler oder Romanhelden, gerät aber dabei nur zu leicht in die Netze berechnender oder sinnlicher Abenteurer. Die Frau bewundert am Manne seinen äußeren Schneid, seinen Witz, seine Kunst oder seine wissenschaftlichen Erfolge; später merkt sie zu ihrem Schmerze, daß die Ehe sie nicht befriedigt. Ein hochbegabter Jüngling sucht im Liebesglücke das höchste Gut auf Erden, er jagt nach seinem Ideal und geht schließlich

inmitten der endlosen Mannigfaltigkeit des Ewig-Weiblichen als ein Wüstling elend zu Grunde, mit dem ingrimmigen Geständnis, daß sein Lebensziel gerade das allereitelste war; so mögen wir uns den vielbesungenen Don Juan denken:

Ich durfte nur das Höchste mir erstreben',
Das Schönste konnt' ich leisten immerdar;
Zu großen Dingen fühlt' ich mich berufen:
Ein Mann war ich, wie wenige, fürwahr!

Doch dacht' ich nur an Mich; des Lebens Freuden,
Sie lachten mühlos mir ja allezeit!
Mein war die Herrschaft, mir schlug ja entgegen
Ein jedes Herz, zu dienen mir bereit!

Und Frauenliebe . . . sie hat mich vergiftet;
Sie zu erlangen, ach, wie ward mir's leicht!
Wie schal, verdrießlich ward mir drauf zu Mute,
Wenn jedesmal das Ziel ich bald erreicht.

Wie sind sie ähnlich doch an Geist und Seele,
Die Frauen: Nichts ist drin, der Mühe wert!
Warum muß mich ihr schöner Leib verlocken,
Bei jeder wieder neu von mir begehrt —?

Ob blond, ob schwarz die Haare, ob die Augen
Sind dunkel oder hell, sie gleichen sich:
Konnt' eine einzige mir widerstehen,
Konnt' eine fesseln und bezwingen mich?

Ich wollt' es gäbe nur ein Weib auf Erden,
Mir gleich an Kraft und Geist und kühnem Mut,
So schön, wie alle andern miteinander,
Unnahbar, stolz — doch wild, von heißem Blut:

Ich wollte mit den Armen sie umschlingen,
In langem, schwerem Kampfe mit ihr ringen
Und sie ersticken, selbst vergehen dann;
So nähmst Du, Hölle, auf den letzten Mann!

Und so kann die Liebe, im Bunde mit der Entartung, zur furchtbarsten aller Leidenschaften werden; sie richtet zahlreiche Menschen zu Grunde, sie macht Helden zu Bettlern und Herren zu Sklaven, sie lügt und trügt, sie wirft sich haßerfüllt auf das, was ihr im Wege steht; und daß sie die Triebfeder zu allen möglichen Verbrechen sein kann — „Cherchez la femme", sagt der Franzose –, das lehren uns nicht nur alte Geschichten, sondern die Tageszeitungen und manches Ereignis, dessen Zeugen wir waren.

Was ist aber nun die gesunde Liebe, die wir von der Zukunft erhoffen? Einfach genug gegenüber dem Wirrsale der mehr oder weniger ent-

arteten, — doch wieviel schöner, edler, größer! Der Mann soll auf Erden im Weibe das lieben, was ihm fehlt, was er nicht hat und doch braucht; so auch das Weib. So wird Männlichkeit die Frau, Weiblichkeit den Mann anziehen; zunächst werden also nur ganze fertige Männer und Jungfrauen, nicht etwa schon halbe Kinder an Liebe denken. Was aber ist ein fertiger Mann, eine fertige Jungfrau?

Ein „ganzer" Mann müßte uns in wachem Zustande und namentlich auf seinem Arbeitsfelde den großartigsten Ausdruck der Lebenskraft vor Augen führen, den die sichtbare Welt uns bieten kann. Seine Haltung ist gebieterisch, sein Gang fest und sicher, jeder Muskel zum Dienste des Geistes bereit, sein Gesicht drückt Ernst und stolze Würde aus; er ist immer ganz bei der Sache, was er auch unternimmt; seine Bewegungen sind immer zweckmäßig und übertragen eine Stärke, die sich ihrer Tragweite wohl bewußt ist, daher auch einem solchen Manne kaum je ein Vorhaben mißlingen wird. Selbst der gesündeste Jüngling kann jenes Ebenmaß von Kraft und Ruhe noch nicht besitzen: erstere nimmt noch rasch zu und äußert sich daher leicht in übermütigen Streichen; ein Jüngling sollte daher auch noch nicht an Liebe denken, und erst dem erwachsenen Manne sollte auch die Liebe der Jungfrauen gelten. Zur Zeit des Höhepunktes altgriechischer Kraft galt der ausgereifte, bei seinem Barte schwörende Zeus als Ideal männlicher Schönheit; erst später, in einem Zeitalter beginnender Verweichlichung und Sittenverderbnis, machte ihm der noch fast kindliche Milchbart Apollon den Rang streitig; ebenso entsprach im vorigen Jahrhundert das bartlose Mannesideal der höheren Klassen einer Periode übertriebenen, weinerlichen Gefühlslebens und ungesunder Schwärmerei, während bei den alten Römern, wie heute oft bei den Engländern, das Praktische hierin für den Mann allein den Ausschlag gab. Daß eine möglichst große Ähnlichkeit beider Geschlechter nicht normal, gesund und also erstrebenswert sein kann, das ist aus Natur und Geschichte leicht zu ersehen; in der ganzen Tierwelt vereinigen nur einzelne ganz niedere Organismen beide Geschlechter in sich, sonst kommen Annäherungen an diesen Zustand nur als krankhafte Mißbildungen vor, während sich gerade bei höheren Gattungen die Geschlechter in ihren Eigenschaften und Gewohnheiten, meist auch schon im Aussehen immer verschiedener verhalten; ebenso kommen nur innerhalb der untersten Schichten des Tier- und Pflanzenreichs Organismen vor, bei denen sich nicht leicht erkennen läßt, welchem Reiche sie angehören. Als eine der beredtesten englischen Verfechterinnen der „Frauenfrage" in wohlgesetzter Rede auf die Ungerechtigkeit so verschiedener Behandlung zweier Geschlechter hingewiesen hatte, die nur durch einen ganz kleinen Unterschied getrennt seien, da brachte ein schlagfertiger Gentleman die Lacher auf seine Seite, indem er die Versammlung aufforderte, den „ganz

kleinen Unterschied" hochleben zu lassen. Ja, und vor allem lebe der große Unterschied: sind doch Mann und Weib, wie gesagt wurde, „zwei Naturen, die nie dasselbe waren noch werden können." Feministen und Blaustrümpfe sind nicht die vorgeschrittensten, dem Zukunftsideale zunächst stehenden Vertreter ihres Geschlechts, sondern beklagenswerte Karikaturen; und es ist nur ein Beispiel dafür, wie verschroben heute selbst bedeutende Gelehrten die einfachsten Lebensfragen beurteilen können, wenn Professor Havelock Ellis einfach die Voraussetzung aufstellt, der weibliche Typus sei der vollkommenere, daher in einem mehr an das Weib und an das Kind sich anschließenden Typus das männliche Zukunftsideal zu erblicken sei; der „Gelehrtentypus" soll bereits einen Übergang dazu erkennen lassen, denn die Gelehrten sind nach Ellis bereits meistens klein, schmächtig, bartarm, schüchtern; von den Künstlern ließe sich dies vielleicht in noch ausgedehnterem Maße sagen, — aber natürlich stellen die Gelehrten die Spitze der Menschheit dar! — Unserer Meinung nach sollte es dabei bleiben, daß dem Manne sein Bart, wie dem Weibe sein langes Haupthaar, ein Schmuck sei, auf den er etwas hält; und Männer von obigem Gelehrtentypus dürften es auch feinsinnigen, gebildeten Frauen nicht übelnehmen, wenn sie ihnen jeden Gardeleutnant vorzögen: wohlverstanden, wir wollen hiermit nicht etwa den Offiziersstand als den Vertreter rein äußerlichen Schicks und Salonheldentums bezeichnen, denn gewiß weist er nach billigem Vergleich nicht weniger kraftvolle, gebildete und strebsame Leute auf, als sonst einer; aber wir sollten meinen, ein Gelehrter, wie er sein soll, dürfte doch auch eine rechte Frau für sich einnehmen, und zwar als Mann, denn Gelehrsamkeit hat mit Liebe nichts zu thun. Wenn ein möglichst haarloser Mensch am höchsten steht, da er sich vom Affen am weitesten entfernt (?), so sind nicht nur die Indianer, Neger und Buschmänner den Europäern weit überlegen, sondern es stellen auch das neugeborene Kind und der Kahlkopf die erstrebenswertesten Ideale dar. Hier denkt aber das Volk gesünder; und wenn kraftvolle Gestalten, wie Bismarck, schon frühzeitig an Haarausfall litten, so sind sie doch das, was sie waren, nicht dank ihren drei Haaren, sondern ihrem Leiden zum Trotze geworden. Falls ich nichts wichtigeres zu thun habe, so schreibe ich vielleicht einmal ein Buch, betitelt: „Perrücke und Zopf, oder die verschämte Glatze im 17. und 18. Jahrhundert." — Wie im Äußeren des wahren Mannes besonders die Stärke hervortritt, so im Innern: Mut, Entschlossenheit, Ausdauer sind besonders ihm eigen; sein Denken ist klar, geordnet, zielbewußt, sein Wille unbeugsam, dem Ansturme starker Leidenschaften und Schicksalsschläge gewachsen. So ist er dem Naturrechte gemäß die gesetzgebende, regierende und vollziehende Gewalt in Familie und Staat, recht eigentlich der Arbeiter und der Träger des Fortschritts, „von Gottes Gnaden des Weibes Haupt."

Äußerlich und innerlich verschieden verhält sich das gesunde Weib. Auch hier ist es bedenklich, daß man heute so oft, wie in allen ähnlichen Kulturperioden, nicht mehr in der Blume, sondern in der Knospe, nicht in der vollreifen Jungfrau, sondern im zarten, schelmischen Backfisch, nicht mehr in Juno, sondern in Venus oder gar in Hebe und Psyche das weibliche Ideal sucht. Falls, wie bei hochstehenden Naturvölkern, nicht schon fünfzehnjährige oder noch jüngere Mädchen an Liebe dächten und sich den Hof machen ließen, so gäbe es nicht allenthalben so viele getäuschte Hoffnungen und zerstörte Illusionen. Das echte Weib erkennt bei aller sittlicher Reinheit und äußeren Unerfahrenheit doch mit untrüglichem Gefühle den Wert des Mannes; es stirbt lieber, als daß es sich einem ungeliebten Manne hingäbe, es liebt aber den Bösewicht nicht — noch weniger allerdings den Schwächling; es entspricht zum Glücke keineswegs natürlicher Norm, wenn die Täuschung und Verführung junger Mädchen den Schülern Don Juans oder Casanovas so leicht wird, wie in unseren Großstädten. — Zunächst ist das Weib die notwendige Ergänzung des Mannes, recht eigentlich das Geschlecht, wie denn der Franzose unter „le sexe" schlechtweg das weibliche versteht. Der Mann wäre kein selbstbewußter Mensch ohne diesen Gegensatz, darum ist es „nicht gut, daß er allein sei"; so ist er aber im tiefsten Grunde von seiner Schwester mehr unterschieden, als von dem zeitlich und räumlich entferntesten Mitmanne.

Wie in der Natur die festwurzelnde, nahrungspendende Pflanzenwelt allein der Landschaft ein liebliches, wohnliches, „paradiesisches" Gepräge zu verleihen vermag, gegenüber den wechselnden, tobenden, aber großartigen Elementargewalten, welche die Erde in ihren großen Zügen, in Wetter, Meer, Alpen und Vulkan beherrschen und damit das Veränderliche, Vorstrebende, Bahnbrechende darstellen: so schmiegt sich auch in der Menschenwelt das weich gerundete, fruchtbare Weib als verkörperte Anmut an den wetterharten, knochigen sehnigen und bärtigen Mann; das Weib versöhnt den Mann mit der irdischen Natur, es hält die Menschheit auf Erden zusammen; ohne das Weib wäre die Erde für uns der schrecklichste, unwohnlichste Aufenthalt. So gut der Mann seine Kraft mit vollem Bewußtsein gebrauchen soll, so soll das Weib nicht nur Anmut besitzen, es soll sich auch ihrer freuen und sie zur Geltung bringen; denn was von Natur da ist, das soll sein und nicht verkümmern; und eine Frau, die nicht durch Liebreiz, der sich wohl mit edler Zurückhaltung vereinigen läßt, zu wirken sucht, ist entweder ihrem Berufe nicht gewachsen oder traurig verirrt. Ein altkluges Kind, ein schwächlicher oder träger Mann, eine abstoßende oder liebeleere Frau sind ebensoviel Zerrbilder, ob sie nun für ihren Zustand etwas können oder nicht. Gewiß darf auch der Mann schön sein, ja bei gesunden Stämmen wird er es in der

Regel sein, es wird ihm sogar zum Vorwurfe gereichen, wenn er, ruppig und struppig, auf sein Äußeres gar nichts hält; unter allen Umständen muß dieses aber für ihn Nebensache bleiben, der Ton darf nicht auf schön liegen, sonst entsteht gleich das widerliche Bild des geschniegelten, pomadigen, schmachtenden und weibischen Stutzers. Und so ist auch hier nicht eine immer größere Annäherung, nicht die Schablone erstrebenswert, sondern eine deutliche Verschiedenheit der Geschlechter in den leiblichen und seelischen Eigenschaften, im Verhalten, im Berufe. Auch männliche und weibliche Güte und Liebe sind verschieden und sollen es sein. Auf bewußtem Gegensatze soll ja die Liebe beruhen.

Das gesunde Weib steht dem Kinde und damit der Natur, der sichtbaren Welt näher, als der Mann: sein Antlitz bleibt haarlos, sein Gliederbau zartgewellt, seine Stimme hell; es empfindet mehr, als es denkt, es fühlt leichter, als es versteht; sein Gefühl ist viel feiner und entwickelter, als das männliche, dafür war es aber noch nie in der Logik groß. Alles althergebrachte, oft vielleicht unverständliche, unpraktische, veraltete lebt besonders durch die Frauen weiter, freilich auch gute Sitten und Grundsätze, schöne Sprüche, hübsche Trachten: jeder Volksfreund weiß, daß Dialekte von Frauen am reinsten geredet, Überlieferungen und Sagen von ihnen am längsten bewahrt werden. Ist die Frau in alledem recht eigentlich das konservative, in der Natur wurzelnde Element der Gesellschaft (daß der allgemeinere Ausdruck „Weib" im Deutschen sachlich, ist nicht so widersinnig, als es manchem wohl zunächst scheint), — so ist sie, vermöge ihrer geringen Fähigkeit zu gesetzmäßiger Thätigkeit und zu wissenschaftlichem Denken, doch wiederum etwaigen übernatürlichen Einflüssen mehr geöffnet; sie ist im allgemeinen innerlich hilfsbedürftiger, sie glaubt leichter und inniger als der Mann; sie verfällt aber auch viel leichter dem Aberglauben und der Mißachtung strenger Naturgesetze. Erfinderisch und neuerungssüchtig ist die Frau besonders, wo es sich darum handelt, ihre Persönlichkeit möglichst vorteilhaft zur Geltung zu bringen; so ist sie die Trägerin der Mode, die freilich oft ein Hohn auf jedes gesunde Schönheitsideal und ebenso oft auf den praktischen Sinn des Menschen ist. Ebenso teilt die Frau mit dem Kinde nicht nur Geschmackseigentümlichkeiten, als z. B. die Vorliebe für Süßigkeiten, sondern auch den Hang zu äußerlich auffallenden Neuerungen; sie ist mehr neugierig als wißbegierig, sie liebt glänzende Schaustellungen und Unterhaltungen, mag deren geistiger Gehalt auch noch so gering sein; Schweigen, langwierige zielbewußte Anstrengung, ernste und trockene Denkarbeit sind ihr zum mindesten langweilig.

Solcherlei tiefbegründete Eigentümlichkeiten sollte eine gesunde Erziehung nicht nur beachten, sondern auszubilden und in die

richtige Bahn zu leiten suchen; und so stellen auch unsere immermehr an die Knabengymnasien sich anschließenden „höheren Töchterschulen“ keineswegs einen erfreulichen Fortschritt dar. Wer Gottes Weltordnung nicht anerkennt, der sollte doch mindestens der Natur, in der wir zu leben haben, Achtung zollen; und wer nicht einsieht, daß das Weib von Natur nicht geschaffen ist für die heute wenigstens größtenteils noch dem Manne vorbehaltenen Berufszweige, der muß doch wohl zugeben, daß es sich nicht im Handumdrehen, sei es auch nach sorgsamerem Unterricht, ungestraft solchen Thätigkeiten zuwenden kann, die seit Menschengedenken unter allen Kulturvölkern dem Manne vorbehalten waren; dazu bedürfte es doch mindestens einer sehr langwierigen Anpassung. Der Mann hat den Wettbewerb des Weibes auf diesen Gebieten gar nicht zu fürchten: das ist aber nur ein Grund mehr gegen die Frauenemanzipation, die der Frau eine angeblich würdigere Stellung und weiteren Spielraum für Erwerb und Bethätigung schaffen will, in der That sie aber nur ihrem wahren Berufe, also auch dem Glücke immermehr entfremdet und damit mehr verfehlte Existenzen, mehr getäuschte Hoffnungen zeitigt. — Sehr weitgehende Rechte haben ja die Frauen in manchen der Kultur neu gewonnenen Gebieten Amerikas und Australiens erlangt, — nicht gerade zum Vorteile des Staatswesens, denn auf stete Bevormundung durch kleinliche Polizeivorschriften, Trinkverbote und dergl. kommt es viel weniger an, als auf gesunde, lebensfähige Grundlagen. Dabei handelt es sich nicht um eine höhere Entwickelungsstufe, sondern entweder um Rückschritt — wenn es nämlich dort mit den Männern zu Ende ginge; oder, wie wir hoffen, um einen bloßen Übergangszustand. Die „Pioniere“ unserer herrlichen Civilisation sind bekanntlich oft — wenn nicht meistens — zweifelhafte Gestalten oder doch mindestens rohe, wenig gebildete Leute; hat nun endlich eine Anzahl solcher männlichen Abenteurer das unstäte Leben aufgegeben und eine Ansiedelung gegründet, hat sich dann in dieser die öffentliche Sicherheit einigermaßen gefestigt, dann erst kommt meistens das weibliche Element hinzu; seinen großen Einfluß innerhalb solcher werdenden Gesellschaft verdankt es zunächst seiner großen Minderzahl, sodann der festigenden, beruhigenden Wirkung, die es durch seine Gegenwart ausübt; bekannt ist ja, daß Matrosen, Waldläufer und dergleichen einfache, rauhe, allein oder doch nur unter ihresgleichen lebende Gesellen dem Zauber des anderen Geschlechtes ganz besonders leicht unterliegen: Herkules und Omphale! Aber die in neu entstandene Städte kommenden Frauen sind durchschnittlich in der That auch gebildeter, als die dortige Männerwelt; und wo es an Lehrern fehlt, sind Lehrerinnen natürlich willkommen.

Wo hingegen die Frauen behaupten, es würde besser in der Welt aussehen, wenn sie überall mitzureden hätten, und zwar, weil sie das bessere

Geschlecht seien, da sind sie im Irrtum: sie sind anders geartet, weicher, feiner, gesitteter, aber im Durchschnitt nicht gerade besser, als die Männer, sonst hätten sie auch bisher eine weit hervorragendere Rolle spielen müssen, als es der Fall war; an der Entartung tragen sie aber sogar die größere Schuld und sind ihr auch durchschnittlich in nicht geringerem Maße verfallen, als die freilich für den Gang der Dinge in der Menschenwelt von Natur verantwortlicheren Männer. Soviel ist ferner gewiß, daß es auf Erden ohne die Männer noch schlimmer aussehen müßte, als wenn diese allein wären: denn wo nur diese sind, da wird das Leben zwar traurig, düster und rauh sein, es kann aber doch strenge Ordnung herrschen und großes erreicht werden; eine Gesellschaft ohne Männer müßte hingegen an Haltlosigkeit, Zerfahrenheit und Aengstlichkeit rasch zugrunde gehen. Man versuche nur einmal, das Schicksal eines weiblichen Robinsons sich vorzustellen: ein halbwüchsiger Knabe wäre in solcher Lage sicher weniger schlimm daran! Wieviele Einsiedler hat es nicht gegeben; selbst manche Städter, wie wir, sind eher froh, wenn sie zuweilen tagelang in der Einsamkeit umherschweifen können oder mit ein paar Kameraden ziemlich große Entbehrungen zu ertragen haben; bereits sechs Nächte brachte ich mutterseelenallein im Freien oder in verlassener Hütte zu; — eine Frau hingegen kann zwar mitunter auch ordentlich marschieren und Strapazen durchmachen, sie bedarf aber des Führers, der Begleitung und eines anständigen Nachtquartiers, sonst heißt es mindestens „einmal und nicht wieder!“ Der Mann bedarf der Gesellschaft im allgemeinen, das Weib unbedingt und immer. Selbst die menschenfeindlichste Megäre kann ohne eine Dienerin und ohne ein Paar Katzen, Hunde oder Vögel nicht bestehen.

Naiv genug ist es, wenn die Frauen glauben, daß sie bei völliger Gleichberechtigung beider Geschlechter im öffentlichen Leben an Achtung und Einfluß gewinnen, ja womöglich auch an Stelle des Mannes überall den Ton angeben würden. So ist es um den außerehelichen Verkehr eben von Natur etwas ganz anderes, wenn er vom Manne, als wenn er vom Weibe betrieben wird; denn jener ist einmal, weil er der angreifende Teil ist und sein muß, sowie gerade infolge der hierdurch bedingten Eigenschaften und Lebensverhältnisse der Versuchung mehr ausgesetzt; ferner hat der Verkehr für ihn nicht dieselbe tiefgreifende Bedeutung, nicht dieselben nachhaltigen Folgen, wie für das Weib, welches dadurch zur Mutter werden, also seinen Zustand völlig verändern kann. Gesetzt, man beschließe von Staatswegen, wie von manchen Blaustrümpfen gefordert wurde, „das, was für den Mann keine Schande sei“ (ja — das gilt aber doch nur von abnormen, ungesunden Menschen, wie wir), solle beim Weibe dieselbe Beurteilung finden: so würden damit nicht etwa die gegen die Sitte verstoßenden Frauen in der Achtung steigen, es würden viel-

mehr die Frauen im allgemeinen bald nicht höher geschätzt werden, als diejenigen Dirnen, welche ihre Reize nicht geradezu an den Meistbietenden verkaufen. Selbstverständlich würde dann nicht selten ein Mann einem vielleicht sehr vornehmen und gebildeten Mädchen wenn es ihm eben nicht gefiele, nicht entgegenkommen, und es wären da vielleicht manche Damen auf käufliches Gesindel angewiesen. Das wären, abgesehen von der Verallgemeinerung der Geschlechtskrankheiten und allerlei Verirrungen, die notwendigen Folgen der „freien Liebe“ (welcher Mißbrauch eines edlen Worts!) die zu befürworten manche vorgeblichen Naturprediger sich nicht entblödet haben. Solange es aber dabei noch ehrbare, sittlich fühlende Frauen gäbe, so würden sie gewiß alles daran setzen, wiederum eine reinliche Scheidung herbeizuführen, denn gerade die Frau hält von Natur und also mit Recht sehr viel auf ihren sittlichen Ruf. — Wer andererseits glaubt, bei Festhaltung der Ehe würde es der Frau von Vorteil sein, wenn auch sie Heiratsanträge machen dürfte, der mag doch bedenken, daß es keinem Mädchen heute unbenommen bleibt, einen Mann deutlich genug darauf hinzuweisen, daß sie ihn gern haben möchte; würde aber jene Sitte einreißen, so wäre sicherlich die Zahl der von Männern erteilten Körbe bald nicht geringer, als die der heute von zarter Frauenhand dargebotenen; allerdings mag es sein, daß mancher es, bei sehr erleichterter Scheidung, auf eine Versuchsehe ankommen läßt. Die Frauen glauben meist, sie könnten völlige Gleichberechtigung im öffentlichen Leben erlangen, würden aber dann doch ebenso höflich und zuvorkommend behandelt, wie heute; statt dessen hätten sie nicht nur in ihrer Amtsführung und in beratenden Versammlungen ebensoviel Tadel, Spott und unliebsame persönliche Bemerkungen zu ertragen, als heute die Männer; man würde nicht nur, wie bei diesen, ihre Tüchtigkeit ganz nur nach ihren Leistungen, also nach dem Maßstabe strenger, nüchterner Arbeit beurteilen, — sondern auch dort, wo sie heute üblich ist, würde die Höflichkeit der Frau gegenüber immermehr schwinden: einem völlig gleichberechtigten Kameraden überläßt einer nicht leicht einen Sitzplatz, wo er doch selbst stehen müßte: sondern da heißt es, „wir sind im Wettstreit, sehen wir, wer zuerst einen Platz bekommt!“

Es wäre aber nicht nur für das innere Glück, die äußere Stellung und die Gesundheit des Weibes entschieden nachteilig, wenn dieses sich an all' die männlichen Berufszweige heranwagen würde: auch der Fortschritt auf allen Gebieten könnte dadurch nur gehemmt werden. Auf leiblichem Gebiete besitzt die Frau von Natur nicht die Kraft und vor allem nicht die Ausdauer des Mannes; starke oder anhaltende Anstrengung der Körperkräfte üben eine besonders nachteilige Wirkung auf ihr geschlechtliches Leben und damit auf die Nachkommenschaft aus. Was

sodann das geistige Gebiet betrifft, so reden die bisherigen Leistungen weiblicherseits eine hinreichend deutliche Sprache. Das Weib ist seinem ganzen Wesen nach künstlerischer, musikalischer, poetischer, idealer veranlagt, als der Mann, und doch ist ihm die Kunst fast nie Selbstzweck, sondern ein Erwerbszweig, ein angenehmer Zeitvertreib oder ein Mittel, sich zur Geltung zu bringen. Es hat zwar große Schauspielerinnen, Sängerinnen und weibliche Virtuosen gegeben, aber keine Dramatikerin, keine irgend namhafte Tondichterin. In der bildenden Kunst kann die Frau wohl gut kopiren, oder hübsche Blumen und Stillleben malen, oder reizende Schnitzarbeiten und Stickereien verfertigen; aber unter all' den berühmten Malern und Bildhauern sucht man vergebens nach einem weiblichen Namen. Manch' duftiges Gedichtchen stammt aus weiblicher Feder, aber kein großes oder vollends bahnbrechendes Dichterwerk. Abgesehen von Kindergeschichten, worin sie dem Manne im Durchschnitt überlegen sein mag, ist das eigentliche Gebiet für die Schriftstellerin die leichte Erzählung: Tagebuch, Roman und Novelle; aber selbst hier steht sie, was Selbständigkeit, Weltkenntnis, Weitblick, Mannigfaltigkeit, Kraft der Sprache und vor allem was logischen Gedankengang betrifft, fast ausnahmslos unbedingt hinter einer recht großen Zahl von Männern zurück. Fast durchweg läßt sich ein von Weibeshand geschriebener Roman sofort an gewissen Merkmalen erkennen: der Stil mag vortrefflich, die Handlung spannend oder mit bestem Humor gezeichnet sein, es liest sich leicht und angenehm; doch an Stelle einer Grundidee findet sich höchstens eine vielleicht sehr achtungswerte, aber mit zweifelhafter Logik verfochtene persönliche Meinung; in den meisten Fällen ist auch davon nicht die Rede, — das Ganze läuft auf eine geschickt umkleidete, im Grunde aber recht banale Liebesgeschichte hinaus: dabei ist der Hauptheld in der Regel eine durchaus unwahrscheinliche Idealfigur, blaß und interessant, dabei aber kraftvoll, heldenhaft, unverbrüchlich treu und doch wieder ein recht moderner Mensch. Wenn nun die Frauen zunächst nur für ihresgleichen schreiben, so ließe sich auch dagegen nichts einwenden; merkwürdigerweise stellen sie aber die Schriften vieler Männer unbedingt über diejenigen aller ihrer Mitschwestern. Es war mir interessant, aus einer biographischen Notiz zu erfahren, wie eine edeldenkende Schriftstellerin, Adelheid von Rothenburg, es machte, um eine in der That auffallend scharfe und folgerichtige Charakteristik ihrer Helden zu erzielen: wie sie selbst aussprach, fragte sie sich in jedem einzelnen Falle, wie eine ihr bekannte Persönlichkeit, die ihr gewissermaßen als Vorlage diente, unter den gegebenen Umständen handeln würde; das können nun die Frauen, dank ihrem feinen Gefühl, sogar noch richtiger voraussehen, als wir mit allem Gedankenaufwand, und somit wäre es nur zu wünschen, wenn unsere Dichterinnen sich mehr an ihren Bekanntenkreis hielten. Der Mann aber kann, selbst wo ihm, wie es

ja bei Unkenntnis der Entartung sein muß, die tiefere Einsicht in die Beweggründe des menschlichens Handelns abgeht, doch schon kleine Novellen zu Mustern dichterischen Schwungs oder psychologischen Scharfblicks ausgestalten. Die Wissenschaft endlich ist der Frau nur eine Sammlung von Lehrsätzen und mehr oder weniger interessanten Thatsachen; jene kann zwar darin an Kenntnissen wie an Gedächtnisschärfe über das Kind und selbst über manchen Mann gleicher Bildungsstufe hinausgelangen, ja bis zu einer gewissen Stufe giebt es, genügende Vorbildung vorausgesetzt, im Durchschnitt vielleicht mehr gute Lehrerinnen, als gute Lehrer. Urteilskraft und Verständnis für das Ganze gehen der Frau aber fast ebenso sehr ab, als dem Kinde; so muß sie sich darauf beschränken, dieses oder jenes Lieblingsfach sportmäßig zu betreiben, — sich etwa eine hübsche Sammlung von Mineralien oder Pflanzen anzulegen, wobei es ihr aber auf Vollständigkeit, geregelte Anordnung und eingehendes Studium nicht besonders ankommt; oder sie macht astronomische Beobachtungen und Berechnungen, wozu die mechanische Anwendung einmal erworbener Kenntnisse genügt. Ganz allgemein sind die Frauen in ihrem Verhältnis zu den Wissenszweigen noch viel abhängiger von der Methode und dem Lehrer, als die Männer: diese können zu selbständigem Denken und Forschen, also auch zu Erfindungen und Fortschritt durchdringen, jene kommen über das Erlernte nicht hinaus.

Und wenn je ein Weib in seinen politischen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Leistungen über den Durchschnitt hinausragt, so verdankt es seine Größe einer Annäherung an das Wesen des Mannes, also einer Entfernung vom weiblichen Ideale, also einem unnatürlichen Zustande; und schon die damit stets verbundenen Entartungs- und Krankheitsmerkmale, schon die unversöhnbaren Widersprüche und der stets unbefriedigende Gemütszustand bei solchen Frauen sagen uns deutlich genug, daß derlei keineswegs erstrebenswert sein kann. Sappho wird immerhin unter den großen Dichtern genannt; was war sie aber als Weib? Fast als Sühne mußte es erscheinen, als sie, die sich bisher so unweiblich verhalten hatte, von dem Geliebten verschmäht, sich aus Verzweiflung das Leben nahm Wagen wir uns lieber an die Heldinnen der Geschichte nicht näher heran; treten wir auch den unter uns lebenden Männinnen nicht zu nahe, — denn solange wir noch anerkannte Vorrechte besitzen, so sollen auch die Frauen noch höfliche Behandlung als ihr Recht fordern dürfen; immerhin aber mögen wir noch an die einzige weibliche Leuchte der Wissenschaft erinnern, die uns bekannt worden ist. Sonja Kowalewski war, nach dem Ausspruch eines sachverständigen schwedischen Fachgelehrten, eine sehr bedeutende Mathematikerin, obwohl sie immerhin auf diesem Gebiete bahnbrechend nicht gewirkt zu haben scheint; sie starb, etwa dreißig Jahre

alt, an Gehirnentzündung und bezeichnete sich in ihrer sehr interessanten Selbstbiographie als das denkbar unglücklichste Geschöpf. Da zeigt sich eben wieder das hilfs- und liebebedürftige Weib: ein Mann, der eine Kunst, eine Wissenschaft, ja irgend ein Ideal besitzt, wird sich bei aller Ungunst der Verhältnisse doch höchstens hie und da auf Augenblicke grundunglücklich fühlen; ja mancher möchte, mit Krankheit, Armut uud Enttäuschungen überbürdet, doch nicht einmal mit irgendjemand einen Tausch eingehen!

Der natürliche Beruf des Weibes ist von dem des Mannes sehr verschieden, viel stiller, gleichförmiger, begrenzter, aber nicht etwa minder schön oder minder wichtig. Es begründet die Familie und hält sie zusammen, es schmückt die Häuslichkeit, es bereitet Nahrung und Kleidung zu und bewahrt, was der Mann erwirbt; es wacht über den Kindern, die ihm ja viel mehr als dem Manne angehören. Es ist gar nicht verwunderlich, daß bei manchen wilden Völkerschaften die Stellung der Mütter noch höher und angesehener war, als die der Männer. Nun, als der Mann wieder überall die Herrschaft antrat, da war er im Rechte, denn er allein hat den Fortschritt getragen („Wir schieben die Weltkugel," sagt Bettex) und es blieb dabei der Frau eine passende, ihren gesunden Neigungen entsprechende Aufgabe: der Mann will vor allem arbeiten, wachsen, beherrschen; sie vor allem ebnen und lindern, lieben und geliebt sein. Wie Leo Berg sagt: „den Wert des Mannes bestimmen seine Thaten, den des Weibes seine Kinder." Auch unter den größten Kulturvölkern waren die größten, besten, gepriesensten Frauen solche, von denen man nichts zu sagen wußte, da ihr Leben würdig in der Stille des Familienlebens dahinfloß: die Gattinnen und Mütter großer Männer. Oder wollte jemand einer Maria, einer Penelope, einer Cornelia, einer Katharina von Bora, einer Königin Luise etwa eine Semiramis, eine Aspasia, eine Elisabeth von England und Katharina von Rußland, selbst eine Jungfrau von Orleans als weibliche Ideale zur Seite stellen? Die Heldin wie die gefeierte Kokette imponiert nur dem Schwächling; keine Liebe aber ist trauriger, als die des Sklaven zur Herrin; und ist diese Liebe gegenseitig, so ist sie auch beim Weibe nicht das, was sie sein soll, — selbstlose Hingabe: sie gleicht vielmehr der Zuneigung des Menschen zu seinen treuen Haustieren.

In einem Volke, wo der natürliche Gegensatz zwischen Mann und Weib ganz allgemein gut ausgeprägt ist, da werden gleiche Rasse, gleicher Stand, gleiche Anschauungen, gleiche Lebensweise, gleiche Bildungsstufe, gleiches Alter und gleiche Heimat die Liebe sicher eher begünstigen, als verhindern: die auf dem Lande vielfach noch übliche Wahl des Gatten aus der Freundschaft und Sippe, die strenge Abgrenzung des Adels und früher aller Genossenschaften in dieser Hinsicht hatten ursprünglich, unter halbwegs gesunden Stämmen

ihre volle sachliche Berechtigung; so wäre es zu Rom einem Patriziersohne der guten Zeit nie eingefallen, sich in eine Plebejerin oder gar eine Sklavin zu verlieben. Daß der ungezwungene Brauch zur Satzung verknöcherte, weist allerdings immer darauf hin, daß nunmehr eine Annäherung der Stände thatsächlich zu befürchten war. Bei dem heutigen Zustande der Gesellschaft ist die noch bestehende Abhängigkeit des Adelstitels von beiden Eltern ein bloßes Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, da der Titel keineswegs an leibliche oder geistige, ja wenigstens in Deutschland kaum mehr an materielle Vorzüge gebunden ist, wie es zur Zeit der Fall war, als der Adel wirklich die Blüte der Nation darstellte; vielmehr trägt jene Sitte zum Aussterben vieler Adelsgeschlechter bei. Ebenso ist heute eine Heirat zwischen nahen Blutsverwandten ein bedenkliches Wagestück. Innerhalb gesunder Stämme wirkt hingegen die Vermischung der Typen und Stände gewiß eher abstumpfend, als vorteilhaft.

Wie schön wird ein Stamm sein, in dem jede Ehe auf Liebe beruht und jede Liebe zur Ehe führt! Denn der Wille des Gesunden ist stark, und wer starken Willen dafür einsetzt, geliebt zu werden, der wird dieses Ziel auch erreichen: das ist der wahre, natürliche „Hypnotismus der Liebe!“ Schon heute sehen wir ja, daß ein erfolgloser Liebhaber dem Geliebten kaum je gleichgültig ist, wohl aber oft ein Gegenstand der Furcht oder des Abscheus — immerhin auch eine Form der Reaktion auf sein starkes Gefühl. Unglückliche Liebe, Widerwille, Neid und Eifersucht müssen aber innerhalb einer gesunden Gesellschaft immermehr hinschwinden. Wer keine Gegenliebe findet, der wird sie sich zu verdienen suchen und mutig um sie ringen; gelingt es ihm aber nicht oder verliert er das geliebte Wesen, so wird er darum nicht kopfhängerisch oder wahnsinnig werden, nicht durch feigen Selbstmord den großen Aufgaben sich entziehen, die seiner noch harren. Eine volle, ganze Persönlichkeit ist stets, bis ins hohe Alter hinein, in all' den so wechselnden Lebenslagen aufs neue bewundernswert und anziehend, und bis zum Tode erhält dadurch die gesunde Ehe einen genügenden Reiz. Ruhig, tief, still, sicher wird die Zuneigung solcher Gatten zu einander sein, die in langem Leben sich unausgesetzt beistehen und ergänzen; sie wird die Würde des Mannes wie des Weibes wahren; das Bewußtsein dieser Würde und der daraus entspringenden Pflichten wird die Menschheit sittlich immer mehr erhöhen. Und so wird der Gesunde sich freuen, daß Gott den wichtigsten Vorgang im irdischen Leben zugleich mit den schönsten und höchsten Freuden dieses Daseins verbunden hat.

Nicht in der Rückkehr zu den Sitten roher Stämme, sondern vielmehr in steter Veredelung der Ehe sehen wir das Zukunftsideal. Die heutige Gesellschaft ist freilich für die christliche Ehe großen-

teils gar nicht mehr reif: wer mit dem heutigen Menschenmaterial erträglich sittliche Zustände erzielen wollte, würde eine Besserung erreichen können, je nachdem mit der Vielweiberei (nicht umsonst haben die Mormonen des praktischen, irdischen Charakters ihrer Religion, vor allem aber jener Sitte wegen, ihre immerhin recht merkwürdigen Erfolge gezeitigt); oder aber mit der Ehe auf Kündigung, wie z. B. auf den Marquesas-Inseln ein Mann beliebig lang mit einem Weibe zusammenlebt, wobei aber keine Uebergriffe vorkommen, und die Kinder vom Stamme gemeinsam erzogen werden; sicher ist die Bewohnerschaft unserer Großstädte im Durchschnitt nicht halbwegs so moralisch, als diese Insulaner oder auch als die Mormonen und viele Muhamedaner. Wenn wenigstens die Ehe bei uns ein Heiligtum der Sittlichkeit wäre, gegenüber all' der sonst einreißenden Verderbnis, so könnten wir darauf doch mit Stolz als auf einen unbedingten Vorzug unserer Kultur hinweisen. Wer aber eine Ehe zu Zwecken schließt, die ihrer natürlichen Bestimmung Hohn sprechen, der ist eine Art Kuppler; wer, womöglich nachdem er den Segen der Kirche und Gottes dafür in Anspruch nahm, das Bündnis nun durch frivole Lüsternheit und durch Unnatur schändet, der ist, kraft Gottes Naturgesetzen, schlimmer noch, als einer, der seinen entarteten Trieben außerhalb einer geachteten und geheiligten Verbindung freien Lauf läßt; wer unter dem Vorwande des Honigmondes wochenlange Orgien mit seiner Gattin feiert, der steht sittlich nicht so hoch, als mancher, der sich mit einer Frau nicht begnügt; und wer die gesetzlich geschlossene Ehe auf gesetzlichem Wege wieder scheiden läßt, der verdient weniger Achtung, als ein Paar, das, vielleicht durch widrige Verhältnisse gedrückt, keine Heirat geschlossen hat, aber dennoch treu zusammenhält: hier liegt nur ein Verstoß gegen die Sitte vor, bei jeder Form der unnatürlichen Bethätigung der Geschlechtsorgane hingegen ein Verbrechen im Keime, fast ein Mord. — Ich bekam neulich eine Statistik vor Augen, die ein guter Professor um die Mitte des Jahrhunderts mit großem Fleiße zusammengestellt hatte; er suchte unter anderem auch, die Nationen und Großstädte Europas bezüglich des sittlichen Verhaltens zu vergleichen, und wählte dazu ganz einfach die Zahl der unehelichen Geburten, wobei er denn zu sehr merkwürdigen Ergebnissen kam: so nahm darnach in Frankreich die Unsittlichkeit „erfreulicherweise“ ab und stand überhaupt hinter der deutschen zurück; ferner zeichnete sich Paris immer vorteilhafter selbst vor viel kleineren Städten aus . . . Welch' schönes Denkmal der Prüderie!

Wir beurteilen das sittliche Verhalten umso nachsichtiger, je näher es der gesunden Norm kommt. Gerade auf diesem Gebiete, dem alle unsere Entartung entsprang, wird sich eine durchgreifende Besserung nur langsam erzielen lassen. Strengere Vorschriften schaden heute mehr als sie nützen: so ist beispielsweise die geregelte und überwachte Pro-

stitution sicherlich ein Schandfleck — einer der vielen Schandflecken auf unserer Civilisation; wo man sie aber in Anbetracht des Mädchenhandels und des ganzen Schmutzes, der ihr anhaftet, einfach aufhob, da sah man sich bald noch schlimmeren Zuständen gegenüber. Und nun will man in manchen Staaten Nordamerikas den mit Syphilis behafteten Männern die Ehe verbieten. Wie will man denn da vorgehen? Es müßte also ein ärztliches Gutachten vorgewiesen werden, das sich aber natürlich nur auf den augenblicklichen Zustand beziehen könnte; wollte man überdies auf alle diejenigen, die einmal eine derartige Infektion hatten, jenes Gesetz anwenden, so müßte man leider heutzutage schon die größere Hälfte der Männerwelt von der Ehe ausschließen. Damit aber wäre nicht nur einer weiteren Ausbreitung der Unsittlichkeit und der Geschlechtskrankheiten keineswegs vorgebeugt, sondern auch die Ehe wäre ihrem Ideale nicht nähergerückt: es können Personen an schwerer Zerrüttung der Geschlechtsorgane leiden, obwohl sie nie außerehelichen Verkehr trieben und demnach auch nie inficiert waren; hier müßte also ein weiteres Verbot eintreten. Sodann sind alle Mittel zur Verhinderung der Empfängnis schädlich: drittes Verbot. Und so ginge es weiter mit Polizeivorschriften, die immer zu einseitig und daher ungerecht, vor allem aber unzweckmäßig bleiben müßten, und schließlich nichts als unerquicklichen Hader oder allgemeine Eheschen zur Folge hätten. Nicht zu vergessen bleibt, daß es auf den Zustand der Frau noch mehr ankommt, als auf den des Mannes; und gerade bei ihr sind von selbst oder durch Onanie entstandene Geschlechtskrankheiten ziemlich häufig. Es kann ferner die Unfruchtbarkeit dem Weibe zwar nicht so sehr zum Vorwurfe gereichen, also auch nicht so leicht zum Ehehindernisse werden, als die Impotenz des Mannes; ihrem Wesen nach entsprechen sich aber beide Krankheitszustände vollkommen.

Es muß auf diesem Gebiete vor allem folgendes erstrebt werden: Ehen sollte man wieder immermehr aus Zuneigung, statt aus allerlei äußeren Rücksichten schließen; — Selbstzucht bei bereits Einsichtigen, Erziehung bei Kindern sollte darauf hinwirken, daß man das Gesunde, Normale, Naturfrische an der Mitwelt und somit auch am anderen Geschlechte besonders schätzen lerne, indem die Kinder an Kräften und Alter zu verschiedener oder vollends beiderseits kränklicher Ehegatten meist bestenfalls schwächlich und schwer zu erziehen sind; — die Gatten sollten ihr gegenseitiges Verhalten genau regeln und bestrebt sein, einander von Mißbräuchen oder unbesonnenem Sichgehenlassen abzuhalten, besonders sollte der jeweilig stärkere Teil (gerade hier nicht immer der Mann) hierauf bedacht sein; so sollte die Zusammenkunft vermieden werden, wenn einer der Gatten ermüdet oder etwa durch Alkoholgenuß unnatürlich erregt ist; — die Versuchung zu unzeitigem Genusse sollte thunlichst vermindert werden, namentlich sollte

jeder der Gatten seine besondere Lagerstätte, womöglich sein eigenes Schlafzimmer haben. Da übrigens noch längere Zeit vergehen wird, ehe aus Musterehen und aus vernünftiger Erziehung ein gesundes Geschlecht hervorgegangen ist, so sollte man wenigstens diesem Ziele schrittweise immer näher zu kommen suchen. Wie schon gesagt, ist eine Regelung der Auswanderung nicht nur der bereits vielerorts bei uns vorhandenen Uebervölkerung wegen, sondern auch deßhalb von Nöten, weil es auf ein naturgemäßes Verhalten in der Ehe ankommt. Obige Einschränkungen vorausgesetzt, ist es nämlich selbstverständlich das einzig richtige, wenn die Ehegatten sich so verhalten, wie es ihrem natürlichen Fühlen und Empfinden entspricht: dabei wird aber bei den Deutschen noch auf lange Zeit hinaus die Durchschnittszahl der Kinder in jeder Ehe beträchtlich sein. Nicht zufällig ziehen wir allemal gerne den Hut vor der Mutter einer zahlreichen Kinderschar; und glaubt man denn, daß man nur so mir nichts dir nichts zum Pantoffelhelden oder zum Hausdrachen werde? Ich halte insofern Reuters kinderreiche Frau Pomuchelskopp für eine verfehlte Erfindung. Und vereinzelt aufwachsende Kinder werden heute nur zu leicht verweichlicht und verzogen; Gott bewahre uns vor einer Gesellschaft von Muttersöhnchen und ihren weiblichen Verwandten! — Späterhin wird aller Wahrscheinlichkeit nach die heute sehr gesteigerte Empfängnisfähigkeit der deutschen Frau allmählich wieder abnehmen und damit schließlich auf rein natürlichem Wege das erzielt werden, was so vielfach auf unnatürliche und daher verderbliche Weise erstrebt wurde.

Das Eingehen der Ehe sollte eher erleichtert, als erschwert werden; namentlich aber sollte sich der Staat der unehelichen Kinder aufs angelegentlichste annehmen. Einmal entspringen diese leider häufiger, als die ehelichen, einer auf starker, wenn auch vielleicht nicht dauernder gegenseitiger Zuneigung beruhenden Verbindung, und es stehen meist beide Eltern in der Jugendkraft, daher solche Kinder durchschnittlich entwickelungsfähiger sind, also auch ein besseres Material abgeben, als diejenigen, welche aus Vernunftehen oder von kranken Ehegatten stammen; sodann kommt es gerade jetzt unter allen Umständen darauf an, zu betonen, daß selbst außerehelicher Verkehr, wenn er in natürlicher Weise stattfindet, höher zu achten ist als jede — besonders gerade als unter Ehegatten betriebene Unnatur: vor allem gilt dies für den auf dem Lande nicht seltenen Fall, daß ein Paar äußerer Umstände halber noch nicht heiraten kann, aber aller Wahrscheinlichkeit nach später dazu kommen wird. In solchen Fällen werden die Kinder dasselbe Los haben, wie die ehelichen; diejenigen aber, welche heute dem Staate zur Last fallen, könnten der Ausbreitung der Regeneration großen Vorschub leisten, falls diese einmal von der Regierung in die Hand genommen und die staatlichen Er-

ziehungsanstalten nach gesunden Grundsätzen eingerichtet wären. Wenn in Oberitalien, trotz der herrschenden Armut, die Bevölkerung noch stark zunimmt, dabei durchschnittlich durch Größe, Kraft, Fleiß und Biederkeit von den meisten Stämmen Südeuropas auffallend absticht, so ist dies, von der regen Auswanderung abgesehen, sicher nicht zum wenigsten den seit langer Zeit selbst in kleineren Städten bestehenden, gut eingerichteten und unentgeltlichen Findelhäusern zu verdanken. In Paris, aber auch schon in deutschen Großstädten, mehren sich hingegen in bedrohlicher Weise die Fälle von verbrecherischer Ausbeutung oder bestialischer Mißhandlung der Kinder durch Eltern oder Ernährer (die Bestien mögen uns den Ausdruck „bestialisch" verzeihen, denn sie lassen sich solcherlei nie zu Schulden kommen): eine Regierung aber, die nicht einmal imstande ist, zu verhindern, daß Krüppel, Bettler, Dirnen und Verbrecher aus Kindern absichtlich großgezogen werden, die kann keine große Zukunft haben und verdient auch keine; sie verdient vielmehr die ihr feindlichen, immer zahlreicheren Socialisten und Anarchisten!

Endlich mag noch eins hervorgehoben werden. Selbst Dr. Damm läßt unter Umständen ein Mittel zur Verhütung der Befruchtung gelten, welches mit verschwindenden Ausnahmen wirksam ist — die Cohabitatio lateralis. Das ist, wohlgemerkt, nicht die Lösung der Uebervölkerungsfrage, sondern ein Notbehelf, ein möglichst geringes Uebel; und als solches kann es da vorteilhaft wirken, wo sonst nicht mehr zu helfen ist, namentlich also unter Ehegatten, welche kaum imstande sein könnten, gesunde Kinder zu erzeugen oder zu erhalten; minder schädlich als die üblichen Mittel ist es, weil es ganz ungehinderte Hingabe der Gatten an ihr Gefühl und Ruhe nach dem Akte gestattet. Der natürlich ausgeübte Geschlechtsakt wirkt als Reiz, also stärkend auf den Organismus; ebenso beim gesunden Manne die natürlich eintretenden Pollutionen, welche während einer Wartezeit vor der Ehe und namentlich während der Schwangerschaft die Fortpflanzungsorgane leistungsfähig erhalten sollen; ebenso auch beim gesunden Weibe die Menstruation, welche, wie Dr. Damm gleichfalls ausführt, offenbar bezweckt, den weiblichen Organismus gegenüber den außerordentlichen Anforderungen, welche die Geburten an ihn stellen, leistungsfähig zu erhalten; sobald aber verschuldete oder unverschuldete Störungen eintreten, so wird die Wirkung verderblich statt wohlthätig. Fördernd kann die Cohabitatio lateralis nicht wirken, doch kann der Schaden im Verhältnis geringfügig sein, wenn die Gatten sich ganz besonders davor hüten, den Akt nach starker Aufregung oder im Zustande der Erschlaffung auszuüben; jedenfalls darf er nicht so oft ausgeübt werden, als unter gleichen Umständen der natürliche. — Innerhalb eines gesunden Volkes werden zum Glück auch solche Notbehelfe nicht mehr zu Recht bestehen.

* * *

Wie wird ein gesundes Kulturvolk aussehen und sich alle Tage verhalten? Daß kräftige, durchaus ebenmäßig entwickelte, hochwüchsige Gestalten immermehr vorherrschen, daß die durchschnittliche Lebensdauer immer länger werden, daß rüstige Greise von ehrwürdigem Aussehen und ohne Gebrechen immer zahlreicher für die Vollkraft des Stammes zeugen müssen, ist zunächst klar. Dazu wird sich aber allmählich auch eine neue Rasse ausbilden: die Angehörigen des Stammes werden sich an Größe, Leistungsfähigkeit, Charakter, Gesichtsausdruck und schließlich auch in allen äußeren Merkmalen immer ähnlicher, und zunächst bei den höheren, geistig arbeitenden Klassen der Typus immer reiner, edler und regelmäßiger werden. Und das wird besser sein, als die heute herrschende, endlose Mannigfaltigkeit der Typen. Man begegnet heute recht selten vollendeten Gestalten, ganzen und voll entwickelten Männern oder Frauen; oft findet man zwar prächtige Ansätze zu Männern oder Frauen, zum eigenen Ideale — meist bleiben es aber Ansätze, und die vielversprechende Knospe welkt, ehe sie zur Blüte wird; man sieht diese oder jene zu blendend schöner Entfaltung gelangte Eigenschaft an Körper, Geist oder Seele, daneben aber sind andere Teile zurückgeblieben, ausgeartet oder verkümmert. Und dabei ist jeder Einzelne wieder anders geartet, gewissermaßen anders gemischt, ein neues Rätsel. Schon im Aeußeren finden sich namentlich beim weiblichen Geschlechte selbst in jeder einzelnen Stadt so große Gegensätze, daß, wer sich ihm genähert und nicht Befriedigung oder zu seinem Glücke gleich die passende Frau gefunden hat, nur zu leicht von der Blonden zur Schwarzen, von der Zarten zur Starken, von der Reifen zur Naiven übergehen und schließlich als abgeschmackter Lebemann enden wird. Ebenso sucht die im Erregungsalter befindliche junge Frau, von ihrer Ehe nicht befriedigt, wohl lange nach dem Manne, der ihr gewachsen ist; glaubt sie ihn einmal gefunden zu haben, so scheut sie vielleicht vor Unnatur und Verbrechen nicht zurück, um ganz mit ihm verbunden zu werden, — doch ist ihr dies gelungen, so hat sie erst recht die innere Befriedigung und Ruhe verloren. — Wenn zunächst einzelne Typen sich immermehr ihrer Vollendung nähern und schließlich gar ein einziger daraus hervorgeht, so wird dies sicher der dauernden, ruhigen, tiefen Liebe der einzelnen Ehegatten zueinander und damit der harmonischen Fortentwickelung des Ganzen viel förderlicher sein, denn umso leichter wird jeder die zu ihm passende Hälfte finden.

Ebenso ist die heutige unübersichtliche Mannigfaltigkeit der Kräfte, Fähigkeiten und Neigungen keineswegs vorbildlich; umso weniger, als diese beim Einzelnen oft großem und raschem Wechsel unterworfen sind. Gerade wir erstreben am allerwenigsten die Heranbildung menschlicher Schablonen, und das ist infolge des von Natur immer wechselnden Per-

sönlichkeitsprinzips zum Glück unmöglich, ganz besonders, wo der gesundete Stamm aus einem bisher in verschiedenster Weise entarteten und daher in allem sehr unterschiedlich gestalteten Volke hervorgeht; dazu kommen in Zukunft die immer noch sehr wechselnden Lebensumstände und auch die naturgemäß sich entwickelnde, stufenweise und daher nie gleichzeitig ganz in demselben Maße sich äußernde Verbesserung der Rasse. Doch diese persönliche Mannigfaltigkeit soll auf leiblichem wie auf geistigem Gebiete nur soweit gehen, als es möglich ist, ohne daß die Grundlage jeder gesunden Rasse, der volle ganze Mannes- und Frauenwert, davon berührt wird. Ist dem nun so, da müssen vor allem Vertrauen Achtung, Zusammenhalt der einzelnen Glieder untereinander sich immermehr dem gesunden Ideale der Menschenliebe nähern; die Anschauungen über das, was recht, wahr, gut, nützlich und schön, müssen immer gleichmäßiger, weil natürlicher und damit richtiger werden; und damit wird immermehr der Hader der Parteien und Rotten dahinschwinden, die sich heute grimmiger hassen und befehden, als zwei einander bekriegende Nationen. — Man spricht viel von den vier Temperamenten und glaubt, es seien ihnen alle möglichen Rücksichten entgegenzubringen: es entspricht dies der Sucht, alles hübsch wissenschaftlich in einem Schubfache unterzubringen, denn wer hätte wohl einen echten Vertreter eines Temperaments mit Augen gesehen? Da müßte man schon im tobenden Schnapsbruder das Urbild des Cholerikers oder im dickwänstigen Bierphilister dasjenige des Phlegmatikers erblicken! Der nicht in allzu auffallender Weise abnorme Durchschnittsmensch (normal ist heute der Durchschnitt erst recht nicht) zeigt Spuren und Mischungen aller Temperamente, oft gleichzeitig oder doch unter verschiedenen Umständen und in verschiedenen Lebensaltern; was wir als Aeußerungen des Temperaments auffassen, sind meist nur zeitweilige Ausbrüche oder selbst krankhafte Ecken und Spitzen. Ein gesunder Stamm wird von den Temperamenten nur soviel beibehalten, als eben mit gesunder Menschlichkeit vereinbar ist: hierin wird das Persönliche, Originelle beim Einzelnen besonders sich äußern, während es heute oft geradezu nur in Fehlern und lächerlichen Auswüchsen hervortritt; mit der Gesinnung muß auch die Art, die Welt anzuschauen und von ihr Eindrücke zu empfangen, — muß auch der Geschmack immer gleichmäßiger werden.

Ein gesundes Kulturvolk wird nicht nur äußerlich schön sein, sondern auch der Körperpflege große Sorgfalt zuwenden, denn jeder weiß eben, daß davon die eigene Leistungsfähigkeit und damit ein Teil der Zukunft des Ganzen nicht zum wenigsten abhängt; die geringe Sorgfalt, die heute selbst viele Gebildeten auf ihren Körper verwenden (man schaue beispielsweise einmal jedem in den Mund!), würde dort nicht minder streng beurteilt werden,

als der Gebrauch unnatürlicher Mittel zu vermeintlicher Hebung der Schönheit. Wir sorgen oft deshalb wenig für unseren Leib, weil wir von ihm wenig mehr zu erwarten haben oder weil uns die damit verbundene, täglich sich erneuernde Arbeitsleistung in unserem kranken Zustande lästig wird; mancher steht sogar deshalb immer später auf, als nötig, weil er die Toilettenzeit fürchtet. Für den Gesunden ist naturgemäße Körperpflege etwas so selbstverständliches, daß es ihm nie einfällt, sie als Last zu empfinden; sie wirkt vielmehr bei ihm als angenehmer Reiz.

Die Kleidung der Zukunft wird drei Anforderungen zu genügen haben: sie muß gesund sein, das heißt die Entwickelung und Bethätigung der Körperkräfte in keiner Weise behindern; sodann muß sie zweckentsprechend oder praktisch und endlich, soweit es geht, schön sein, d. h. sie darf die natürliche Schönheit des Trägers nicht beeinträchtigen. Wir wollen uns nicht in Einzelheiten unserer üblichen Kleidung verlieren; nur soviel sei gesagt, daß hier die Schablone heutzutage besonders nachteilig wirkt, denn innerhalb entarteter Menschen paßt keineswegs dieselbe Kleidungsart für jeden Einzelnen. Nehmen wir hingegen einen gesunden Stamm, so wird es als ganz allgemeine Regel aufgestellt werden können, daß die Kleidung der Abhärtung möglichst großen Spielraum lassen sollte. Unsere Ueberlegenheit über die Stämme der tropischen und der kalten Landstriche verdanken wir sicher nicht zum wenigsten der Kräftigung durch ein starkem und raschem Wechsel unterworfenes, also hartes Klima, wie denn alle großen, weithin herrschenden Kulturvölker die sogenannten gemäßigten Zonen bewohnt haben, oder doch von ihnen ausgegangen sind. Es käme demnach darauf an, den Einfluß der klimatischen Wechselfälle möglichst wenig zu behindern, also eine möglichst gleichmäßige, leichte Kleidung immer beizubehalten und höchstens, nach Maßgabe der jeweiligen Widerstandskraft, gegen allzu starke Einwirkungen des Klimas sich zu schützen. Damit haben wir zugleich einen der beiden praktischen Hauptzwecke der Kleidung genannt, der andere besteht in der Befriedigung des Schamgefühls. Es ist selbstverständlich, daß eine Gesellschaft, die nicht so zimperlich, förmlich und dabei in sinnlicher Hinsicht so reizbar ist, als die unsere, hierin anderen Grundsätzen gehorchen wird, als wir. Soviel darf aber bestimmt vorausgesetzt werden, daß ein gesundes Kulturvolk in dieser Beziehung eher dem germanischen, als dem altgriechischen Standtpunkte sich nähern, und daß es deutliche Unterschiede in der Kleidung zwischen Kindern und Erwachsenen, sowie zwischen beiden Geschlechtern beibehalten wird. Was endlich die ästhetische Seite der Kleidung betrifft, so wird diese wohl vor allem nicht durch grelle Gegensätze den von Natur harmonischen Eindruck des Körpers verwischen; sonst glauben wir aber, daß je nach Stand, Beruf und sonstigen Eigentümlichkeiten eine große Mannigfaltigkeit zu Tage treten wird, eher

der mittelalterlichen Sitte oder den so wechselnden Volkstrachten als hellenischem Brauch entsprechend; denn man darf nicht vergessen, daß die alten Griechen Kleinstädter waren und unter ziemlich einförmigen Verhältnissen lebten. Soviel ist ferner gewiß, daß alle sogenannten Schönheitsmittel schwinden müssen, die dem Körper schaden oder seine natürliche Form verändern, als da sind Schnürleiber, zu enges oder unnatürlich geformtes Schuhwerk, Schminken, allzu auffallende oder zahlreiche Schmucksachen und was sonst namentlich unsere Damen entstellt; und wenn manche glaubt, ohne Korsett könne sie sich nicht recht aufrecht halten, so darf man ihr getrost antworten: „da müssen Sie ja bedauerlich krank sein!" Bei derlei heißt es heute: „das ist Geschmackssache und de gustibus non est disputandum." Gewiß, aber es giebt eben zweierlei Geschmäcker, gesunde und entartete!

Der Mensch bedarf von Natur nicht nur der Arbeit, sondern auch der Erholung; das Vergnügen ist ein teilweise nützlicher, ja notwendiger Reiz inmitten der fortgesetzten, ernsten Lebensarbeit. Wenn wir nun bedenken, wieviel Zeit und auch Geld uns während unseres kurzen Erdenlebens durch die Entartung, die Sinnlichkeit, durch Krankheit, sowie allerlei lästigen Modeblödsinn genommen wird, so ist es klar, daß dem Gesunden ebensoviel zu wirklicher Erholung und Veredelung übrig bleiben muß. Wir haben heute kaum Zeit, unsere ganze Pflicht auch nur auszudenken, geschweige denn zu thun; und doch, welch' große Rolle spielt unter uns die Langeweile! Unter Gesunden werden die Erholungsstunden damit nützlich ausgefüllt werden, daß man in möglichster Abwechslung Reize auf sich wirken läßt, welche den Organismus vorteilhaft beeinflussen. Wir werden weiterhin auf Schauspiel, Musik und Litteratur zurückkommen; soviel ist gewiß, daß sie ebensowenig, als die materiellen Genüsse oder als die meist so geistlosen Gesellschaftsspiele, in Unmasse genossen werden sollten, sonst tritt Uebersättigung oder stupide, schwächende Gewöhnung ein. Andererseits darf man sich von der Erholung aber auch nichts abgehen lassen; heute darf man, wenn man gestört wird, wohl sagen: „ich habe leider zu arbeiten!" Wer aber sagen würde: „ich muß leider spazieren gehen," dem würde dies geradezu als Rohheit ausgelegt, und es wäre doch geradeso berechtigt; mancher findet hier allerdings einen anständigen Ausweg, indem er sagt: „der Doktor hat mir Bewegung verordnet"

Der Sport wird in noch ausgedehnterem Maße, vor allem aber allgemeiner und viel weniger einseitig betrieben werden, als heute. Hierher rechnen wir zunächst nicht, was eben so gut wie gar keine Selbstbethätigung fordert, als Angeln, Automobilfahren u. s. w. Aber auch echter Sport wirkt schädlich und vor allem verdummend, sobald er zum Selbstzwecke wird und ausschließlich vorherrscht. Giebt es unsinnigere und widerlichere Schauspiele, als etwa jene großen Radrennen, wo eine Anzahl Berufsradler sich in der

ärgsten Sonnenhitze schinden und vielleicht gefährlich überanstrengen, um auf besteingerichteter Bahn in einer mehr oder weniger großen Sekundenzahl so- undso oft im Kreise herumzufahren? Dabei gehört zu dieser Leistung keine weitere Fertigkeit, als sich auf dem Rade halten und es ordentlich lenken zu können, was jedes Kind in ein paar Tagen lernt; das übrige läuft auf ein- seitige Dressur und auf Reklame zu Gunsten des gewinnenden Rades hinaus. Solange der Sport nicht kräftige, in allen Lagen tüchtige Männer schafft, sondern nur Rad-, Reit-, Eis- und Rudersimpel und wütende Kraxler, so verfehlt er seinen Zweck; er ist dann mindestens ebenso oft thöricht und lächerlich, als wohlthätig. All' diese Größen des Sports, die meist für nichts anderes mehr Zeit und Sinn haben, als für ihr eng begrenztes Feld, sind, wie schon aus ihrer nur selten kräftigen oder gleichmäßig entwickelten Erscheinung hervorgeht, noch lange keine ganzen Männer; aber wo die Mannhaftigkeit nicht da ist, da will man sie wenigstens „markieren". Wenn solcherlei Kraftleistungen nachahmens- und staunenswert sind, dann hat es ja mancher herrlich weit gebracht: Heil dann jenem Durand, der sich 13 Tage lang aufhängen ließ und jedem 1000 Franken versprach, der auch nur zehn Minuten lang in derselben Lage ausharre, der ferner tagelang in eine Petroleumflamme blickte u. s. w.; Heil ferner jenem Dauerläufer, dem ich einmal kurze Zeit zusah, während er im Begriffe war, 50 Stunden lang fast ohne Unterbrechung, mit Gewehr und Rucksack, in einem Zelte herumzulaufen, wobei er schließlich eine größere Strecke zurücklegte, als zwei abwechselnd gerittene Pferde zusammen; Heil auch jenem Italiener, der 24 Stunden lang an einem fort Klavier spielte — zugehört hat ihm freilich keiner so lange; Heil dem dicken Noël, den ich einmal abgebildet sah, wie er ein Fuder Rotwein emporhält und in dieser Stellung den Inhalt aus dem Spundloch in den Mund schüttet; und Heil dem Hungerkünstler Succi, der sich schließlich für Moses hielt und nun, da das Hungern längst nicht mehr „zieht", sich angeblich bei lebendigem Leibe zur Mumie einbalsamieren lassen will. Schade nur, daß der Mensch, was einseitige Kraft und Ausdauer betrifft, von so vielen, namentlich sehr kleinen Organismen durchaus in Schatten gestellt wird: so vom Floh, der, wäre er von Menschengröße, mit Leichtigkeit über den Eiffelturm hinwegsetzen, mit einem Biß ein Loch wie ein großes Fenster, einreißen und mit einem Schluck eine dem eigenen Körpergewicht entsprechende Menge Blutes vertilgen könnte; so von der Ameise, von jedem Bazillus, aber auch vom Maulwurf und von der Ratte. Dafür kann der Mensch mit einem Schlage diese kleinen Wesen, mit Hilfe seines Geistes aber selbst den Walfisch und den größten Baum fällen; verliert er aber die Harmonie seiner Kräfte, so fällt er sich selbst, und so sind abnorme Leistungen, wie die obengenannten, genau so schädlich, widersinnig und jedem gesunden Gefühl

entgegen, als irgendwelche Krankheitsäußerungen. Wer ohne vernünftige Veranlassung sich überanstrengt oder gar an öfters wiederholte Ueberanstrengung gewöhnt, der handelt eben unvernünftig und erweist sich als entartet.

Man kann den Sport in zwei Klassen einteilen: solchen, der nur eine einseitige Wirkung ausüben kann und demnach nicht ausschließlich, nicht oft und von Kindern überhaupt nicht ausgeübt werden sollte (so Radfahren und Reiten — doch giebt letzteres schon mannigfachere Anregung und setzt größere Gewandtheit voraus), ferner Fechten und Schießen; andererseits solchen, der so ziemlich die ganzen Körperkräfte übt (so Turnen, Rudern, Schwimmen, in geringerem Maße auch jeder Wintersport). Natürlich kommt bei alledem nicht nur die Bewegung an sich, sondern auch die Wirkung der umgebenden Natur, der freien Luft in Betracht. Kalte Luft, kaltes Wasser — namentlich wo es rasch strömt, andererseits aber auch die Sonnenstrahlen, welch' letztere namentlich von der heutigen Kulturmenschheit viel zu sehr gescheut werden, wirken als starke Reize auf den menschlichen Organismus und können für sich allein schon, im richtigen Maß gebraucht, so wohlthätig und anregend wirken, als mancher Sport; etwas Arbeit im Freien, häufige Spaziergänge, ein gelegentlicher Jagdausflug können jenen oft genug ersetzen. — An vielseitiger Wirkung steht wohl der Alpensport unstreitig obenan: er fordert nicht nur Kraft, Gewandtheit und Ausdauer des ganzen Körpers, da dessen sämtliche Organe abwechselnd oder auf Augenblicke gleichzeitig zur Bethätigung kommen; sondern auch Wagemut, Geistesgegenwart, Ortssinn, Findigkeit, zielbewußtes Wollen müssen dem Berggänger mehr oder weniger eigen sein; und wenn er nicht einseitiger Kletterwut verfällt, so wird er leichter, als sonst ein Sportsjünger, durch seine Lieblingsthätigkeit auch in seelischer und geistiger Hinsicht günstig beeinflußt werden: die Notwendigkeit, sich, besonders auch in der Zeiteinteilung, festen Regeln zu fügen und allerlei gewohntes zu entbehren, die ganzen fremden, mehr urwüchsigen Verhältnisse, die Mannigfaltigkeit der Bewegung wie der umgebenden Natur, die menschenfeindliche Großartigkeit der letzteren, die stets gebotene Achtsamkeit, alles dies wirkt als treffliche Schule, — auch abgesehen von der stets gegebenen Möglichkeit zur Förderung wissenschaftlicher Fragen. Und doch, gerade diesem Sport ist die große Menge nicht grün; sie zieht ihn bald ins Lächerliche — was er selbst in seinen Auswüchsen weniger verdient, als mancher Blödsinn im städtischen Sportleben; bald wieder brandmarkt sie ihn als gefährliches Spiel. Man vergißt dabei, daß waghalsige Unerfahrenheit auch auf allen anderen Gebieten ihre Opfer zeitigt; und mindestens neun Zehntel aller Unglücksfälle im Gebirge sind Folgen sträflichen Leichtsinns, dem gerade nur der Kenner entgegenarbeiten kann. Es soll eben auch hier jeder allmählich lernen, was er sich zumuten darf, und darnach soll er handeln: wenn natürlich auch

der Bergsport, wie alles Irdische, seine zwei Seiten hat, so mag man den Hauptübelstand darin überblicken, daß die Versuchung zur Ueberanstrengung namentlich für den Anfänger im Gebirge häufig eintritt, während allerdings nur in selteneren Fällen eine solche zur Erhaltung des Lebens oder Wohlseins des Kletterers nötig sein wird. Wer es aber kann, der wagt bei der kühnsten und anstrengendsten Kletterpartie nicht mehr, als durchschnittlich irgendjemand auf seinem Arbeitsfelde, zumal wenn er seine Kenntnisse in richtiger Weise gebraucht und keine Vorsicht außer acht läßt, worin gerade die hervorragendsten Kletterer und Führer mustergültig zu sein pflegen Im übrigen sind Unglücksfälle im Gebirge durchschnittlich nicht häufiger, als bei irgend einer Bethätigung oder vollends bei irgend einem Sporte; man macht nur mehr Wesens daraus, und hieran ist wiederum nichts so sehr schuld, als unsere liebe Feigheit. Wer von einem Bergsteiger, der einmal, sei es auch infolge eigenen Leichtsinnes, einen Unfall hatte oder mit knapper Not einer Gefahr entging, nun fordert, er solle dem Gebirge für immer fernbleiben, der mag doch bedenken, wie oft wir täglich in Gefahr schweben. Mir kam es schon zweimal vor, auf einem Wagen zu sitzen, während er umstürzte, wobei nur durch glücklichen Zufall niemand ernstlich zu Schaden kam; soll ich mich deshalb nie mehr an Pferde und Kutscher heranwagen? Und wenn im Hochgebirge auch der Vorsichtige durch Steinschlag oder Lawine getroffen werden kann, so sind derartige Unfälle doch nicht häufiger, als solche, welche durch herabfallende Ziegel oder dergleichen in jeder Großstadt hervorgebracht werden. Wer ganz sicher laufen will, der soll doch immer im Bette bleiben . . . . bis er aus Mangel an Bewegung und aus Langeweile verludert, oder bis ihm das Geld ausgeht, oder bis ein Erdbeben das Haus erschüttert, oder bis eine Einbrecherbande allem den Garaus macht. Je nachdem wir der Zukunft entschlossen oder zaghaft ins Angesicht schauen, werden wir entweder jeden Augenblick oder aber überhaupt nie in Gefahr schweben. Der gesunde Mann scheut die Gefahr nicht, er freut und stärkt sich vielmehr daran, sie zu überwinden!

Ueber die Arbeit innerhalb eines gesunden Kulturvolks ist wenig zu sagen: es wird, nachdem allerdings anfangs manche Zweige gelitten haben, auf allen Gebieten bald ebensoviel und dann allmählich immermehr leisten, als wir; höchstens einzelne direkt schädliche und dabei entbehrliche Arbeiten werden wohl vermieden werden und für andere, gefährliche wird man Ersatz suchen und finden. Sonst wird ein Hauptmerkmal gegenüber unserem hastigen Drauflosarbeiten darin liegen, daß der Erholung mehr Raum gegönnt wird, nicht etwa nach der Schablone des Achtstundentages, sondern nach jeweilig billigen Grundsätzen; vor allem aber werden Frau und Kind nicht, wie heute so allgemein, zu Thätigkeiten herangezogen werden, denen sie von

Natur nicht gewachsen sind. — Wenn einmal die ganze Entwickelung in gesunde Bahnen geleitet ist, dann darf sich der Einzelne auch mehr mit seiner Berufsarbeit begnügen; freilich wird er sie nicht so kleinlich und einseitig auffassen, wie wir es oft thun — abgesehen von wahren Berufssimpeln, an denen es heute durchaus nicht fehlt: die aus Menschen- und Vaterlandsliebe hervorgehende Dienstwilligkeit gegenüber der Gesamtheit und der innere Lohn jeder wahren Arbeit werden künftig dabei die Hauptsache sein. Eine der bedenklichsten Erscheinungen der Jetztzeit ist das stete Hochhinauswollen; wenn je der Sohn sich gern mit einer für ihn besser passenden Stellung begnügen wollte, so wird er von seinen Eltern vorwärts gedrängt — oder aber will er selbst sich nicht mit dem Lose begnügen, das seine Eltern ihm zugedacht haben. Wenn einmal in gesundem Volke jede nützliche Arbeit wieder volle Anerkennung erlangen und mit befriedigenden Zuständen auch die Ruhe des Einzelnen zurückkehren wird, so muß es von neuem die Regel bilden, daß der Beruf sich vom Vater auf den Sohn gewissermaßen vererbt, und so werden auf vollkommen freier Grundlage Geschlechter von wahren Meistern für jedes Fach sich herausbilden. Schon heute sehen wir, daß ein gesunder Mann selbst unter durchaus nicht glänzenden Verhältnissen ruhig und zufrieden dahinlebt, und er muß schon besonderes Unglück haben, wenn er einmal sein Auskommen nicht findet. Den wahren Lohn seiner Thaten findet der Gesunde in sich selbst und im Gedeihen seiner Lieben; Anerkennung wird jedem zukommen, der der Gesamtheit gegenüber seine Pflicht thut; unverdiente Macht wird sich aber auch durch Gold und List nicht erschleichen lassen. Das Geld wird zwar bestehen bleiben, aber nicht mehr als A und O, als erste Bedingung zu Glück und Ansehen; sondern es wird, entsprechend seinem ursprünglichen Zwecke, die ziemlich bescheidene Rolle eines den Austausch der Lebensbedürfnisse und Arbeitserzeugnisse erleichternden Mittels spielen.

Was nun die Ruhe betrifft, so muß vor allem der Nacht ihr Recht gesichert werden. Nicht nur bedarf der Mensch, wenn er irgend gesund bleiben will, einer bestimmten Menge täglichen Schlafes (selbst beim kräftigsten erwachsenen Manne wohl nicht unter sechs Stunden), die er nur ganz ausnahmsweise kürzen oder entbehren darf; sondern er ist auch von Natur ein Nachtschläfer, er sollte wenigstens normalerweise die Zeit des tiefsten Sonnenstandes zur tiefsten Ruhe benutzen und demnach für gewöhnlich etwa zwei Stunden vor Mitternacht zu Bette gehen, da die tiefste Erschlaffung meist bald nach dem Einschlafen eintritt. Darnach wären die Berufszweige, bei denen vorwiegend oder ausschließlich nachts gearbeitet wird, thunlichst zu entlasten; ferner müßte erstrebt werden, die Abende nicht zu oft mit Vergnügungen auszufüllen und damit überhaupt mehr zur Sitte des Altertums und

des Mittelalters zurückzukehren, wo man gesellige Zusammenkünfte und Festlichkeiten meist nachmittags abhielt; damit würde auch einer allzu häufigen Wiederkehr solcher Vergnügungen vorgebeugt und das wird schon ein Vorzug sein, denn hier wie überall schadet das Uebermaß — auch insofern, als es den Reiz schwächt und entwertet. Der Feiertag soll in Zukunft zugleich zum Freudentage werden.

Bezüglich der Nahrung des Menschen werden zwei Hauptregeln stets Geltung behalten: sie muß genügend und sie darf nicht zu einförmig sein; es bedarf schon des auf andauernd harte Arbeit folgenden Hungers und langer Gewöhnung, um fast alltäglich dasselbe Gericht zu essen, und auch dann bleiben Störungen selten aus, namentlich wenn pflanzliche Stoffe oder überhaupt frische Nahrung ganz fehlen. Hingegen sind die Vegetarier im Unrecht, wenn sie im Hinweise darauf, daß unsere Eß- und Verdauungswerkzeuge denen der Affen, also reiner Fruchtfresser, so ziemlich entsprechen, in der Rückkehr zu „naturgemäßer Nahrung“ das Heil der Menschheit erblicken. Der Magen ist nicht der Mittelpunkt, sondern ein bloßer Diener unseres Organismus, wenn auch als solcher fast so wichtig, als Lungen und Herz; nur bei gesundem Nervensystem kann jener die Kräfte des Menschen erhalten und erneuen, sonst nützt ihm die beste Nahrung nichts. Ein gesunder Mensch kann allerdings nicht nur kurze Zeit lang hungern, nicht nur lange Zeit mit sehr mäßiger Kost auskommen, sondern er kann auch dauernd von Pflanzenstoffen leben, denn von diesen sind viele, in genügenden Mengen genossen, dem Fleische an Nährkraft sogar überlegen. Daß aber der Mensch sich der gemischten Kost längst angepaßt hat, das geht daraus hervor, daß von jeher gerade die gesündesten, höchststehenden, leistungsfähigsten Stämme stets in dieser Weise sich nährten, und zwar selbst in tropischen Gegenden, wo Früchte im Ueberflusse vorhanden sind. Zwei große Kulturvölker, die alten Aegypter und die Inder, waren oder sind allerdings reine Pflanzenesser, sie sind aber doch stark entartet und in Bälde der Fremdherrschaft verfallen; hingegen lebten die Germanen nicht, wie mancher Vegetarier behauptete, von Hafer, sondern sogar überwiegend von Jagdtieren, verschmähten auch Bier und Meth nicht. Die vegetarische Lebensweise vermag bei chronisch leidenden und sehr geschwächten Menschen eine Besserung herbeizuführen, wie jede nicht als Ueberreiz wirkende Gewohnheitsänderung; vor allem kann die Fernhaltung aller starken Reizwirkungen, welche den Organismus nicht zur Ruhe kommen lassen, eine erhebliche Verlangsamung des Leidensganges bewirken. Wenn hingegen die Vegetarier versichern, ihre Lebensweise bringe ihnen Gesundheit und Kraft, so müssen sie diesen Begriffen eine sehr bescheidene Deutung geben. Jene Kraft hat sich bisher nur auf einem Gebiete bewährt, nämlich auf dem des Dauermarsches; nun kann, wie ich aus eigenster Erfahrung weiß, ein Mensch,

der längst nicht das seiner Größe entsprechende Gewicht und wenig entwickelte Muskeln besitzt, doch nicht nur eine große Widerstandskraft gegen Witterungseinflüsse und Entbehrungen besitzen, sondern auch ziemlich starke Marschleistungen sogar leichter bewältigen, als mancher viel kräftigere Mann; auf die Verteilung des Gewichts, auf den augenblicklichen Zustand, auf Uebung kommt es hierbei viel mehr an, als auf normale Kraft. Wenn die Vegetarier auf allen Gebieten der körperlichen Bethätigung sich hervorthun, dann mögen sie ihre Stärke preisen. — Die Fleischnahrung hat zunächst erst die Ausbreitung des Menschen über die Erde ermöglicht; bei einiger Einsicht muß jeder bald erkennen, daß die Erde nur sehr schwach bevölkert sein könnte, daß namentlich ein großer Teil der gemäßigten und die ganzen kälteren Zonen unbewohnt bleiben müßten, wenn wir auf Fruchtnahrung angewiesen wären; von einer Kultur könnte ferner nicht die Rede sein, der größte Teil der Gewerbe- und Handelszweige fiele von selbst weg oder müßte doch aus Mangel an Arbeitskräften darniederliegen. Die letzte Konsequenz dieses Vegetarismus wäre die Forderung, der Mensch solle sich in tropische Gegenden zurückziehen, wo er nackt auf Bäumen leben und ohne Anstrengung genug Früchte finden könne — und das, obwohl alle Kulturvölker und die gesündesten, kräftigsten, edelsten Stämme in der gemäßigten Zone aufwuchsen. Es wurde wohl auch gesagt, dem Menschen sei das Obst, so wie es ist, stets angenehm, hingegen rohes Fleisch geradezu widerlich: auch hier kommt es aber sehr auf Gewohnheit an, vor allem aber erscheint ein Braten den meisten sehr appetitlich, und der Mensch hat eben das Feuer nicht umsonst erfunden; auch die meisten Pflanzenstoffe lassen sich nicht gut roh genießen. Keiner von denen, die bloß von Schrotbrot und Obst leben wollen, hat es noch lange ausgehalten. Nicht minder bedenklich ist es übrigens, sich ausschließlich von Fleisch zu ernähren, woraus sogar schlimme Krankheitszufälle sich ergeben können. Das Fleisch übt auf den Organismus dadurch, daß es sich rascher zersetzt, als die Pflanzenkost, eine stark anregende Wirkung, die es als Uebergang zu den reinen Genußmitteln erscheinen läßt; Nervosität, Vollblütigkeit, Heftigkeit können durch ausschließlichen Fleischgenuß noch sehr gesteigert werden.

Wir verstehen heute gar nicht recht, zu essen. Wir legen, wo es geht, hohen Wert auf reichliche, kräftige Kost und übermüden dadurch leicht unsere Verdauungskräfte, denn Bedürfnis und Leistungsfähigkeit des Einzelnen sind heute sehr verschieden, während man sich andererseits leicht daran gewöhnen kann, sich mehr als nötig zuzumuten. Wir thun, als ob es nur darauf ankäme, dem Körper viel Nahrungsstoffe zuzuführen, damit er wachse, blühe und gedeihe: „was der Mensch ißt, das ist er“, sagt Moleschott. Statt dessen lebt aber der Mensch nicht einmal von dem, was er ißt, sondern von dem, was er verdaut; und je nachdem sein Nervensystem gesund oder abnorm

ist, kann er entweder bei sehr einfacher und mäßiger Kost aufblühen oder bei brechenden Tafeln dahinsiechen; es können ferner zwei ganz dasselbe genießen und doch bleibt der eine mager, während der andere dick und dicker wird. Wenn ich alles nach Belieben einrichten könnte, so würde ich es mit dem Essen ungefähr folgendermaßen halten: täglich drei Mahlzeiten, die wichtigste um Mittag oder kurz vorher, denn das ist bei uns der tägliche Wendepunkt von der aufsteigenden zur absteigenden Erregung des Nervensystems; wöchentlich zwei Fasttage, an denen weder Fleisch noch Genußmittel, sondern nur Milchspeisen und einfache, ländliche Pflanzenkost auf den Tisch kämen, denn immerfort scharfe, anregende Speisen zu essen hat nicht nur oft genug bedenkliche Folgen, sondern verdirbt auch durch Einseitigkeit geradezu den Geschmack und den gesunden Appetit; wöchentlich zwei Tage mit besonders reichlicher, feiner und mannigfaltiger Kost: es sollten dies zugleich Tage sein, an denen die gewohnte Arbeit nicht oder nur auf kürzere Zeit vorgenommen wird, hingegen Geselligkeit und Zerstreuungen zum Teil deren Stelle einehmen — auch kann gerade an solchen länger aufgeblieben werden.

Die Genußmittel sind zwar niemals nahrhaft — auch das Bier nicht, aber sie können, im rechten Maße angewandt, eine angenehme und nützlich anregende Wirkung auf den Organismus ausüben, was sie geradezu unschätzbar macht; sie ganz zu verwerfen, wäre nicht minder falsch, als die Fleischkost ganz zu verbieten. Ein gesunder Mensch verfällt der Trunksucht oder dem Morphinismus überhaupt nicht; es sind dies vielmehr Erscheinungen der Entartung, denen z. B. die Gewöhnung an tägliche oder vielmehr allnächtliche Zerstreuungen, die Spielwut, die Ausschweifung und dergleichen durchaus wesensähnlich sind. In allen solchen Fällen besitzt der geschwächte Organismus nicht mehr die Kraft, ohne stets wiederholte einseitige Erregung des Nervensystems, also ohne steten Ueberreiz, auszukommen, und daran muß er, aller Voraussicht nach, rasch zu Grunde gehen: es ist als ob die Natur den, der einmal rettungslos der Unnatur verfallen ist, schonungslos auszumerzen suche. Es hat daher auch im großen Ganzen keinen Zweck, solchen Leidenschaften durch Polizeiverbote oder Mäßigkeitsvereine entgegenzutreten, denn selbst wo dem Leidenden wirklich die Möglichkeit genommen wird, seinen abnormen Trieb zu befriedigen, da wird jener doch bald anderen üblen Gewohnheiten verfallen; ein gesund gewordener Trunkenbold ist so selten, wie ein weißer Rabe. Die Temperenzler mögen zwar meist wohlmeinende, von der Vortrefflichkeit ihrer Sache überzeugte Menschen sein, — soviel ist aber sicher, daß ihre Erfolge sie keineswegs zu der Sprache berechtigen, die sie im Munde führen. Vor allem ist es auch hier unrecht, nach der Schablone zu urteilen, denn die Wirkung der Genußmittel ist je nach Geschlecht, Lebensalter, Rasse, Klima und Gesundheits-

zustand äußerst verschieden: bei gesunden, ungebildeten Leuten können Fälle von Unmäßigkeit ziemlich häufig eintreten, ohne selbst auf kurze Zeit größeren Schaden zu hinterlassen; ganz abgesehen von Fällen, wie der von Montegazza erwähnte Chirurg Politiman, der sich von seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre an regelmäßig jeden Abend betrank und doch noch am Tage vor seinem Tode, 140 Jahre alt, eine krebsleidende Frau operirte; wahrscheinlich wäre er ohne sein Laster, dem er sich so sehr angepaßt hatte, nicht einmal so alt geworden, denn er hätte dann schwerlich so regelmäßig gelebt. Ehe man den Alkoholismus an allen Verbrechen schuld sein läßt, bedenke man doch gefälligst, daß eine neuere Statistik in Amerika unter den Verbrechern einen auffallend hohen Prozentsatz von Temperenzlern nachwies — natürlich zweifelhaften Subjekten, die durch Geldpreise und dergleichen angelockt waren, aber eben doch mit Leichtigkeit der geistigen Getränke sich entschlugen. In Südeuropa, besonders in Unteritalien, giebt es viele Männer, die geradezu einen Widerwillen gegen die meisten Genußmittel haben, nichtsdestoweniger aber keineswegs Mustermenschen sind; dieser Klasse gehören beispielsweise die meisten italienischen Anarchisten an. — Die Behauptung Moleschotts, der Alkohol sei eine Wohlthat für die unteren Volksschichten, ist zwar auch übertrieben, doch nicht mehr als das, was die Temperenzler behaupten: denn wenn ein armer, ungebildeter Mensch obendrein schwach, kränklich oder wenigstens seiner Arbeit nicht gewachsen ist, so wird er, solange er eben nicht gesund geworden ist, sein Leben nicht leicht ohne häufigen Alkoholgenuß ertragen, da er sich eben nur auf diesem Wege Anregung, Kraftgefühl, schöne Träume oder Vergessenheit zu schaffen weiß. Als man den Branntweingenuß durch hohe Zölle den ärmeren Klassen Irlands fast unmöglich machte, da verfielen diese auf den Genuß von Schwefeläther: das heißt doch wahrhaftig „vom Regen in die Traufe!“ Wohl ist es beachtenswert, daß kein gesundes Naturvolk die stärksten und daher gefährlichsten Genußmittel kannte, als Alkohol, Opium, Koka u. s. w. und man darf daraus wohl schließen, daß ein gesundes Kulturvolk sich ihrer immer weniger, vielleicht nur mehr als Arzneien, bedienen wird. Aber im Wein, im Bier, im Kaffee, im Tabak wird der Mensch auch in Zukunft dankenswerte Gaben der Schöpfung erblicken; freilich wird er sie, je gesünder und je gebildeter er ist, immermehr nach richtigem Maße gebrauchen, und nicht etwa alltäglich und allabendlich, wie selbst „mäßige“ Leute der Jetztzeit. — Sollen etwa jene zahllosen Dichter, die in allen möglichen Sprachen das Lob des Weines sangen, sämtlich bedauernswerte Thoren gewesen sein? Da bleibt's dabei: wer sich ängstlich jeden Genuß versagen muß; wer nicht hier und da gern sein Leibgericht, und sei es auch nur Sauerkraut mit Speck, verzehrt, und dazu je nach seinen Mitteln einen guten Tropfen trinkt, und hernach je nachdem eine Havanna oder

eine Pfeife Pfälzer schmaucht, — der ist ein armer, kranker Mann auf Erden.

* * *

„Wann kommt aber denn endlich die Hauptsache zur Sprache?“ — So höre ich fragen! Welche Hauptsache? Ach ja, natürlich; vom Haupte, von der Regierungsform sollte die Rede sein. Freilich, diese Frage ist uns gerade nicht so wichtig, als sie wohl manchem scheint. Wo die Gesundheit herrscht, da entspricht äußere Freiheit der inneren; eine stete Bevormundung durch Mode- und Polizeivorschriften ist dann eher lästig, als nützlich. Im übrigen können wohl verschiedene Staatsformen zur Geltung kommen; es fragt sich nur — wir denken dabei zunächst an Deutschland, — welche am zweckmäßigsten sein und daher wahrscheinlich Anwendung finden wird; und darauf antworten wir ohne Zaudern: die monarchische! Innerhalb eines Volkes von lauter echten, gesunden Persönlichkeiten wird man der eigentümlichen Richtung des Einzelnen und dem Segen der Mannigfaltigkeit volle Anerkennung zollen. Hat es nicht von jeher Männer gegeben, die zum Herrschen wie geboren waren, daher ihnen selbst in ganz freien Staatswesen stillschweigend der weitgehendste Einfluß eingeräumt wurde, wie z. B. in Athen dem Reiterobersten Perikles? Ich habe deutsche und fremde Demokraten wohl sagen hören: „so ein Mann, wie der jetzige deutsche Kaiser, wäre uns als Staatsoberhaupt schon recht!“ — In der Vervollkommnung einzelner Eigenschaften können niemals alle gleichen Schritt halten, — das würde ja auch geradezu der Geselligkeit jeden Wert rauben; die Herrscherfamilien werden nun die ihnen nötigen Tugenden, als Weitblick, Menschenkenntnis, Verständnis für das Gesamtwohl und echten Stolz, sich immermehr zu eigen machen; es wird wahre Herrscher von Gottes Gnaden geben, denen man die oberste Leitung der Geschäfte gern überlassen wird, da man sie ja keinem würdigeren übergeben könnte.

Es wäre nun zwar ungerecht, nach den heutigen Demokratien das republikanische Prinzip beurteilen zu wollen; denn dieses kommt infolge der Entartung nirgends rein zur Geltung, wird vielmehr von der Plutokratie meist weit mehr vergewaltigt, als die monarchischen Staatsformen. Vergleichen wir Frankreich mit Deutschland, so finden wir, daß dort die Presse ungehinderter schalten kann — freilich beherrscht sie auch einseitig die ganze öffentliche Meinung, nicht zum mindesten dank ihren Uebertreibungen und Enten; — es kann niemand wegen Majestätsbeleidigung bestraft werden, weil der Präsident eben nur auf bestimmte Zeit gewählt, nicht kraft seiner Geburt gesetzlich anerkannte Verkörperung der Nation ist; wer aber die französische Nation beleidigt, wird bestraft, und vollends die Gesetze gegen Spione, Hochverräter u. s. w. sind weit strenger und peinlicher, als bei uns; — endlich,

und das ist ein entschiedener Vorzug, es macht sich die niedere Beamtenschaft und namentlich die Polizei dort nicht durch übertriebene Bevormundung des Laien und durch barschen Unteroffizierston bemerklich, sondern man hat mehr den Eindruck, als seien jene Leute wirklich des Publikums wegen da: es handelt sich aber hierbei mehr um eine speciell deutsche Unart, die keineswegs vom monarchischen Prinzip untrennbar ist und wohl nicht allzuschwer zu beseitigen wäre. Demgegenüber unterhält aber Frankreich, trotz seiner geringeren Bevölkerungszahl, doch weit mehr Beamten, als alle deutsche Staaten zusammen; die persönliche Freiheit des Einzelnen ist dort nicht eben größer, den großen Aktiengesellschaften gegenüber vermag er z. B. absolut nichts; namentlich aber sind die Steuern ganz unverhältnismäßig höher, als in Deutschland, das in dieser Hinsicht überhaupt bisher von allen Großstaaten Europas die geringsten Anforderungen stellt. — Nun ist Frankreich allerdings eine von geschichtlichen Erinnerungen an monarchische Zeitalter durchsetzte Republik. Nehmen wir statt dessen die Vereinigten Staaten, wo weder allgemeine Wehrpflicht noch staatliche Kirchengesetze bestehen, so müssen wir zwar anerkennen, daß der Einzelne dort freier ist; er genießt aber auch von Seiten des Staates nicht den Schutz, der uns wünschenswert erscheint, er ist viel mehr auf Selbsthilfe angewiesen und geht daher leichter zu Grunde, wie er auch leichter vom Stärkeren übervorteilt wird; nirgends ist die Macht des Geldes mit all' der daran klebenden Willkür größer; übrigens werden gegebenenfalls Übertretungen der Staatsgesetze streng bestraft, und die Temperenzgesetze mancher Staaten oder die in Virginien neu eingeführte, selbst auf Frauen anwendbare öffentliche Prügelstrafe wird beispielsweise nicht jeder nach seinem Geschmacke finden. Dank ihren ungewöhnlich großen Hilfsquellen, ihrer jedem gefährlichen Nebenbuhler entrückten Lage, ihrer energischen Bevölkerung, ihrem streng durchgeführten Föderal- uno Decentralisationssystem sind allerdings die Vereinigten Staaten bis jetzt noch das einzige Beispiel für den Fall, daß sich das demokratische Prinzip unter großen Volksmassen leidlich bewähren kann: im Altertum lassen sich nur einige griechische Kleinstaaten und Rom, solange es seinen Charakter als städtisches Gemeinwesen bewahrte, zu Gunsten dieses Prinzips anführen.

Soll aber ein gesundes Volk der Zukunft nicht vielleicht das Staatsideal der Anarchisten oder der Socialdemokraten verwirklichen? Über erstere denken wir ziemlich erbarmungslos; denn außer etlichen unklaren Idealisten wurden sie bisher nur durch absolut unreife, stark entartete Burschen vertreten; wir teilen eben nicht die schöne Ansicht, als handle es sich bei alledem um gleichberechtigte nationalökonomische Theorien, sondern wir fragen uns, was, wie die Menschheit nun eben ist, praktisch dabei herauskommen kann, und vor allem, von wem jene Theorien unterstützt werden. Die Kommune gelangte

ja allerdings in Paris auf kurze Zeit zur Herrschaft; freilich siegte damit nicht das angebliche Ideal der Anarchie, sondern eine widerliche Verquickung haltloser Unordnung mit dem gemeinsten Materialismus, und unter dem Vorwande der Notwehr wurden Blutthaten erneuert, die denjenigen der ersten französischen Revolution kaum nachstanden. Die von den Leitern der „Roten Internationale“ in London seinerzeit verfaßte umfangreiche Verteidigungsschrift der besiegten Kommune ist eines der größten Muster parteiischer und jesuitischer Beweisführung innerhalb der Weltlitteratur. — Nicht viel besser sieht es mit den Aussichten der Socialdemokratie innerhalb gesunder Völker aus, denn diese Partei treibt die Tyrannei der Schablone auf die Spitze und mißachtet das natürliche Recht der Persönlichkeit im Menschen. In Italien ist es innerhalb der gebildeten Klassen vielfach schon Mode, theoretisch dieser Partei anzugehören und in ihr das Zukunftsideal zu erblicken; auch in Deutschland verhält sich mancher schon so, und die Anhänger der „Ordnungsparteien“ stehen den verhaßten und gefürchteten Umstürzlern, deren Zahl und Einfluß immer wächst, ratlos gegenüber; man zollt ihnen als den Vertretern der „Arbeiter“, der Intelligenz im Volke, doch immer Achtung und Rücksicht, soweit es sich irgend mit den eigenen, vollkommen verschiedenen Anschauungen vereinigen läßt; sollte da nicht auch etwas Furcht vor der Zukunft mit im Spiele sein? Ja, wenn der große Rummel und Kladderadatsch nun doch einmal losgeht, ist es da nicht besser, sich bei Zeiten auf erträglichen Fuß mit diesen gefährlichen Volksmännern gesetzt zu haben . . .? — Nun, wir wenigstens haben keine Angst vor der Socialdemokratie — auch keine geheime; wir hassen sie auch nicht, entrüsten uns nicht und wehklagen nicht über ihr Anwachsen, denn da die Lage der Arbeiter heute durchschnittlich keineswegs beneidenswert ist, so ist es ihnen gar nicht zu verargen, wenn sie auf Besserung hoffen; ob sie allerdings auf dem richtigen Wege sind, ist eine andere Frage. Was die gerade von den Gegnern meist rühmend anerkannte Ehrlichkeit der Leiter dieser Partei betrifft, so sind wir allerdings der Ansicht, daß sie nicht ohne weiteres über jeden Zweifel erhaben ist; mindestens giebt es aber verschiedene Arten von Ehrlichkeit, wie auch Lessing zweierlei Einfalt unterscheidet — die fromme und die dumme. Ganz zu sein, soll Jedermann erstreben: das ist unser Zukunftsideal; da nun nach Meinung der Socialdemokraten sie selbst an sich so vortrefflich, als nur möglich sind und nur durch die staatlichen Gesetze leiden, so sollten sie doch suchen, sich ihren Idealen soweit zu nähern, als diese Gesetze es erlauben; Niemand verbietet ihnen aber, selbst im großen Ganzen nach ihren Grundsätzen zu leben, und wenn sich unter ihnen ihre Theorien im Kleinen glänzend bewährten, so würden sie dem Siege nahe sein. Statt dessen heißt es nur immer: „es ist noch nicht Zeit, die Zukunft wird es schon bringen.“ Und unter diesem faulen Vorwande

dejeuniren die Häupter der Elenden und Bedrückten wohl bei Dressel, oder bauen sich anständige Landhäuser in anständiger Gegend, oder finden heraus, daß zur Zeit ein im Dienste dieser kapitalfeindlichen Partei angelegtes Kapital nicht übel trägt. — Es hat noch nie eine Regierung allein den Niedergang einer Nation verschuldet oder aufgehalten; eine schlechte oder schwächliche Regierung könnte an der Spitze einer starken und gesunden Nation gar nicht lange bestehen. Nicht sowohl auf das Dach, das bald ersetzt ist, kommt es bei einem Hause an, sondern vielmehr auf die Grundfeste; und ist die Krone des Baumes beschädigt, so wächst sie doch nach, wenn die Wurzeln gesund sind. Ob bewußt, ob unbewußt, ob elend oder ziemlich gut gestellt, unsere Socialdemokraten sind Pharisäer und thäten zunächst besser daran, den Balken im eigenen Auge wahrzunehmen.

Man wird vielleicht noch einwenden, ein kommunistisches System habe sich in der That lange bei den Lacedämoniern bewährt: aber Sparta war ein sehr kleiner Staat, und seine Bürger — wohl kaum 50 000 an der Zahl zur Zeit ihrer größten Machtentfaltung — bildeten an sich schon eine Aristokratie neben den viel zahlreicheren, rechtlosen und sehr hart behandelten Heloten, denen sie alles überließen, was wir Arbeit nennen; sodann besaßen sie noch ihre Staatsämter und in ihren Königen eine gesetzlich feststehende Verkörperung der Staatsidee, verbunden mit wichtigen Vorrechten, als Vorsitz des Gottesdienstes und Oberbefehl im Kriege. Wir können hinzufügen, daß die Spartaner durchaus kein Mustervolk waren: ihre Erziehung war höchst einseitig, der Seele, dem Gemüte ließ sie nichts übrig, das Pflichtgefühl mußte alle menschlichen Tugenden ersetzen; ihre Auffassung der Sittlichkeit und Menschenliebe stand weit hinter derjenigen vieler Naturvölker zurück; ihre Grausamkeit ging über diejenige gesunder wilder Stämme hinaus; ihre Kultur war eigentlich keine, denn hätte es in Griechenland überall so ausgesehen, wie im spartanischen Staate, so würde Niemand von einer klassischen Blüte des Griechentums reden, ja es wäre uns nur von fremder Seite vielleicht etwas von den Hellenen überliefert worden. Auch nicht eine Persönlichkeit, keinen Staatsmann (außer dem Gesetzgeber Lykurg), keinen Künstler, Schriftsteller oder Philosophen hat das alte Sparta hervorgebracht, solange es noch, vor Besiegung Athens, seinen Gesetzen treu lebte. Was Leonidas betrifft, so hätte irgend sonst ein altspartanischer König an seiner Stelle schwerlich in etwas anders gehandelt, und auch die wenigen Worte, die uns von ihm überliefert sind, haben nichts außerordentliches an sich; und wie viele Helden aus anderen Nationen sind ihm mindestens gleichzustellen! Bezeichnend ist es, daß die zahlreichen Proben von kaltem Mute und von „lakonischer“ Ausdrucksweise, die von hellenischen Schriftstellern gesammelt wurden, fast immer auf beliebige, unbenannt gelassene Männer oder Frauen Spartas sich beziehen. Als die

Spartaner durch das Lied zum Kampfe um Freiheit und Herd sich anfeuern lassen wollten, da mußten sie sich den Tyrtäus aus Athen kommen lassen. — Und damit genug! Auch wir bekämpfen Bestehendes, ja fast alles Bestehende; doch nicht, weil es eben besteht, aus beschränktem Haß und Eigendünkel, sondern weil es so, wie es ist, nicht lange bestehen kann, also aus Liebe für das, was daran gut, wahr oder schön, und aus Mitleid mit dem, was daran krank ist; wir wollen es nicht vernichten, sondern ihm zur Zukunft, zum wahren Dasein verhelfen. Denn daß vieles faul ist — nicht nur im Staate . . . Dänemarks, sondern überall —, das kann nur ein Parteisimpel bestreiten.

Aber die gepriesenen Ideale der Demokraten, die sollen wohl zu vollster Geltung kommen? — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Sehen wir sie uns einmal näher an. Wo ist Freiheit? Ich bemerke sie nirgends im Weltall; sie ist für uns genau so ein unverständlicher und wesenloser Begriff, als irgend eine übersinnliche Vorstellung: Gott ist die Freiheit! Unser ganzes Dasein beruht hingegen auf Gebundenheit: gebunden sind wir an die Erde, an bestimmte Zeiträume, gebunden an unseren Körper und seine Triebe, an Erziehungs- und Geschmackseigenheiten, an den Verkehr mit unseresgleichen. Robinson und Diogenes waren möglichst frei von menschlicher Willkür und Satzung; waren sie aber beneidenswert und musterhaft, war nicht ersterer einer der unglücklichsten, von Sorgen und Sehnsucht geplagtesten, recht eigentlich unfreiesten, letzterer aber ein König unter den unnützen Menschen? „Allein sein heißt tot sein“, sagt Viktor Hugo. Der Mensch ist schlechterdings nicht dazu geschaffen, sich gehen zu lassen oder ruhig der Dinge zu warten, die da kommen sollen; er muß handeln, arbeiten, eingreifen, achtgeben, sonst geht sein Geschlecht durch eigene Schuld zu Grunde. Und so beruhen alle unsere Gesetze vom Schulzwang an, alle unsere Bräuche und Sitten auf Gebundenheit, das heißt Verneinung der Freiheit; denn wenn kein eisernes Gesetz sie zusammenhielte, so müßte diese Welt augenblicklich zerfallen. Wollen etwa die Anarchisten die Weltgesetze auch nicht anerkennen? Eherne Gesetze, die den Thoren zermalmen, der sich ihnen entgegenstellt, die aber zu goldenen werden können für den, der mit ihrer Hilfe vorwärts strebt. Wir haben nur zu wählen, ob wir unsere Gebundenheit aus Vernunfterkenntnis, aus Achtung vor dem Höheren, aus echter Menschenliebe ertragen wollen, wie es dem Gesunden selbstverständlich ist; oder ob wir, krank und zerrüttet, uns gegen sie auflehnen wollen; in ersterem Falle ist innere, wesentliche, möglichste Freiheit vorhanden, in letzterem gar keine. — Es giebt für den Erdenmenschen nur eine erstrebenswerte Freiheit: natürlich zu leben und je nachdem ein ganzes Kind,

ein ganzer Mann oder ein ganzes Weib zu sein; gerade das aber wird uns heute noch schwer, ja unmöglich gemacht.

Und Gleichheit? — Wie Sécrétan sagt: „Einebnen heißt verstümmeln; einebnen heißt hinabdrücken; es giebt nur eine mögliche Gleichheit, diejenige des Mittelmäßigen und des Niedrigen.“ Wie könnte es auch anders sein? Sollen etwa alle Menschen zu Universalgenies werden? Das ist schon deshalb nicht möglich, weil innerhalb der Natur Mannigfaltigkeit das Grundgesetz für jede Gesamtheit, also auch für die Menschheit ist, und weil aus ungleichem eben nicht gleiches hervorgehen kann. Wie wir bereits sagten, kein Baum, kein Blatt, kein Ei ist dem anderen gleich, ja kein Mensch bleibt sich auch nur einen Tag lang gleich; und doch sollten alle Menschen gleichviel wert, gleich gut ausgerüstet sein, gleiche Fähigkeiten, gleiche Bedürfnisse und gleiche Neigungen besitzen? In alledem verhalten sich selbst nahe Verwandte, selbst Zwillinge auch abgesehen von den Entartungswirkungen schon verschieden genug — wie vielmehr Angehörige verschiedener Stände und Rassen. Ungleiches verlangt aber auch ungleiche Behandlung, ungleiche Anerkennung, ungleiche Ideale. Entweder verzichtet man auf die geistige Thätigkeit und damit auf den Fortschritt, schließlich auch auf die meisten Gewerbezweige; oder aber muß jedes Kulturvolk nach wie vor in zwei Hauptklassen und jede von diesen wieder in zahlreiche Stufen zerfallen. Man vergesse doch nicht, daß die Träger des Fortschrittes und damit der Kultur von jeher im Verhältnis zur Gesamtheit eine verschwindend kleine Menge bildeten; sie durchbrachen die Schranken des Alltäglichen vermöge ihrer stark entwickelten Persönlichkeit: man verhindere sie, über die allgemeine Gleichheit sich zu erheben, und man hat das Ende der Kulturarbeit erreicht! Wer außerordentliches leisten will, nimmt sich auch die Freiheit dazu, — das ist berechtigte Selbstsucht. „Es ist nicht an uns, uns größer noch kleiner zu machen, als Gott uns gemacht hat; und nur der Feige verzichtet auf seine Rechte mit ihren Pflichten, ihren Aufgaben und ihrer Verantwortung“ (Better). — Es giebt für uns nur eine erstrebenswerte Gleichheit, das ist die Gleichheit in der Gesundheit: daraus müßte sich wirkliche Gleichheit vor dem Rechte, vor dem Tode und schließlich vor Gott ergeben.

Brüderlichkeit? Wie fein sagt doch das biblische Gesetz: „Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst.“ Damit wird vorausgesetzt, daß jeder Mensch von Natur zunächst sich selbst liebe; diese Liebe soll er nun auf die Gesamtheit übertragen, so zwar, daß er sich selbst als Mittelpunkt ansieht: die Liebe muß abnehmen, jemehr sie sich vom eigenen Ich entfernt. Wem an sich selbst, an seinem persönlichen Wohlergehen, an seiner eigenen Zukunft gar nichts gelegen ist, der ist kein rechter, gesunder Mensch, — der

krankt an blöder Abstumpfung oder an Wahnsinn; Selbstmitleid, Selbstverachtung, Selbstpeinigung, das sind Folgen der Entartung, so gut wie übertriebene Eigenliebe. So giebt es eine gesunde Selbstsucht, die es etwa als ihre Aufgabe betrachtet, den tüchtigen Arbeiter und den liebenden, sorgenden Familienvater in sich selbst zu erhalten. Daß sich jeder selbst der Nächste ist, das erkennt jede Religion an: für sein Leben ist jeder zunächst verantwortlich und für sich muß er vor allem das Seelenheil erstreben. Dadurch, daß er sich selbst nützt und fördert, wird der Gesunde auch dem Gesamtwohle zu dienen suchen; er wird sich diesem freilich auch, wenn es eben darauf ankommt, bis zur Selbstaufopferung unterordnen, denn in solchen Ausnahmefällen wird eben das Persönlichkeitsprinzip von dem Gefühle der Zusammengehörigkeit zum Schweigen gebracht; ähnlich verhält es sich mit der Aufopferung für Kinder oder Verwandte. Wer sich und seine Angehörigen vernachlässigt, wird nie dem Gesamtwohle in rechter Weise dienen. Unsere Lieben, unsere Freunde sollen uns am nächsten stehen; dann kommen diejenigen, die mit uns in ihrer Weltanschauung, in ihren Zielen, in ihrem Berufe übereinstimmen; dann überhaupt alle Angehörigen unserer Nation; dann, wer sonst noch unsere Sprache redet und wer uns stammverwandt ist, oder gemeinsame Ideale und Interessen mit uns besitzt; dann die gesamte Kulturwelt, und schließlich am Ende die ganze Stufenreihe der halben und ganzen Wilden bis zu den Buschmännern. Das schließt ein warmes Herz auch für die Fernerstehenden ebensowenig aus, als verständnisvolle Fürsorge für Tiere und Pflanzen — ist es aber Brüderlichkeit? Wir sehen vielmehr Gatten, Väter, Mütter, Söhne, Töchter, Brüder, Schwestern, Vettern, Basen — und so weiter in unübersichtlicher Menge alle Verwandtschaftsgrade bis zur Vetterschaft im tausendsten Gliede oder von Adams Tagen her; und das sind natürliche, berechtigte, unabänderliche Unterschiede, ohne welche das Persönlichkeitsprinzip ganz schwinden und damit die Entwickelung, ja das Dasein der auf Mannigfaltigkeit beruhenden Menschheit ein Ende nehmen müßte. — So bleibt für uns nur eine erstrebenswerte Brüderlichkeit übrig, sofern nämlich alle Erdenbürger gleichmäßig denselben Naturgesetzen gehorchen sollten. Und so sind diese demokratischen Ideale eben schöne Worte, ein trefflicher Köder für die naive Menge — weiter nichts!

Wenn man uns demgemäß frägt, wie wir uns zu der „Judenfrage“ stellen, so werden wir antworten: wie die Socialdemokratie, wie jede starke geistige Strömung, so hat die antisemitische Bewegung zweifellos ihre Ursachen; es muß demnach im Verhalten der Juden in der Regel etwas zutage treten, was jene Bewegung mehr oder weniger rechtfertigt. Wer nun davon einen Begriff bekommen will, dem empfehlen wir zunächst — wir wollen nicht sagen in Warschau, sondern selbst in einer deutschen Großstadt, etwa Leipzig

oder Frankfurt — das Judenviertel sich anzusehen: er wird da Gestalten sehen, die im Äußeren, an Körperpflege, Ausdünstung, Aussprache, Sitten, Neigungen, Bedürfnissen, Ansichten und Idealen von uns Deutschen grundverschieden sind; dabei unterwerfen sie sich zwar den Gesetzen der Nation, unter der sie leben, eine Einheit bilden sie aber viel mehr unter sich, als mit dem Volke, dem sie dem Namen nach angehören, — sie sind vielleicht sogar derjenige Stamm, welcher sich am schwierigsten mit anderen vermischt oder dem Wesen anderer anpaßt. So wird auch das Judentum, sofern es Reichtum und Einfluß gewinnt, zur internationalen Macht: der Name Rothschild redet doch da eine hinreichend deutliche Sprache; kann bei den Gliedern dieses Geschlechts von Patriotismus die Rede sein, wo doch der eine Preuße, der zweite Österreicher, der dritte Franzose, der vierte Engländer, der fünfte Russe ist? Da kann es sich doch höchstens darum handeln, den jeweiligen Staatsgesetzen um des lieben Vermögens willen zu gehorchen und seine bürgerlichen Pflichten, soweit nötig, zu erfüllen. Zweifellos sind die Juden auch durchschnittlich in der Entartung weiter vorgeschritten, als die Deutschen, und zwar erklärt sich aus der Einseitigkeit ihrer Entartung sowohl ihre große Lebenszähigkeit, als die Antipathie, die sie so häufig erwecken; sie haben sich durch jahrhundertelange Gewöhnung den bei verhältnismäßig geringer Anstrengung einträglichsten Berufszweigen angepaßt. Bezeichnend ist es, daß man heute noch die Juden in spanische und polnische einteilt: Spanien und Polen sind, abgesehen von Deutschland, die im Mittelalter am frühesten zu Macht und hoher Blüte gelangten, heute freilich die am tiefsten gesunkenen Großstaaten der Kulturwelt; daß die polnischen Juden ein verdorbenes Deutsch reden, rührt daher, daß während der ersten Glanzzeit des Deutschtums, von den sächsischen Kaisern an und während der größten Machtentfaltung der Hansa, das Deutsche als Handels- und Verkehrssprache in den für die Kultur neu gewonnenen, zum Teil von „Sachsen“ besiedelten Gebieten Osteuropas vorherrschte; da Polen zwar nicht mehr von Polen beherrscht wird, aber doch die Vorteile seiner Lage nicht verloren hat, so bildet es noch den Hauptsitz der polnischen Juden, während die spanischen sich großenteils in bessere Gegenden zurückgezogen haben; auch in der Provence, die einst als selbständiger Staat eine große kulturgeschichtliche Rolle spielte und einige Zeit lang geradezu in der Welt den Ton angab, waren im 13. bis 15. Jahrhundert selbst in kleineren Orten zahlreiche Juden ansäßig, während man heute höchstens in den größeren, noch aufblühenden Städten welche findet. — Nach alledem geht es über mein Begriffsvermögen, wie man vaterländisch gesinnt sein kann, ohne bis zu einem gewissen Grade Antisemit zu sein; auf den Grad kommt es freilich an, und wir halten die Judenfrage nicht eben für die wichtigste. Die Juden vermögen der Ent-

artung Vorschub zu leisten und sie auszubeuten, doch traf sie noch nie die Hauptschuld am Niedergange eines Volkes. Es giebt ferner auf Erden nichts, woraus man nicht lernen kann und was man somit recht eigentlich „zum Teufel wünschen“ darf; am wenigsten kann das von einem Volke gelten, das eine geradezu einzigartige, im Altertume so große und seit seiner Zerstreuung so eigentümliche Rolle gespielt hat. Wenn ferner die seelischen Eigenschaften der Juden anders geartet und im Durchschnitt weniger entwickelt zu sein pflegen, als bei uns — das Gemüt geht ihnen oft ab —, so läßt sich doch hierin keine allgemeine Regel aufstellen: so waren die beiden Mendelssohn seelisch geradezu ausgezeichnete Menschen, und sie stehen unter den Juden keineswegs einzig da; daß andererseits Judentum und ausbeutender Kapitalismus nicht gleichbedeutend sind, dafür finden sich genug Beispiele in Amerika, dessen Geldfürsten uns stammverwandt und nicht etwa, wie ein französischer Antisemit annimmt, „wahrscheinlich phönizischer (!) Rasse“ sind. Der Vorwurf internationaler Machtentfaltung trifft das Papsttum so gut, als das Judentum. Endlich ist viel wahres an dem Satze, daß jedes Volk die Juden hat, die es verdient: so hat England durchschnittlich wohl die besten Juden. Die Regeneration werden die Juden nicht verhindern, und es wird sich dann zeigen wer es unter ihnen mehr mit der Sache des Deutschtums und der Zukunft hält und wer nicht mitthun will; damit wird für uns diese Frage beseitigt sein.

Wie werden sich aber künftig die Nationen zueinander verhalten? Natürlich müssen sich bedeutende Unterschiede ergeben, je nachdem bei ihnen die Regeneration durchgeführt ist oder nicht; soviel ist aber sicher, daß auch hier jede sich selbst die Nächste sein und nicht etwa eigene Lebensfragen den Rücksichten auf eine andere Nation hintanstellen wird. Wenn einmal der größte Teil der Menschheit oder doch der Kulturwelt gesund ist, dann wird sich ja wohl der Weltfriede aufrechthalten lassen; die berechtigten Eigentümlichkeiten der Nationen werden sich dann an dem Wetteifer im Frieden genügend üben und anregen können, — denn zu einer Weltnation, zu einem einzigen großen Brudervolk kann und darf es auf unserer zerstückelten Erde nicht kommen, höchstens zu „Vereinigten Staaten.“ Bis dahin hat es aber noch gute Weile, und wer darauf hofft, daß heute schon der Krieg sich für immer würde abschaffen lassen, der beweist wenig Scharfblick. Damit soll nicht gesagt sein, daß man der Frage der Schiedsgerichte nicht näher treten und sie nach Kräften fördern solle, denn wer einen Krieg heraufbeschwört, der lädt eine sehr schwere Verantwortung auf sich. Aber die Friedensfreunde sollten sich doch vor der üblichen einseitigen Betrachtung einer Frage hüten, die so verwickelt ist, daß die Menschheit seit Jahrtausenden vergebens auf ihre Lösung harrt. Damit, daß man allerlei

wirklich ausgeübte oder von gewisser Seite übertriebene, auch wohl erdichtete Greuelthaten aus diesem oder jenem Kriege der Neuzeit zusammenträgt und in Jedermanns Ohr posaunen will, wird die Möglichkeit eines Krieges noch lange nicht in weitere Ferne gerückt; denn Niemand sieht in dem Kriege ein Gut, sondern höchstens ein unter Umständen notwendiges oder unabwendbares Übel, für das, wie die Dinge eben heute noch stehen, auch das beste Schiedsgericht zuweilen keinen Ersatz zu bieten vermag. Glaubt man etwa, selbst der Berufssoldat sei besonders darauf erpicht, sich zum Krüppel oder zur Leiche schießen zu lassen? Und wer sollte denn Freude daran finden derlei ins Werk zu setzen? Bei unseren Volksheeren geht das vollends nicht so ohne weiteres. Es handelt sich dabei lediglich um die Frage, ob die Gesamtheit ein so schweres Opfer billigt, etwa gar fordert, oder ob es nicht so weit kommt. Oft genug wird jener Fall wohl noch eintreten; oder ist es etwa so lange her, daß Griechen und Türken, Chinesen und Japaner, Spanier und Amerikaner sich in den Haaren lagen? Da übrigens unsere liebe Feigheit nicht den kleinsten Anteil an der heute überall zur Schau getragenen Friedensliebe hat, so ist es nur recht und billig, zu betonen, daß der Krieg wenigstens innerhalb entarteter Völker auch seine guten Seiten hat: er rüttelt diese aus ungesunder Verweichlichung auf, er übt die Selbstzucht und Opferwilligkeit der Gesamtheit, er stellt ein neues, den herrschenden Verhältnissen besser entsprechendes Gleichgewicht her: so verdanken wir, wie wir bereits sagten, einem der furchtbarsten aller Kriege wesentlich das, was wir an innerer Kraft noch besitzen; und die Freiheits- und Einigungskriege gaben uns mehr, als wir vielleicht durch beliebig lange Friedensperioden hätten erreichen können. Der Krieg ist ein großes Übel, aber keineswegs das größte; er ist sogar weit besser, als fauler Friede um jeden Preis!

Wir sind noch lange nicht reif zum Weltfrieden; dazu wären Nationen nötig, die innerlich meisterhafte Ordnung und Selbstzucht übten, die vor allem eine geschlossene Einheit bildeten. Hingegen hassen, befehden und übervorteilen sich im Inneren die Parteien, Gruppen und Genossenschaften soviel, wie irgend möglich; infolge entarteter Selbstzucht, an Hunger, Elend, üblen Gewohnheiten und durch Verbrechen gehen ganz unverhältnismäßig mehr Leute zu Grunde, als in all' den blutigen Kriegen. Ob man nun will oder nicht, immer muß man vom Kleinen zum Großen vorschreiten, wenn man dauerndes schaffen will: so sorge man gefälligst zunächst dafür, daß Friede innerhalb der Familien und im eigenen Bekanntenkreise herrsche, oder daß man sich wenigstens hier vernünftigem Schiedsspruche füge; man sorge dafür, daß Arbeiter und Arbeitgeber sich gut vertragen, und daß die erwählten Vertreter der Nation sich nicht

beschimpfen, verleumden oder gar, wie es in Wien und Paris vorkam, sich beohrfeigen und wie ungezogene Jungen herumbalgen. — Auch dafür sorge man, daß das Duell aus unseren Sitten verschwinde, denn dieses ist doch unserer Civilisation mindestens ebenso unwürdig, als der Krieg, hingegen viel leichter zu vermeiden. Der Zweikampf mag seine Berechtigung haben in dem heute wenigstens sehr seltenen Falle, daß zwei Gegner von der Überzeugung durchdrungen sind, für sie beide nebeneinander sei auf Erden nicht länger Platz. Anders die von der Sitte vorgeschriebenen, wenn auch gesetzlich verbotenen Ehrenhändel; sie beruhen auf einer naiven Anschauung, die wir eben gar nicht mehr teilen: im Mittelalter glaubte man, bei den Gottesgerichten und auch bei den Zweikämpfen lasse Gott die Sache der Gerechtigkeit siegen. Wer nun an Gott nicht glaubt, der kann in solchen Dingen selbstverständlich nur ein zweifelhaftes Spiel mit dem Zufall erblicken; wer aber heute an Gott glaubt, der müßte geradezu eine Beleidigung des Höchsten Wesens darin sehen, daß wir Ihm vorschreiben wollen, in einer uns zusagenden Weise, wobei auf Übung, auf Kampfbedingungen und auf unwesentlichen Einzelheiten das Leben zweier Menschen beruht, Seine Gerechtigkeit zum Ausdruck zu bringen; ganz abgesehen davon, daß Gottes Gerechtigkeit keineswegs in die enge Schablone der unseren zu passen braucht. Was ist denn Ehre? Das, was dem normalen Verhalten des normalen Menschen entspricht und gebührt; Ehre, wie sie sein soll, hängt von dem Erfolge eines Waffenganges niemals ab, und es ist ebensowenig ehrenhaft, eine unverdiente Beleidigung nicht zurücknehmen, als eine verdiente durch Kampf mit dem Beleidiger sühnen zu wollen. Entweder ist der Zweikampf also ein Wagnis, das in den allermeisten Fällen in Anbetracht des Anlasses viel zu groß und ernst ist; oder aber wird er zu einer Art unwürdigen Sports, wie z. B. die so häufigen, doch fast immer unblutig verlaufenden oder doch mit der ersten geringen Verletzung, welche einen der Gegner in Nachteil setzt, zu Ende gelangenden „politischen Duelle“ in Frankreich. Wenn zwei Gegner nach dreimaligem ergebnislosem Kugelwechsel im Bewußtsein genügter Ehrenpflicht sich die Hand zur Versöhnung reichen, so spricht dies nicht für ihre Tapferkeit, ihr Ehrgefühl oder ihre ritterliche Großmut, sondern entweder für ihre Ungeschicklichkeit oder für ihre kleinliche Achtung vor der Mode. In diesem Sinne können wir auch den Mensuren unserer Studenten nicht das Wort reden; wir halten sie, gleich den Stier- und Hahnenkämpfen und dem Boxen, für veraltete Überbleibsel aus einer roheren Zeit. Sich im Fechten zu üben, ist ja gewiß gut und nützlich; das kann man aber auch ohnedies. Merkwürdig genug ist es, daß der deutsche Student auf die Anzahl der sein Gesicht greulich entstellenden Schmisse sich auch noch etwas einbildet: wohl vermag eine bei ernstem Anlasse erworbene Narbe den Mann zu zieren, geht es denn aber

bei den Mensuren gar so gefährlich zu? Wer viele Schmisse hat, beweist ganz einfach, daß er ebenso oft der ungeschicktere gewesen ist.

So ist auch für eine Nation der innere Friede wichtiger, als der äußere, und nur wenn jener vorhanden ist, kann dieser andauern.

Eine niedergehende, rhachitische, träge Nation hat in der Natur und damit in der Geschichte nicht denselben Wert, als eine gesunde oder aufstrebende; wenn ein Kräftiger und ein Schwacher den gleichen Besitz haben, so ist das nicht dasselbe, denn jener kann etwas daraus machen und fördernd darauf einwirken, dieser ist höchstens zu behäbigem Genusse fähig. Da tritt eben früh oder spät das Recht des Stärkeren oder, besser gesagt, das stärkere Recht in Kraft: in der Natur, in der Geschichte im täglichen Leben, wo wir nur hinblicken, sehen wir dieses eiserne Gesetz; und es besteht weiter, für die Nationen wie für den Einzelnen, unbekümmert um Gezeter und Gefühlsdusel. Gewalt geht nicht vor Recht, aber das natürliche Recht ist gesund und kühn, nie schwach; und so ist eine schwache Nation immer im Unrecht. Auch ein an Zahl und Machtmitteln kleines Volk kann sich die ihm gebührende Achtung verschaffen wenn es eben nicht höher hinauswill, wenn es seiner Kraft sich bewußt ist und dementsprechend handelt: das haben seinerzeit die Schweizer, die Holländer, die Portugiesen, die Amerikaner bewiesen, wie im Altertume die Griechen. Ein großes, aufstrebendes Volk kann wohl vorübergehend besiegt werden, es wird aber doch seine Stellung im ganzen behaupten, aus dem Unglück lernen und bald genug die Scharte auswetzen; auch wird es ihm, wenn es darauf ankommt, an Freunden und Sympathien nicht fehlen, denn man sieht eben, daß es innere Kraft besitzt. Ein untergehendes Schiff verlassen selbst die Ratten, und eine im Niedergange begriffene Nation hat keine treuen, zuverlässigen Bundesgenossen; denn große Gruppen müssen selbstsüchtig sein, viel mehr noch, als der Einzelne: wo das Haus zu klein ist, da sind alle Zimmer zu eng, oder wenn einzelne groß genug, selbst zu groß sind, so sind die anderen nur umso enger, unter allen Umständen ist aber die Gesamtlage der Hausgenossen unerquicklich; ebenso freilich, wenn das Haus zu groß ist. Noch nie hat eine Nation, wenn es nicht eben ihrem eigenen Interesse zu entsprechen schien, freiwillig für eine andere gefochten. — Nach unerbittlichen Gesetzen richtet die Geschichte die Nationen und ihre Häupter, mag es uns nun passen oder nicht. Der letzte Perserkönig Darius war, wie seine Feinde selbst anerkannten, seit seinem großen Namensvetter der würdigste aller Erben von Cyrus' Thron; aber das Maß der in Wollust und Weichlichkeit versunkenen Perser war voll, und so brachen sie — und mit ihnen ihr Oberhaupt — unter Alexanders Schlägen zusammen. Und Hannibal, vielleicht der größte Feldherr aller Zeiten, hat den furcht-

baren Zweikampf zwischen dem reichen, aber verkommenen Karthago und dem noch lebensfähigen Rom nicht zu Gunsten seiner Vaterstadt entscheiden können. Und Ludwig der Sechzehnte, einer der edelsten, wohlmeinendsten Könige Frankreichs, dabei keineswegs feige und auch nicht so willensschwach, als man wohl behauptet hat, — er fiel der Macht der Verhältnisse zum Opfer, denn die oberen Klassen um ihn her hatten damals eben gründlich abgewirtschaftet. So geht es aber heute noch, und so wird es noch oft genug gehen. Welch' klägliche Haltung nahm doch die Presse jüngst während des spanisch-amerikanischen Krieges ein: anfangs wurde womöglich der Zorn der Vorsehung auf die Yankees, die diesen „beispiellos frivolen Beutezug" in Scene gesetzt hätten, herabgeschworen; als es aber den Spaniern schief ging, da war es mit dem Mitleide bald zu Ende; mancher sprach von den früheren Sünden der Besiegten, und Jedermann gab ihnen den wohlgemeinten Rat, mit dem großen und mächtigen Feinde Frieden zu schließen. Und so steht Amerika eben nach alledem einfach stärker und angesehener da; es handelt sich nur noch darum, wie lange es brauchen wird, um geordnete Zustände in seinem neuen Kolonialreiche herbeizuführen. Wäre es da etwa ungerechter gewesen, von Anfang an zu sagen: „das Maß der Spanier ist voll; jahrhundertelange Unfähigkeit und Mißwirtschaft tragen endlich ihre Früchte, mag auch daran die heutige Regierung, die zudem dem Übel gegenüber rat- und machtlos sich erweist, noch so unschuldig sein. Lange genug haben die Spanier gezeigt, daß sie aus ihrem Besitze nichts rechtes zu machen wissen, sonst hätten sie sich doch wenigstens seinerzeit aus dem Zusammenbruche ihres riesigen Reiches in Süd- und Mittelamerika eine Lehre gezogen. Die Amerikaner griffen, als sie sich stark genug fühlten, im richtigen Augenblick zu; mögen sie sich nun nicht durch wohlfeile Prahlereien, sondern dadurch rechtfertigen, daß sie aus Kuba und den Philippinen etwas machen, wie sie in 60 Jahren aus Kalifornien schon etwas gemacht haben: diesem herrlichen, an natürlichen Hilfsquellen weit mehr noch als an Gold reichen Lande, das zuvor durch mehr als drei Jahrhunderte in den Händen einiger spanischen Missionsgesellschaften weltvergessen brach gelegen hatte, und in dem heute die letzten Nachkommen der einstigen Herren die Stiefeln der Yankees putzen oder deren Schweine hüten". — Interessant wird ein Vergleich zwischen dem spanisch-amerikanischen und dem nun leider ausgebrochenen südafrikanischen Kriege ausfallen. Es besteht ein sehr großer Unterschied zwischen den Buren Transvaals und den Kubanern, die als Nation recht niedrig stehen und sich nie selbst zu helfen wußten, aber, den spanischen Landesherren nicht ohne Grund feindlich gesinnt, immer wieder gegen deren Regierung sich auflehnten. Wir wünschen den Buren Sieg, nicht nur weil sie, die ohne Grund angegriffenen, uns als Niederdeutsche und Protestanten nahestehen: sind uns doch auch die Engländer

nahe genug verwandt, als Kulturvolk sogar noch näher; sondern vor allem, weil sie eine kräftige, lebensfähige Nation sind. Ihre Lage ist allerdings keineswegs leicht, und leider mehren sich auch die Anzeichen dafür, daß sie denselben Weg zu betreten im Begriffe sind, der die übrigen Kulturvölker schließlich zum Niedergange führte: es ist eben für ein Volk nie gut, wenn es zuviel Gold hat. Dennoch, und obwohl der günstigste Augenblick zum Losschlagen verpaßt wurde, sollte es uns nicht wundern, wenn nicht etwa ein obendrein in der Folge nur dank beständig neuen Opfern zu sicherndes Uebergewicht Englands sich ergäbe, — sondern wenn die Buren vielmehr zum drittenmal zeigten, was sie den Engländern schon 1881 und 1895 gezeigt haben, wie auch die halbwilden Abessinier vor wenigen Jahren den Italienern, daß nämlich ein seiner Heimat völlig angepaßter, von Kind auf durch Jagd und Kampf gekräftigter Naturmensch selbst bei weniger guter Bewaffnung leicht seine paar Feinde wert sein kann; 1881 waren die Verluste der Buren ganz unverhältnismäßig geringer, als die der Engländer. Man bedenke doch auch, daß die britischen Söldner fast das Gegenteil einer Elite der Nation darstellen; wäre übrigens ein Krieg für England nicht reine Geldsache, besäße es vielmehr ein Volksheer, so würde es sicher auch nicht mehr so leichthin, wo nur immer sein Beutel Hunger bekommt, mit dem Feuer spielen; ein Rechenfehler ist aber gerade hier nicht leicht zu nehmen. Mit merkwürdiger Einmütigkeit haben sich fast alle nichtenglischen Ausländer in Transvaal unbedingt auf die Seite der vielgeschmähten und wohl auch zu starrköpfigen, aber eben tüchtigen Burenregierung gestellt. Schon seit Marathon steht es fest, daß Geld und Truppenzahl zusammen nicht soviel ausmachen, als die kriegerische Tüchtigkeit einer Nation. Was antwortete doch Alarich, als die Gesandten der seinem Herannahen „mit Schrecken entgegensehenden Römer ihn auf die seinem Heere an Zahl so erheblich überlegene Bevölkerung der festen, einst weltbeherrschenden Stadt hinwiesen? „Je dichter die Saat, desto leichter die Mahd!“ — Und Alarich behielt Recht!

Was sollen wir nun nach allem zum Laufe der Weltgeschichte sagen und zu den hohen Anforderungen, denen darnach eine Nation zu genügen hat, wenn sie die eigene Zukunft nicht untergraben will? Heil und Sieg der Weltordnung! Da ist doch etwas großartiges, ganzes, dem auch der sich willig unterordnen darf, der unserer halben Gerechtigkeit und halben Einsicht auch nur halbe Anerkennung zollt. Die Natur ist uns keine zartsinnige, ängstlich besorgte Mutter, sondern eine gerechte, aber sehr strenge Lehrmeisterin, die den Schwachen auf keinem Gebiete anerkennt oder schützt; sie duldet nichts halbes und laues, sie kennt keine Nachsicht, keine mildernden Umstände. „Aufgepaßt, sonst geht's dir schlecht,“ heißt da die Losung! Der Starke beseitigt und beerbt den Schwachen; und

unser berühmtes „ewiges“, in Wahrheit zusammengeflicktes, durch stets neue Verträge aufgepäppeltes, durch stets neue Kriege wieder zerbläutes und vor den Kopf gestoßenes Völkerrecht, — es wird, wo es wieder einmal seine Unzulänglichkeit erwiesen hat, bald genug aufgebessert! Möge die Zukunft den Nationen ein starkes, haltbares, besseres Völkerrecht bringen!

* * *

Nicht deshalb wird ein gesundes Kulturvolk dem Kriege entgegen sein, weil der Einzelne dabei leicht seiner Haut verlustig gehen kann, oder weil dabei nicht alles hübsch im Gleise bleibt, vielmehr eine Besitzverschiebung eintreten muß. Die ganze sichtbare Welt, das ganze Reich der Natur ist ein Kampfplatz; wer liebt und arbeitet, wer wacht und schläft, wer fühlt und denkt, wer ißt und genießt, der kämpft auch. Es giebt für den Menschen vor dem Tode nur einen wirklichen Frieden: den Frieden mit Gott! Aber es darf doch auch ein äußerlicher Friedenszustand erstrebt werden; ein schwaches Abbild von dem, was der Friede Gottes sein mag. Wenn die Menschen, die zusammenwohnen, sich auch lieben und achten, wenn jeder an des anderen Arbeit Anteil nimmt und selbst sein Bestes zur Förderung des Gesamtwohles thut, da werden alle bestrebt sein — und zwar mit vollem, kraftbewußten Recht — die allgemeine Harmonie nicht durch einen Mißton stören zu lassen, wie der Krieg eben einer ist. Gesunde Naturvölker, wie einst die Germanen, mögen den Kampf um seiner selbst willen lieben und den Strohtod fürchten; ein gesundes Kulturvolk wird reich genug sein, um der Arbeit des Einzelnen bis in ein hohes Alter würdige Ziele zu stecken und seinen Mut oft genug in Anspruch zu nehmen.

Sicher wird ein solches Volk eine Hauptaufgabe darin erblicken, das Leben der Gesamtheit wie des Einzelnen möglichst schön zu gestalten; die Kunst wird darnach jedenfalls eine wichtigere, durchgreifendere Rolle spielen, als bei uns; sie wird erst recht klassisch werden, das heißt einer vornehmen Norm immer näher kommen, einer gesunden Grundlage, auf welcher jeder wahre Künstler weiterbauen soll, wenn er Werke von bleibendem Werte schaffen will. Wie Vetter sagt: „das Klassische ist ein klares, helles Erkennen des Gesetzes, mit Ausschluß des Häßlichen als eines Gesetzlosen.“ — Wir sehen die klassische Blüte der Bildhauerei, der Baukunst, der Weltlitteratur im griechischen Altertum; diejenige der Malerei in der Renaissancezeit und diejenige der Musik in einer noch späteren, aber doch schon der Vergangenheit angehörigen Periode, am Anfange unseres Zeitalters der Wissenschaft. Manier und Effekthascherei sind Kennzeichen des Niedergangs, sie folgen in jeder Kulturperiode auf die klassische Zeit, und die vollendetste Technik kann über ihre innere Hohlheit und Unwahrheit nicht hinwegtäuschen;

es fehlt an der Seele, am wahren Kunstideal, und da bleibt eben dem Künstler, ob er es nun weiß oder nicht, nur die Wiedergabe des Erlernten, der Dienst der Mode, die Arbeit ums tägliche Brot übrig; die Fertigkeit, die „Virtuosität“ tritt an Stelle des Talents. Und an Stelle des Kunstsinnes tritt die Kunstprüderie: wer etwa sagen wollte, unsere Gemäldesammlungen oder die Werke unserer großen Dichter seien ihm „Luft“, der würde sich ja wohl unmöglich machen; aber mit wahrem, verständnisvollem Anteile an der Kunst hat das Nachbeten von Gemeinplätzen oder von Aussprüchen berühmter Kritiker zum Glücke nichts zu thun.

Was die bildenden Künste betrifft, so ist für ihren heutigen Zustand ein Umstand bezeichnend genug: der Künstler arbeitet für Ausstellungen und Museen. Sinn für die Kunst ist aber in jeder klassischen Periode der Gesamtheit, also auch dem Nichtkünstler eigen, dieser erfreut und bildet sich an der Kunst. Daß man von Seiten der Behörde diese zu fördern bestrebt ist, das ist gewiß lobenswert; glaubt man aber, die großen Maler vor etlichen Jahrhunderten hätten dasselbe leisten können, wenn nicht eben ihre ganze Umgebung an ihren Werken Anteil genommen, wenn nicht Kunstkenner und Kunstfreunde ihren Stolz darin erblickt hätten, ihre Häuslichkeit, ihre Kirchen und Paläste mit den Werken großer Künstler zu schmücken? Wer fördert heute die Kunst? Von einigen wenigen vornehmen Naturen abgesehen nur Geldprotzen, die höchstens von der Mode etwas verstehen, sodann — der Staat und die Städte, also abstrakte Größen. Die meisten Gemäldegalerien mit ihren unübersichtlichen, ungleichmäßigen, durch Häufung unverdaulichen Schätzen, mit ihren festen Besuchsstunden, ihrem von der Billigkeit des Zeitvertreibs angelockten oder pflichtschuldigst den Angaben des Reisebuchs folgenden Publikum, — alles das sieht einem Kunsttempel nicht eben ähnlich; ich habe mich darin, trotzdem da vielleicht vieles den Blick zu fesseln vermag, doch nie in der richtigen weihevollen Stimmung befunden, die ein echtes Kunstwerk eben dann hervorruft, wenn es an seinem rechten Platze ist; mir kam es immer vor, als stände da überall geschrieben: „Bitte, die Gegenstände nicht zu berühren!“ Das Ganze ist eine Schaustellung, eine in wissenschaftlichem — nicht in künstlerischem Sinne geordnete und soweit auch lehrreiche Einrichtung, mehr aber nicht! Die Häuslichkeit und die heute so verzweifelt prosaischen, nur allein praktischen öffentlichen Anstalten wird die Kunst wieder auszuschmücken haben, wenn sie in Zukunft eine würdige Rolle spielen und wirklich bildend, verfeinernd auf die Gesamtheit wirken soll.

Daß dabei der Bildhauerei ein ziemlich begrenztes Feld zugewiesen bleiben muß, ist wohl klar; denn von der übrigens nicht einmal übergroßen Mannigfaltigkeit, die sie heute auszeichnet, beruht vieles auf Geschmacksverirrung, auf ungesunder Neuerungssucht, endlich auf der abnormen Häufung

verschiedenster Typen innerhalb unserer Gesellschaft. Gesetzt, es herrsche wieder einmal ein gesunder, edler Typus vor, so wird einerseits diese Kunst dem altgriechischen Ideale wieder entsprechen oder es übertreffen, andererseits aber wie dieses sich wesentlich auf Nachbildung einiger wenigen Normalformen für Mann und Weib beschränken und wesentlich als Ergänzung der Architektur dienen. Ohne an die Geschmacklosigkeit vieler unserer Büsten, Grabmäler Tierstandbilder u. s. w. heranzureichen, entfernen sich viele Bildwerke aus der Römerzeit doch schon sehr von der erhabenen, klassischen Schönheit der athenischen Blüte; so ist selbst der von Lessing gefeierte Laokoon zwar ein Effektstück von verblüffender Naturwahrheit, aber die ruhige erhebende Wirkung klassischer Bildwerke wird hier geradezu umgekehrt; denn der, wenn auch ohne Verzerrung, dargestellte höchste Paroxysmus des Schmerzes und der Anstrengung vermag den Beschauer nur in peinliche Aufregung zu versetzen: wenn man so etwas im Leben mit hätte ansehen müssen, so würde man es zu seinen grauenhaftesten Erinnerungen rechnen und es möglichst zu vergessen suchen; und da sollte man es im Bilde gern täglich vor Augen sehen? Ein Standbild ist ja da, um zu stehen.

Das Arbeitsfeld der Malerei ist viel ausgedehnter, doch wird es sich, gegenüber von heute, gewiß eher einschränken. Porträt und Landschaft werden, trotz der in Zukunft wohl noch sehr vervollkommneten Photographie, ihre Geltung behalten; aber der heute bis ins geschichtliche und religiöse Gebiet hinein herrschende Naturalismus wird versinken, da er eben unkünstlerisch und folglich in der Kunst ungesund ist. In der täuschend ähnlichen Nachbildung einer Schnapsspelunke oder eines Schweinestalles oder eines Bratens kann doch wohl nur ein Schwachkopf ein künstlerisches Ideal sehen; derartige Stoffe sind höchstens verzeihlich, wo eine satyrische Wirkung beabsichtigt wird; dann ist aber die Karikatur noch besser, als die naturgetreueste Darstellung. Auf der anderen Seite nehmen es unsere Mystiker und Impressionisten mit der Aehnlichkeit oft gar zu leicht; ein Bild, das doch etwas wirkliches darstellen soll, darf nicht allem, was wir sehen, unähnlich sein — vielleicht mit Ausnahme mythologischer Ungeheuer, die wenigstens in der Phantasie vieler Menschen auf lange Zeit eine bestimmte Form angenommen hatten, deren Darstellung aber doch nur selten ästhetisch wirkt.

Die Architektur erfreut sich auch heute großer Pflege, wie es sich ja bei dieser praktisch wichtigsten, dabei mit der Wissenschaft eng verbundenen Kunst in einem Zeitalter hochentwickelter Kultur von selbst versteht. Wer die Bauten der altklassischen Zeit als unerreichte Vorbilder betrachtet, hat zwar wohl Recht, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Der griechische Tempelstil ist edel, erhaben, seiner hohen Bestimmung würdig, aber lange nicht vielseitig genug; gesetzt, er habe beispielsweise im alten Athen vorgeherrscht,

so würde er doch, wenn er in einer unserer Weltstädte oder gar in all' unseren zahllosen Städten zur Herrschaft käme, ungemein ermüdend wirken, und zudem würde er unseren sehr mannigfaltigen Bedürfnissen nicht gerecht; ja in praktischer Hinsicht — und die kommt beim Hausbau eben doch vor allem in Betracht — wäre ihm sogar der ödeste Kasernenstil vorzuziehen. Es ist ferner nicht zu leugnen, daß aus all' den zahlreichen Kulturperioden, die wir kennen, sehr verschiedene Stilarten uns bekannt sind, die unserem ästhetischen Gefühl, wenn auch in anderer Weise, volles Genüge leisten und dabei vielfach durch Kühnheit und Masse eine großartigere Wirkung ausüben, zum Teil auch unseren Lebensgrundsätzen und Bedürfnissen besser entsprechen, als die hellenische: da sind die gewaltigen, felsenhaften, starren Bauten der Aegypter; da ist die himmelanstrebende, gleich Alpengipfeln geradeaus zur Höhe weisende, knochige, männliche Gothik; da ist der romanische Stil, mehr irdisch und weiblich mit seinen breiten, weitgewölbten, abgerundeten Formen; und die namentlich in Spanien zu höchster Vollendung gelangten maurischen Bauwerke üben einen mächtigen Reiz auf den Beschauer, zum Teil wohl deshalb, weil ihre jetzt längst versunkenen Erbauer in der Architektur die einzige wirkliche und erlaubte Kunst sahen .... Wir glauben nach alledem nicht, daß das Zukunftsideal in der Schaffung eines neuen Weltstiles liegen wird; vielmehr werden die vorhandenen Stilarten ausgebildet, veredelt und am rechten Platze gebraucht werden. Heute sind schöne Gebäude in unseren Städten Ausnahmen, „Sehenswürdigkeiten", und oft genug entstammen sie einer vergangenen, von der unseren recht verschiedenen Geschichtsperiode; das meiste hingegen ist stillos, oder mit geschmackloser Ueberladung ausgeführt, oder für seine riesige Größe zu schwerfällig. Man wird in einer Stadt der Zukunft etwa je nach dem Viertel und nach der Straße eine bestimmte Stilart und ungefähr dieselben Größenverhältnisse zur Geltung bringen, je nachdem in bescheidenerem oder großartigem Maßstabe, sodaß das Ganze harmonisch erscheint und keine allzu grellen Gegensätze aufweist. Dabei wird aber die praktische Seite nicht vernachlässigt werden; breite, von Bäumen beschattete Straßen, Gärten um die Häuser und auf den zahlreichen Plätzen, Anpassung der ganzen Anlage an Klima und Bodengestaltung — woran es den langweiligen Schachbrettschablonen Amerikas oft fehlt, zahlreiche und große Fenster, die Licht und Luft überall hereinlassen: das dürfen in Zukunft nicht nur die Vorzüge einzelner neuen, vornehmen Stadtviertel sein, und wenn auch viele bestehende, vielleicht malerische und altehrwürdige Gebäude beseitigt werden müssen. — Daß schon heute durchschnittlich unsere Häuser praktischer, bequemer, wohnlicher sind, als in irgend einer früheren Kulturperiode, ist sicher kein zu verachtender Vorzug; aber auch wer das Schöne und Großartige sucht, wird vieles, was in unserer Zeit gebaut wurde, aufs höchste bewundern müssen.

Es kommt ja hierbei nicht so sehr darauf an, ob eben die vervollkommneten Hilfsmittel uns solcherlei leicht machen, wir sehen eben die Ergebnisse: so können wir uns keine rechte Vorstellung davon machen, wie ein Volk, das keine Maschinen, ja nicht einmal eiserne Werkzeuge hatte, jene mächtigen Steintische, Steinreihen und Blockwälle errichten konnte, die wir hier und dort bewundern; uns würde es hingegen nicht schwer fallen, solche Bauten zu übertrumpfen, wenn uns eben daran läge oder wenn der Witz nicht eben viel Geld kostete. Die staunenswertesten Bauten der Neuzeit sind allerdings nicht unsere Häuser und Kirchen, sondern unsere Schienenwege, Kanäle, Brücken Tunnel und Schächte, nicht zum wenigsten auch unsere Schiffe; manche in kurzer Zeit vollendete Alpenstraße bildet als schätzenswerte Ergänzung einer großen Natur, in die sie den Menschen erst einführt, eine der Bewunderung weit würdigere Leistung als alles, was wir aufrichten können. Aber auch manches erst vor kurzem erstandene städtische Gebäude verdient, als großartiges Denkmal menschlicher Schaffenskraft betrachtet zu werden. Wir denken hier nicht etwa an den Eiffelturm, der ja gewiß in vieler Beziehung großes Interesse bietet, aber rasch und für einen ziemlich beschränkten Zeitraum geschaffen wurde, wie er denn deutlich genug das Gepräge einer Spielerei, einer Ausgeburt technischen Protzentums trägt. Nehmen wir hingegen als Beispiel in Turin, dieser modernsten Stadt im unmodernsten Lande Europas, die innerlich noch unvollendete Mole Antonelliana: nicht so schön geformt und geschmückt, als die Dome des Mittelalters, aber von einfacher Größe und höher, als sie alle – dabei ein Wunderwerk mathematischer Sicherheit; ein von 80 Meter hoher Kuppel überwölbter Hohlraum, oben dann zu einem spitzen Turme verjüngt, an dessen Rand man nach fast stundenlanger Steigung, 144 Meter über dem Straßenpflaster, mit dem Gefühle des Matrosen auf schwankendem Mast in die Tiefe schaut; alle Wandungen fast unheimlich dünn, aber mit so genauer Berechnung aufgebaut und ineinander gefügt, daß 1887 bei dem Erdbeben auch nicht ein Stein des unfertigen Bauwerks verrückt wurde, obwohl viele neue Privathäuser stark litten.

Als würdige, stete Begleiterin der Baukunst wird eine Kunst auftreten, die diesen ihr heute nur in übertragenem Sinne gegönnten Namen ihrem Wesen nach wohl verdient; denn kann es etwas schöneres, erhebenderes, dabei gesünderes geben, als die Natur zu pflegen und zu veredeln? Die Bedeutung der Gartenkunst wird sicherlich sehr zunehmen. — viel mehr Zeit, Kräfte und Mittel wird man ihr widmen; auch sie muß zunächst allerdings von vielen Geschmacklosigkeiten und Modethorheiten befreit werden. Es ist nur billig, zu betonen, daß die, abgesehen von ihren großen Dichtern, in der Kunst bisher nicht eben großen Engländer auf diesem Gebiete wenigstens unbestritten den ersten Platz einnehmen. Die zugeschnittenen, verschnörkelten, mit kleinlichem

Beiwerk überladenen Anlagen nach französischem Zopfgeschmack gehören dagegen zu den größten Mißgeburten des menschlichen Geistes; ist noch nicht genug Unnatur in unseren Städten, daß man sie auch noch in der freien Luft, in der Pflanzenwelt vor Augen sehen will?

Der Mensch ist Mensch nur dadurch, daß er zu denken vermag; und die Sprache ist der Ausdruck des Denkvermögens. Da nun alles, was die Litteratur umfaßt, nur aus Gedanken besteht, die durch die Sprache ausgedrückt sind, so möchte man sich fast fragen: „ist Schreiben, ist Dichten eine Kunst?“ Für uns ist zunächst die Schrift keine Kunst mehr, denn so ziemlich jedes Kind lernt heute schreiben — bälder, als genug; außerdem bildet jene nicht einmal die unentbehrliche Grundlage zu dichterischem, überhaupt litterarischem Schaffen, ja es gab große Denker und Dichter, die selbst nicht schreiben konnten. Während also jeder andere Künstler ohne allerlei Hilfsmittel und ohne eine mehr oder weniger lange Lehrzeit nicht auskommen kann, so braucht der Dichter nicht mehr zu wissen und zu besitzen, als irgend ein Durchschnittsmensch; nur allein auf die Art und Weise kommt es an, wie er, seiner Veranlagung nach, seine Gedanken verwertet und die Sprache handhabt; diese muß er kennen und verstehen, das übrige muß ihm von selber kommen. — Wir könnten uns nun fragen: „ist Talent, ist Genie hier oder gar überall nicht an sich schon etwas abnormes, ungesundes, da es doch das Persönliche im Menschen — und zwar nicht auf allen Gebieten, sondern meist in scharf begrenzter, einseitiger Form — zu außerordentlicher Entfaltung bringt?“ Soviel ist unleugbar, daß alle unsere bisherigen Bahnbrecher auf irgend einem Gebiete keine gesunden Menschen waren, sicher weniger normal, als mancher einfache Biedermann oder mancher Haudegen; immerhin näherten sich manche von ihnen dem Ideale gesunder Harmonie, sie waren markige Gestalten von weitem, scharfen Blick, innerlich ruhig und bis in ein hohes Alter frisch: so, um nur einen Dichter zu nennen, Goethe. Sicherlich brauchen wir nun nicht zu befürchten, daß es in einem gesunden Volke keine Künstler, keine Dichter, überhaupt keine bahnbrechenden, schöpferischen Talente mehr geben werde, denn mit der Gesundung des Geistes werden auch dessen einzelne Seiten immer kräftiger und deutlicher zur Entfaltung kommen und jede davon wird in besonders scharfer Ausprägung nicht zu selten, und zwar wahrscheinlich erblich, auftreten. Solche gesunden Talente werden voraussichtlich weniger fruchtbar sein, vielleicht nur eine kleine Zahl allerdings vorzüglicher Leistungen hervorbringen, dabei wohl noch einen anderen Beruf haben; sicherlich werden sie nicht so einseitig sein, wie die meisten unserer Talente, sondern in allen Lagen ihren Mann stellen; bezeichnend genug ist es ja, daß meist zu Anfang der Kulturperioden, in Zeiten kräftiger Erregung und zunehmender Schaffenskraft, also während die Gesamt=

heit der Gesundheit noch am nächsten stand, auch stets zahlreiche Männer auftraten, die in ungeschwächter Kraft auf den verschiedensten Arbeitsfeldern Bedeutendes leisteten: wir erinnern nur an die Humanisten der italienischen Renaissance. Nicht die Einseitigkeit ihres Talents allein ist es, was wir an den meisten Schriftstellern unserer Zeit bedauern; sondern es fehlt ihnen oft genug an Weltkenntnis, an Urteilskraft, an Gedankenschärfe und damit an den natürlichen Grundlagen derjenigen Denkmäler des menschlichen Geistes, welche dauernd einen geachteten Platz in der Weltlitteratur beanspruchen dürfen. Und selbst manche Werke größter Dichter lassen einen unharmonischen Eindruck zurück: wie oft begegnen wir darin Flüchtigem, Ungereimtem und welch' schwankenden, wechselnden, statt ruhig hervorgewachsenen Anschauungen. Manches Werk eines großen Geistes ist verfehlt, — von unreifen oder unselbständigen Produkten des übersprudelnden jugendlichen Uebermutes bis auf Schöpfungen, zu ernst, tiefsinnig und von Weltschmerz durchtränkt, um mit der Poesie mehr als die äußere Form gemein zu haben: oder werden die wenigen, die heute, den zweiten Teil von Goethes Faust, dieses Riesenwerk, ganz und aufmerksam gelesen haben, nicht mehr ermüdet und verwirrt, als angeregt worden sein, — hat da die Dichtkunst nicht überhaupt an eine Aufgabe sich herangewagt, der sie von Natur gar nicht gewachsen ist? Auch bei großen Dichtern tritt sodann oft, besonders im Alter, eine bedauerlich unklare Erkenntnis der Grenzen ihrer Schaffenskraft zu Tage; Corneille würde sicher als größerer und angesehenerer Dichter dastehen, hätte er nicht nach seinen großen Dramen noch eine Menge höchst mittelmäßiger Machwerke verfaßt, die er obendrein für immer meisterhafter hielt; nur zu selten legen leider unsere Dichter die Feder weg, wenn es eben Zeit ist: das ist freilich mit allen Künstlern so, — auch Maler, Schauspieler, Musiker ziehen sich selten bei Zeiten von der Bildfläche zurück, wie beispielsweise Rossini und Jenny Lind; Graphomanie und Weihrauchdurst sind aber krankhafte Erscheinungen, so gut als der Alkoholismus.

Und weiter, namentlich unter den Schriftstellern geringerer Bedeutung: welche niedrige Auffassung ihres Berufs, welcher Eigendünkel, welcher Mangel an Selbstzucht und Selbstkritik tritt da oft zu Tage! Fürwahr, es wird heute zuviel, vielzuviel geschrieben: weit weniger zahl- und umfangreich, dafür aber besser, reiner, gediegener, durchgearbeiteter müßten die Erzeugnisse einer *gesunden Litteraturperiode* sein. Vor allem wird für die naturalistische Richtung ebensowenig Raum mehr bleiben, als für ungesunde, haltlose Sentimentalität. *Was wollen denn die Naturalisten?* Uns natürliche, ungeschminkte Menschen so vor Augen führen, wie sie sind: gut — wozu wählen sie sich dann aber mit Vorliebe kranke, verrohte, sittlich verkommene oder halbverrückte Helden und Heldinnen? Wollen sie uns etwa einen heilsamen Schrecken einjagen, da doch keinerlei praktische Anleitung zu normalem

Verhalten in ihren Werken sich findet? Oder wollen sie uns genaue, bis ins einzelne naturgetreue Kulturschilderungen geben? Da wäre eine ausgiebigere Anwendung des Kinematographen weit vorzuziehen. Und dann, heißt das naturgetreu sein, wenn man auf ein paar Seiten oder auf der Bühne in einer Stunde Dinge sich abspielen läßt, die im Leben Tage und Wochen zu ihrer Entwickelung brauchen würden, ganz abgesehen davon, daß die lange Vorgeschichte des Helden von Geburt an in der Wirklichkeit stets auch eine Hauptrolle spielt? Es wage einmal einer, auch nur ein paar Tagesstunden so zur Darstellung zu bringen, wie sie sich im Leben seiner Helden wirklich abgespielt haben: und wenn sich da diese Menschen auf der Bühne rasieren, kämmen, den Mund ausspülen, die Kleider bürsten, wenn sie die Zeitung lesen, über das Wetter stottern, halbstundenlang am Mittagstische herumkauen, anderer alltäglicher Verrichtungen zu geschweigen, — so wird das Stück unter faulem Obst begraben werden, Zischen und Gejohle wird den Trauermarsch ersetzen! Warum duldet statt dessen das Publikum den unfruchtbaren Naturalismus auf dem Gebiete des Ehebruchs und der sittlichen Verderbnis, wo er sich heute breit macht? Die Antwort auf diese Frage gaben wir bereits, und sie fiel nicht zu Gunsten des Publikums aus. Eine gesunde Gesellschaft aber wird diese Richtung ohne Zaudern und Nachsicht von sich weisen: die Kunst *soll* veredeln, nicht abkonterfeien; sie *soll* das Maßgebende, Wichtige, nicht das Räuspern und Spucken festhalten; sie *soll* den Schmutz nicht breittreten, sondern wie Sonne oder Wasserstrahl auf ihn wirken. Und so mögen wir uns einem ungenannten Dichter anschließen, der vor einigen Jahren in der „Leipziger Raketenkiste" schrieb:

„In edlem Gewand oder glorreich nackt
Gehn echter Dichter Gestalten.
Ihr Lied, sei's Bächlein, sei's Katarakt,
Es rührt uns mit Zaubergewalten.
Doch entblößt mit dem Ruf nach Natur ein Wicht
Der Seele Schwären und Skrofeln
Im bockstankatmenden Gedicht,
Wir wünschen zum Teufel den Schofeln."

Während die übrigen Künste auch innerhalb ungesitteter oder halbgebildeter Völker hohe Achtung genießen, so galten die Vertreter der *Schauspielkunst* sogar inmitten aller Kulturvölker lange Zeit hindurch für „unehrlich." Es scheint dies daran zu liegen, daß *gesunde Menschen allermeist schlechte Schauspieler* sind: die der Lüge verwandte Verstellung und Verkleidung, welche die Darsteller von Lust- und Trauerspielen berufsmäßig zur Schau tragen müssen, warf eine Art Schatten auf deren Persönlichkeit zurück. Nun thun wir zwar heute gewiß recht daran, hier anders zu urteilen; mit die großartigsten Werke der Dicht- und Tonkunst *bedürfen* der Auf-

führung, um voll zur Geltung zu kommen. Nicht nur giebt es in diesem Stande viele echte Künstler, die ihren Beruf sehr ernst auffassen, sondern nach billiger Erwägung wird man finden, daß, auch von den nicht einmal seltenen vortrefflichen Persönlichkeiten abgesehen, der Lebenswandel der Schauspieler im Durchschnitt eine Geringschätzung dieses Standes nicht rechtfertigt; denn zweifelhafte Existenzen, Verschwender und Prasser giebt es zur Genüge auch innerhalb anderer Berufszweige, bei denen die Versuchung geringer ist. Der Zwang zum Nachtleben, die häufigen Ueberanstrengungen neben reichlicher Gelegenheit zum Nichtsthun, die hohen Gagen, der reichlich gespendete Lorbeer, das Beispiel vieler Kollegen, mit denen man oft in nahe Berührung treten muß, alles dies stellt allerdings nicht nur eine stete Versuchung zu ungeordnetem Lebenswandel dar, sondern es schließt gesundes, normales Verhalten geradezu aus: es hat viele edle, strebsame, begabte, schöne Künstlerinnen in diesem Fache gegeben, niemals aber gesunde; schon der Hang zu diesem von äußerem Glanz umstrahlten, unabhängigen Beruf, schon das Talent dazu ist mit der natürlichen weiblichen Zurückhaltung nicht vereinbar. Wir mögen hierin die Erklärung dafür finden, weshalb die so feinfühligen, gerade in der Kunst sonst so vorgeschrittenen Griechen nach unseren Begriffen auf dem Gebiete des Schauspiels so auffallend zurückblieben. Ihre noch heute von großen Dichtern als vorbildlich anerkannten Dramen wurden eigentlich gar nicht dargestellt, sondern mit verteilten Rollen hergesagt, und zwar ausschließlich von Männern. Eine solche Vorstellung mit ihrer kaum angedeuteten Scenerie, mit ihren durch die unbeweglichen Masken, die langen Mundstücke und die auf hohen Aufsätzen ruhenden Schuhe sonderbar entstellten Gestalten, denen ausdrucksvolles Gebärdenspiel und vollends originelle künstlerische Bethätigung durchaus versagt bleiben mußten, würde uns sicher wie eine wunderliche Parodie anmuten. Wir glauben nun nicht, daß man auf derlei zurückkommen wird; schon das verschiedene Klima, das in Deutschland die Anlage von Theatern unter freiem Himmel wohl nie ermöglichen wird, muß wesentliche Unterschiede bedingen. Daß hingegen innerhalb gesunder Kulturvölker die Zahl der Schauspieler, namentlich der weiblichen, rasch abnehmen und damit die von ihnen vertretene Kunst auf einfachere Formen zurückgehen muß, ist wahrscheinlich. Wo aber das Leben selbst schön, künstlerisch, harmonisch ist, da wird man sich hierüber schon zu trösten wissen.

Kommen wir endlich zur Musik. Wenn ich dieser unbedingt den ersten Platz unter allen Künsten einräumen möchte, so liegt dies nicht etwa bloß daran, daß ich keine musikalische Vorbildung besitze und jener daher die ehrfurchtsvolle Scheu des Nichteingeweihten entgegentrage, — freilich auch unparteiisch und gewissermaßen als Naturmensch gegenüberstehe. Sondern sie ist ohne Zweifel diejenige Kunst, welche am häufigsten, mächtigsten und un=

mittelbarsten die Menschen anregt, sie ist auch die tiefste, mannigfaltigste, eigenartigste. Wer die moderne Kultur unkünstlerischer nennt, als das Altertum, den straft allein schon die Musik Lügen: mag sein, daß jetzt, seit manche altgriechischen Hymnen uns in dieser Hinsicht bekannt sind, ein abfälliges Urteil über die Tonkunst der Alten nicht mehr am Platze ist; aber es sagt genug, daß die Musik für den Hellenen und Römer stets nur als Begleiterin von Wort oder Tanz in Betracht kam, daß ihre Hilfsmittel wie ihre Leistungen recht beschränkt an Zahl und Tragweite blieben; ja, daß uns, von sagenhaften Gestalten wie Orpheus und Arion abgesehen, der Name keines einzigen Komponisten oder Virtuosen aus dem an berühmten Künstlern jeder anderen Gattung so reichen Altertume überliefert worden ist. Selbst ungebildete Völker der Neuzeit — als Magyaren, Süditaliener, Oberbayern — haben mehr zur Förderung dieser Kunst beigetragen als Athener und Römer in ihrer Blütezeit. — Sicherlich hat nun die Musik auch ihre unbefriedigenden Seiten: ein Bildwerk, ein Gebäude bleiben bestehen, bis sie eben zerfallen — und wie schön, großartig und erhaben sind oft noch ihre Ruinen! Auch das größte musikalische Werk aber bedarf stets von neuem der Aufführung, sonst bleibt es toter Notenwust; der kleinste Mißklang stört das Ganze und läßt für diesmal das Werk nicht zu voller Geltung kommen, während Fehler an Gemälden oder Bauten leicht dauernd zu beseitigen sind; die schönsten, erhebensten Harmonien verklingen in wenigen Sekunden; vorzügliche, vielleicht einzigartige Virtuosen sterben dahin oder verlieren vorher ihre Kraft. — Doch eben in dieser Unfertigkeit liegt die Größe der Musik: sie sättigt uns nie; wir verstehen ihre Sprache nur halb, gerade die verborgensten, geheimnisvollsten Saiten unseres Inneren klingen ihr entgegen; ihre Macht auf unser ganzes Gefühlsleben ist viel größer, als diejenige sonst einer Kunst; und wenn alles, was uns hier unbefriedigt läßt, nach Vollendung ruft, so ist die Musik der Ausdruck dieses Sehnens, das uns bald jauchzen, bald nachsinnen, bald leiden macht; unsichtbar, unfaßbar, gleicht sie einer von der übersinnlichen in die stoffliche Welt hereinreichenden Macht, und ist für die hoffende Seele das, was die Sprache für den denkenden Geist. In der Vollendung des Jenseits mögen alle anderen Künste überflüssig sein; die Tonkunst nur bleibt da, doch rein, befriedigend, das Ideal dessen, was sie auf Erden in tausend Versuchen nicht voll erreichen konnte!

Der Größe der Musik entspricht auch der Reichtum ihrer Beziehungen. Es giebt ja auch unter uns mehr als genug Leute, die ihr verständnislos gegenüberstehen — entweder, weil sie „kein Gehör haben", also an einem Naturfehler leiden, oder aber, weil sie zu stumpfsinnigen Bauchmenschen und versessenen Philistern geworden sind. Während aber für die anderen Künste neben dieser profanen Menge lediglich zwei Gattungen von Menschen

in Betracht kommen, nämlich Künstler und Kunstfreunde, so lassen sich hier mehrere Stufen unterscheiden: solche, die die Musik einfach lieben und gern auf sich wirken lassen; solche, welche zu singen — oder auch wohl nur zu pfeifen verstehen; solche, welche, vielleicht mit Virtuosität, ein Instrument spielen; und endlich die schöpferischen Talente, die Komponisten. Schöner Gesang fordert, bei Vorhandensein der allerdings unentbehrlichen Naturanlage, viel weniger Vorbildung und steht doch an musikalischer Wirkung vielleicht über jeder instrumentalen Leistung; stete Pflege und Uebung der Stimme ist für ihn allerdings nötig, auch kommt er seltener zu voller Geltung und leidet oft genug an der Verbindung von Rede und Ton, denn nicht jede Sprache, vor allem nicht jedes Wort eignet sich für ihn; jedenfalls läßt er den Instrumenten noch genug Spielraum übrig. Bezeichnend ist, daß an durchgreifender musikalischer Begabung, auch bei Ungebildeten, der heißblütige Südländer obenansteht, in der schöpferischen Tonkunst hingegen, trotz Italienern und Franzosen, der auf dem abstrakten Gebiete des Denkens, Träumens und Schwärmens besonders große Deutsche. Wir können annehmen, daß bei einem gesunden Kulturvolke der Musik allgemein Wertschätzung und Verständnis entgegengebracht werden muß; der harmonischen Entwickelung des Organismus wird ein feines Gehör und eine gut ausgebildete, kräftige Stimme allgemein entsprechen, es wird daher auch viel mehr, viel lieber, besonders aber durchschnittlich viel besser gesungen werden, als heute; namentlich wird es Chöre geben, wie wir kaum je welche zu hören bekommen. Was nun den Musikunterricht betrifft, so sollte er keinesfalls die seinerzeit hervorgehobenen Anforderungen an die Schulkinder vermehren; vor allem sollte nicht zu früh damit begonnen werden und es sollte stets nur darauf gesehen werden, ob Gehör und Neigung vorzüglich oder aber mittelmäßig sind: in letzterem Falle sollte höchstens die Stimme geschult werden, in ersterem brauchte mit dem Erlernen eines Instruments nie vor dem fünfzehnten Jahre — bei Mädchen wohl etwas früher, als bei Knaben — begonnen werden. Hingegen kann etwas Elementarunterricht in dem viel weniger anstrengenden und aufregenden Zeichnen den Kindern von etwa 10 Jahren an nicht schaden.

Ob die schöpferische Musik noch so rasch fortschreiten und soviel leisten wird, als heute, muß dahingestellt bleiben; es mag da in gesteigertem Maße ähnlich gehen, wie mit der Litteratur, denn schließlich ist das Reich der für uns wahrnehmbaren Töne nicht unbegrenzt, und es wird darin immer schwerer, originell zu sein. Wir dürfen hier auf das, was seit der Renaissance geleistet worden ist, gewiß als auf eine stolze, wertvolle Errungenschaft zurückblicken; was in Zukunft dazu kommen mag, wird sich aber, da es gesundem Empfinden entspricht, durch reine, nachhaltige Wirkung, beruhigend oder erhebend, auszeichnen. Unsere heutigen Komponisten verfallen dagegen

oft genug in Effekthascherei, ihre Werke erinnern oft nur zu sehr an das Ungesunde unserer Zeit; Krankheit, nervöse Hast, Uebermüdung, Zerfahrenheit, Weltschmerz, Verweichlichung, nicht selten auch Gedankenarmut und Verflachung kommen darin zum Ausdruck. Als ich zum erstenmal Mascagnis „Cavalleria Rusticana“ anhörte, war ich verblüfft und erschüttert; jedes weitere Mal gefiel mir die Sache weniger — ging es nicht auch anderen so? Diese konzentrierte, wir möchten fast sagen materialistische Musik erweckt keine gesunden Regungen in uns. Ohne uns irgend in musikalische Haarspaltereien, die unserem Laiengemüte eben fernliegen, einlassen zu können, haben wir doch wohl das Recht, Wagner den Naturalisten der Musik gegenüber als modernen Bahnbrecher hochzuschätzen. Um nicht mißverstanden zu werden, bemerken wir, daß wir die Oper keineswegs als höchste Aeußerung musikalischen Könnens betrachten, aber doch auch nicht geradezu als verfehlte Kunstform: denn Kunst ist eben stets etwas anderes, als Natur, und wenn man das Singen der Opernhelden da, wo ihre Vorbilder sicherlich einfach gesprochen haben, verdammen wollte, so müßte man schließlich dazu kommen, jede Kunstform, ja die ganze Kultur als unnatürlich zu verwerfen. Zunächst sollte nicht vergessen werden, daß allerdings die Musik in der Oper die Hauptsache sein und daher sie vor allem jedesmal dem Charakter des Dramas durchaus gerecht werden soll; ist aber die Handlung ohne Zusammenhang damit erdacht, so muß das Ganze darunter leiden. So war es ein der Richtigkeit und Großartigkeit der Grundidee wegen verdienstvolles Unternehmen Wagners, auch Text und Ausstattung seiner Opern selbst in die Hand zu nehmen; und wenn man in seinen Texten niemals lange nach Plattheiten und geschmacklosen Wortbildungen zu suchen braucht, so sollte man doch nicht vergessen, daß ein Operntext überhaupt nicht dazu da ist, um für sich gelesen zu werden, und daß im ganzen Werke, trotz der oft wunderlichen Sprache, ein großes dramatisches Verständnis zum Ausdrucke kommt; dazu fehlt es bei Wagner auch nicht an poetisch wirksamen Stellen, nur hielt eben seine dichterische Produktionskraft lange nicht gleichen Schritt mit seiner musikalischen; nach alledem sind seine Texte immerhin den meisten anderen, obwohl sie von Berufsschriftstellern hergestellt wurden, weit vorzuziehen: man denke etwa an die heillosen Libretti zu Meyerbeers Opern. Was aber Wagners Musik betrifft, so sollten gerade wir Deutschen dankbar anerkennen, daß sie meist einen männlichen, heldenhaften Stempel trägt, der den Charakter unserer stolzen Vorzeit wirklich gut zum Ausdruck bringt; sehr richtig scheint uns ferner der Grundsatz, in jedem Werke ein „Leitmotiv“, dem Lebenscentrum der Organismen entsprechend, zur Geltung zu bringen. — Wie gesagt, wir sehen in der Oper nicht das Ideal oder die Zusammenfassung der musikalischen Bestrebungen; als Beispiel für das Ganze liegt sie aber heute gerade dem Laien gewiß am nächsten, denn

dieser bekommt von ernsthafter Musik kaum sonst etwas zu hören: Konzerte sind eben nicht jedermanns Sache, weil sie meist sehr teuer sind, weil sodann die Nüchternheit des Lokals und all' der steife Modezwang dabei der natürlichen Wirkung der Musik ebenso Eintrag thun, als die Einrichtung unserer Museen derjenigen der bildenden Künste. Daß die Oper in Zukunft anderen Zweigen der Tonkunst gegenüber wahrscheinlich wieder an Boden verlieren wird, müßte sich aus der oben hervorgehobenen mutmaßlichen Verarmung der Schauspielkunst ergeben.

Jede wahre Freude, jeder edle Genuß, jede reine Kunstäußerung, — sie entsprechen einem Aufjauchzen, einer starken That der Kraft, die, im Stoffe gefangen, doch stärker ist als alles stoffliche. Auch der für ein höheres Dasein geschaffene Mensch kann, wenn er eben gesund ist, sich auf Erden recht wohl fühlen: jede Bethätigung seiner Vernunft und seines Geistes wird zum siegesfrohen Kampfesruf wider das Böse, Niedrige, Finstere, das uns zurückhalten und festbannen will; so spottet auch die ganze Natur der Nacht und der Kälte: ewig neu sind Licht und Leben und Lenz, ewig neu ist die Kunst!

* * *

Daß die Wissenschaft innerhalb eines gesunden Kulturvolks einen hervorragenden Platz einnehmen und immermehr fortschreiten wird, ist selbstverständlich: der Gesunde ist lernbegierig, er liebt den Fortschritt, das Wachstum; und da eine hauptsächlich auf Ausbildung der Wissenschaft beruhende Kultur bereits gegeben und nichts davon verloren gegangen ist, so wird da weitergebaut werden, wohl langsamer, aber sicherer und dauerhafter, als heute. Gewiß wird man die Wissenschaft nüchterner beurteilen; eine genaue, wahrheitsgemäße Kenntnis ihrer Ziele und Grenzen kann aber wahrhaftig nicht schaden, und immer noch wird ihr ein schöner, wichtiger Platz verbleiben. Der Mensch, die Menschheit darf, ja soll das Menschenmögliche in Wissen und Können erstreben, freilich auch deren Grenzen und das eigene Leistungsvermögen genau zu erkennen suchen. Wir haben betont, daß der Wissenschaft die Lösung gerade der wichtigsten Lebensfragen nicht vorbehalten sein kann, und daß es noch höhere Dinge giebt als die, welche unser Verstand begreift; wenn wir aber trotzdem der Wissenschaft treu bleiben, wievielmehr müssen sich die Kinder eines Zeitalters ruhiger, gesunder Entwickelung ihrer freuen? Die schönen Worte des greisen Galilei an seinen Lieblingsschüler sollen nicht vergessen werden: „Jede hier durchgearbeitete mühevolle Stunde wird dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntnis in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören

nach Wahrheit zu forschen. Denn wer sie hier sucht, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt, aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem enthüllten Geheimnis, aus jedem verschwindenden Irrtum" Und Sokrates, als er im hohen Alter die Leier spielen lernte und Einer sich darüber lustig machte, gab die schöne Antwort: „Das ist nicht unpassend, daß einer lernt, was er nicht weiß." — Auch das soll nicht vergessen werden, daß die Regeneration, obwohl der herrschenden Richtung entgegen, doch auf dem Boden der Wissenschaft entstanden ist: ein Ergebnis, das von späteren Geschlechtern weit über alle Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit gestellt werden wird.

Der Weg, den hier der Fortschritt zu nehmen hat, ist längst gewiesen: Ausbau aller Wissenszweige; gewissenhafte, sorgsame Beobachtung aller Einzelheiten, um einen richtigeren Ueberblick über das Ganze zu erhalten, vor allem Erforschung der für das Leben der Menschheit und die Verhältnisse ihres Wohnplatzes, der Erde, maßgebenden Gesetze. Viele schöne und große Erfolge werden da sicher noch erzielt werden. So kann es die Wissenschaft vielleicht dahin bringen, großen Katastrophen vorzubeugen oder ihre Folgen abzuschwächen und damit das Leben der Gesamtheit immer lebenswerter zu machen. Obwohl wir heute noch keinen Anhaltspunkt dafür haben, wie diesen Fragen beizukommen sei, so spricht doch nichts dagegen, daß schließlich Stürme und überhaupt Witterungswechsel, Erdbeben und vulkanische Ausbrüche bis zu einem gewissen Grade vorausgesehen werden könnten.

Welch' einzelne Ergebnisse der Fortschritt in dieser Richtung zeitigen wird, das könnte höchstens in einer romanhaften und sicher den wirklichen Verhältnissen in Zukunft wenig entsprechenden Darstellung ausgeführt werden. Sicher ist, daß inmitten der erzielten großen Fortschritte vieles bei uns noch sehr nachhinkt. So sind unsere Stühle und Arbeitstische durchschnittlich recht unzweckmäßig; über unsere uralten Schriftzeichen wird sich ein Geschlecht, dem die Kurzsichtigkeit unbekannt ist, schon eher hinwegtrösten. Auch unsere Betten werden dem gesunden Zukunftsmenschen vielleicht genügen, während sie in Anbetracht des heutigen nervösen Geschlechts sehr verbesserungsbedürftig wären, freilich ohne daß sich allgemeine Regeln aufstellen ließen; soviel ist ja gewiß, daß es auf gesunden Schlaf ganz besonders ankommt . . . Die meisten Erfindungen und Verbesserungen kommen heute nur kleinen Kreisen zu Gute, im großen Ganzen schleppt das Alte nach. Nicht nur zu Hause, auch im Verkehr muß man in Zukunft immermehr Gewicht auf möglichst schöne, zweckmäßige und dauerhafte Ausgestaltung der Verhältnisse legen. Vielleicht wird dann einmal durch den Zusammentritt eines Nationenvereines die Frage der „Weltsprache" gelöst, damit diejenigen, die es nötig haben — also insbesondere die Kaufleute und Gelehrten — ein all=

gemein geläufiges Mittel zu rascher Verständigung besitzen, hingegen nicht etwa, um überall die Muttersprache zu ersetzen: eine rechte Sprache ist ein Bildungsmittel, aber auch mehr als das, eine Individualität, eine geschichtlich gewordene, wachsende, in ihrer Eigenart berechtigte und achtungswerte Einheit; und mögen uns auch andere Sprachen geläufig sein, für uns Deutsche ist doch immer Mensch und Mann zweierlei, die fruchtbares Leben erweckende Sonne ist uns weiblich, so gut als Welt, Erde, Zeit und Natur; und Gott ist uns deutsch. Vielleicht wird für unsere Sprache die Zukunft auch eine der Durchschnittsaussprache besser angepaßte Rechtschreibung bringen, was auch zur Verhütung weiterer Abstumpfung und Verflachung beitragen mag; die heute giltige „neue Rechtschreibung“ ist hingegen eines der besten Beispiele dafür, daß halbe Maßregeln zwar leichter sind, als ganze, aber auch schlimmer, als gar keine: wir haben ihr zu verdanken, daß wir neben zahlreichen Abstufungen drei geläufige Arten besitzen, um das Deutsche zu schreiben, — nämlich die alte, wie sie etwa in Oesterreich meist noch üblich ist, die neue und schließlich eine mehr oder weniger radikale, die aber meist von der Unterscheidung kurzer und langer Vokale ganz absieht; so kommt es schließlich dazu daß niemand mehr recht weiß, wie er schreiben und aussprechen soll. Wünschenswert wäre ferner die Lösung des Widerspruches, welcher zwischen dem in der Regel giltigen Decimalsystem und anderen in einzelnen Fällen giltigen Systemen noch besteht: wer bedenkt, wie schwierig den Griechen und Römern manche für uns sehr einfache rechnerische Aufgabe sein mußte, der wird in der Einführung der arabischen Ziffern einen der größten Fortschritte innerhalb der Kulturgeschichte sehen müssen; hingegen ist bedauerlich, daß man mit den Zahlen auch das Decimalsystem übernahm, statt zu dem einfachen Mittel zu greifen, zwei neue Zeichen für zehn und elf zu erfinden: wenn das Decimalsystem in der Natur seinen Grund hat, indem der Mensch eben fünf Finger an jeder Hand besitzt, so ist auch das Duodecimalsystem berechtigt, denn ein Sonnenjahr umfaßt ungefähr zwölf Mondumläufe; wenn daher die Zwölfzahl unserer Zeiteinteilung noch heute zu Grunde liegt, so wäre ihre allgemeine Herrschaft deshalb wünschenswert, weil sie von allen Zahlen im Verhältnis zu ihrer geringen Größe am teilbarsten ist und somit die möglichst einfachen Rechnungen gestatten würde: 12 ist direkt teilbar durch 1, 2, 3, 4, 6, 12, indirekt durch 5, 8, 10, gar nicht durch 7, 9, 11; 10 ist direkt teilbar durch 1, 2, 5, 10, indirekt durch 4 und 8, gar nicht durch 3, 6, 7, 9, 11, 12. Nehmen wir nun als Beispiel, wir wollten etwa wissen, wie viel Sekunden ein Jahr enthält, so ergiebt sich bei dem heute giltigen System eine ziemlich zeitraubende Multiplikation (60 · 60 · 24 · 365), bei Herrschaft des Zwölfersystems hingegen eine einfache Kopfrechnung (50 · 50 · 20 · 305); noch einfacher würde die Sache sich gestalten, wenn Minuten und Sekunden dem

System dadurch besser angepaßt wären, daß aus einer der unsrigen zwei gemacht würden (100 · 100 · 20 · 305 = 61.000.000). Da nun das Decimalsystem bei uns schon so tiefe Wurzeln gefaßt hat, daß seine Abschaffung zu höchst zeitraubenden Aenderungen führen müßte, so wird es wahrscheinlich eher dazu kommen, daß man ihm auch noch die Zeiteinteilung und dergleichen anpaßt.

Lehrreicher mag ein Ueberblick über das sein, was die Wissenschaft nicht erreichen kann, oder worin sie ihr Verhalten ändern wird. Der Laie hat meist keinen Begriff davon, wie wenig oft hinter alltäglich in jeder Zeitungsspalte wiederholten Ausdrücken steckt, — als „nach den Vorschriften der neuesten Theorie“ oder „dem steten Fortschritte der Wissenschaft gemäß.“ Da werden einem oft genug Eintagsfliegen oder Zukunftsbilder von höchst zweifelhafter Wahrheit aufgetischt, von schwindlerischen Reklamestückchen und von verkappten Münchhauseniaden zu geschweigen. — Zunächst hat sich die Wissenschaft dem Gesamtfortschritte einer gesunden Entwickelung unterzuordnen; sie wird weit mehr Rücksichten zu nehmen haben, als heute. Ihr Hauptaugenmerk muß sie darauf richten, das Verhältnis des Menschen und seiner Kultur zur Erde immer harmonischer zu gestalten, also die heutige zukunftsblinde Raubwirtschaft und das übliche hastige Drauflosleben in ruhige, gesunde Bahnen einzulenken. Wo ein Beruf seinem Träger gefährlich oder schädlich ist, da sollte die Wissenschaft thunlichst für Ersatz sorgen; heute giebt es mehr als genug solcher Berufe (so, um nur die auffallendsten zu nennen, die Darstellung mancher Gifte, des Knallsilbers u. s. w.); man glaubt aber, ein höherer Lohn biete da schon genügenden Ersatz, zumal es sich ja um „freiwillige Leistungen“ handle: ein gesunder Mensch wird auf solche Kulturprodukte lieber verzichten, als einen so unwürdigen Standpunkt einnehmen. Heute kommt das meiste, was wir Fortschritt nennen, nur den wohlhabenderen Klassen zu Gute; auch sie könnten aber wirklichen Genuß davon nur haben, wenn sie gesund wären. Später mag hierin der Gesamtheit stets der Vorrang gebühren; das Hauptbestreben wird dahin gehen, das Leben des Ganzen immer schöner, angenehmer und harmonischer zu gestalten, immermehr Zeit für innere Ausbildung, für Kunstpflege, für Nachdenken, kurz für echte Erholung zu gewinnen.

Unter den Zielen, welche die Wissenschaft nicht erreichen wird, haben wir das Welt- und Lebensrätsel schon besprochen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist auch der übertrieben ausgebildete Darwinismus, welcher jene diesem Ziele soweit möglich entgegenführen wollte, nach kurzer, aber glänzender und wortereicher Herrschaft bereits im Begriffe, unter das alte Eisen zu gehen; und zwar ist dies nicht sowohl der Christenheit zu verdanken, als Männern der Wissenschaft, die der Religion eher feindlich gegenüberstanden, aber vorurteilsfrei genug blieben, die Ergebnisse strenger und

nüchterner Forschung selbst von der blendendsten Hypothese nicht verdunkeln zu lassen. So widerlegte Pasteur die Urzeugung; Dubois-Reymond stellte klipp und klar die sieben Welträtsel fest; und Karl Vogt schrieb in einem längeren Artikel unter anderem: „Bringe das unter einen Hut, wer kann! Soviel geht aber aus den dargelegten Thatsachen hervor, daß das Dogma: „Gleiche Bildung, also gleiche Abstammung“, auf welchem unsere ganze philogenetische Forschung beruht, keine allgemeine Geltung beanspruchen kann.“ — Daß der Mensch nicht von einem der Affen, die wir heute sehen, abstammen kann, wird von keinem Fachmanne bestritten, was aber den gemeinsamen Ahnen betrifft, so „blieb er bisher unaufindbar“: derartige Phrasen genügen ja meist dem Laien; wer aber näher hinzusieht, der sieht zu seiner Ueberraschung, daß unter all' den zahlreichen Versteinerungsfunden aus allen Gegenden überhaupt nichts sich vorfindet, was irgend auf durchgreifende fortschreitende Weiterbildung der Organismen hindeuten würde; höchstens finden sich hie und da sehr ähnliche Arten, die sich allmählich durch Anpassung leicht umgeändert zu haben scheinen. Gattung bleibt Gattung, — ja, wenn man bedenkt, daß wir bei vollständiger Unkenntnis des für die Art maßgebenden Grundgesetzes oft nicht imstande sind, Rasse und Art zu unterscheiden, so läßt sich vielleicht sagen: Art bleibt Art. Solange es Megatherien, Flugeidechsen und Mastodonten gab, so behielten sie scharf ausgeprägte artliche Eigentümlichkeiten; und die ältesten Knochenfunde von Menschen gehören nicht affenähnlichen Wesen, sondern echten Menschen an, und zwar meist solchen, die an ziemlich hochstehende heutige Rassen sich leicht anreihen lassen, vielfach sogar solchen Rassen alle Ehre machen würden. Was ferner äußere Aehnlichkeit betrifft, so hat sie mit dem grundlegenden Nervensystem, damit auch mit geistigen und seelischen Fähigkeiten, Lebensdauer, Neigungen, klimatischer Anpassungskraft u. s. w. oft nicht eben viel zu thun: gerade weil unser Geist an das Hirn und unsere Seele an das Rückenmark gebunden ist, gerade deshalb sind wir von den durchaus tierischen Affen trotz einer normalerweise nicht eben sehr weitgehenden leiblichen Aehnlichkeit so grundverschieden, daß ein Hervorgehen des Menschen aus dem Uraffen geradezu einer Neuerschaffung gleichkäme; ebenso stellt der Elephant ganz andere Anforderungen an das Leben, als sein ausgestorbener Vetter, das haarige, kälteliebende Mammuth. Auch an Klugheit verhalten sich oft Arten, die wir als nahe verwandt betrachten müssen, sehr verschieden: so der dumm-dreiste Eisfuchs und sein durch sprichwörtliche Schlauheit und Vorsicht ausgezeichneter Vetter. Und mag auch bei Bienen und Ameisen der kluge Instinkt, wie ja sicherlich der Selbsterhaltungstrieb, nicht sowohl im Einzeltiere als in der Gesellschaft liegen, so sind jene eben doch an Klugheit dem Walfische weit überlegen. In der Nahrung, im Charakter verhalten sich ebenso „nahestehende“ Arten oft

sehr verschieden. — Die Wissenschaft müßte an lauter Hypothesen zu Grunde gehen, wenn sie das nicht beachten und festhalten wollte, was gegen die jeweilig herrschende Hypothese spricht. Zugegeben, daß die Lösung der Grundrätsel unseres Daseins auf diesem Wege nicht möglich ist, zugegeben auch, daß die Wissenschaft sich nicht, wie heute so oft, Uebergriffe auf das Gebiet des Glaubens, der Kunst u. s. w. gestatten soll, so mag sie doch ihr eigenes Gebiet voll und ganz festhalten; und dazu bedarf sie wiederum der Hypothese, solange keine Klarheit herrscht, denn ohne Uebersicht und Zusammenhang nützt die Einzelforschung nichts. In diesem Sinne — aber auch nur in diesem halten wir es für richtig, wenn die Wissenschaft, solange sie für den Gang der Erdgeschichte und für die Verteilung des Lebens keine bessere Erklärung besitzt, in der von Darwin angezeigten Richtung weiterforscht: daß Darwin und viele seiner Jünger große Gelehrten waren und daß sie, namentlich was die Verteilung der heute lebenden Organismen und die Anpassungsfähigkeit vieler Arten betrifft, viel zutreffendes an den Tag gebracht und in anderer Richtung sehr anregend gewirkt haben, das wird überdies niemand bestreiten. Und ist nun auch die Abstammungstheorie in ihrer schroffsten Auslegung unhaltbar, so mag doch zudem betont werden, daß selbst, wer daran glaubte, doch an Gott festhalten konnte, wie Darwin selbst; ja, daß man sogar, wie Drummond, zugleich ein ziemlich weitgehender Darwinist und ein eifriger Christ sein kann.

Ein weiteres für die Wissenschaft unerreichbares Ziel ist die Verallgemeinerung der Kenntnis ihrer Ergebnisse. Ein wissenschaftlich gebildetes Volk ist ein Unding, das nie da war und nie da sein wird. Ein Fortschritt auf diesem Gebiete ist nur solange denkbar, als es eben zwei Klassen von Menschen giebt, von denen die eine sich mehr körperlich, die andere mehr geistig bethätigt. Unter einer im Sinne der Socialdemokraten auf völlig gleichem Fuße eingerichteten Gesellschaft könnte die Wissenschaft niemals gedeihen. Litteraten und Techniker werden in ihrer Denkarbeit schon durch geringe Unterbrechungen oder Unbequemlichkeiten gestört; es wäre ihnen schon unmöglich, in ihrem Fache weiterzukommen, wenn sie nur für die alltäglichen Bedürfnisse ihres Körpers selbst zu sorgen hätten: was wäre es vollends, wenn sie obendrein zu allerlei Handlangerdiensten verpflichtet wären? Auch der beste Mensch ist eben kein „Allerweltskerl.“ Wiewohl sich in einem gesunden Volke sicher immermehr erbliche Berufsklassen zwanglos herausbilden werden, so mag es ja noch lange zahlreiche Ausnahmen geben, namentlich werden begabte junge Leute aus den unteren Ständen sich dem Studium zuwenden; freilich wird eben dabei immer ausschließlicher die Begabung in Betracht kommen. Unter normalen Verhältnissen sind jene unteren Stände nicht schlechter daran, als

die oberen: ihre Arbeit ist wohl notwendiger für das Gesamtwohl, bedarf aber einer sachgemäßen Leitung; die Anerkennung ihrer Leistungen wird innerhalb einer gesunden Gesellschaft die denkbar gerechteste sein und sicher höher stehen, als heute; die Bedürfnisse sind von Natur geringer, ebenso auch die Verpflichtungen, die Verantwortlichkeit, der Gedankenaufwand; Irrtümern und ihren Folgen weniger ausgesetzt, werden die „dienenden" Klassen rascher und gründlicher fertig, sind bei vorhandener Gesundheit also sorgloser; sie bilden dabei eine zahlreichere, geschlossenere Masse, als solche den Kern des Volks, stärker und ansehnlicher, als ihre geistigen Führer, und doch Schicksalsschlägen weniger ausgesetzt. Gewiß sind die Bestrebungen der Volksschulen nicht etwa preiszugeben: Lesen, Schreiben und Rechnen soll auch in Zukunft jedermann lernen, er soll seine Sprache ordentlich handhaben und sein Deutschtum schätzen; unbenommen muß es ihm bleiben, seine etwaige Wißbegierde selbst zu befriedigen. Doch von einer guten Volksbildung bis zu wissenschaftlicher Bildung ist ein weiter Schritt. Was in aller Welt soll ein Handwerker mit Astronomie, Chemie oder Geologie anfangen? Unsere auf die Wissenschaft schwörenden „Genossen", welche irgend einem materialistischen Gelehrten seine zweifelhaften Hypothesen, zudem meist noch in falscher Lesart, nachbeten, würden sich innerhalb gesunder Volksschichten bald unmöglich machen: ein gesunder Bauer oder Arbeiter ist viel zu vernünftig, um sein Gedächtnis mit seinem Verständnisse fernliegenden, daher unbrauchbaren Begriffen zu überladen.

Ehe man die Wissenschaft dem Volke aufdrängt, sorge man doch gefälligst dafür, daß die „gebildeten Klassen" gebildet seien: nicht etwa im übertragenen Sinne, indem die Angehörigen der höheren Stände heute oft genug ein „ungebildetes Betragen" an den Tag legen, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn, was heißt Bildung? Ein wirklich Gebildeter müßte doch Verständnis für den Umfang und die Aufgaben der Kultur, somit aller Zweige der Kunst und Wissenschaft haben; wohlverstanden, es kann sich dabei nur um einen Ueberblick handeln, denn das Gesamtgebiet des Wissens ist heute viel zu groß, zu verzweigt und vor allem zu raschem Wechsel unterworfen, um selbst vom größten Genie gleichmäßig beherrscht zu werden; die Kenntnis der Einzelheiten jedes Wissenszweiges ist aber auch lediglich dem Fachgelehrten nötig. Man kann das Ergebnis des Fortschrittes in der Wissenschaft der Ameisenarbeit vergleichen: jeder wahre Gelehrte kann auf eng begrenztem Felde, auf das sich seine eigenen Forschungen augenblicklich beschränken, einen Fortschritt erzielen, und das erfordert oft viel Zeit: so las ich z. B., die Untersuchung und Abgrenzung der vielleicht 50 Weidenarten Europas sei das Ergebnis dreizehnjähriger Arbeit eines Botanikers gewesen; und welchen Geduldproben entsprechen

erst die Berechnungen unserer Astronomen! Derartige Arbeiten haben hauptsächlich nur Wert als zuverlässige Grundlagen für umfassendere Werke; aus einer Menge einzelner Ergebnisse läßt sich ein Gesamtüberblick über den jeweiligen Stand einer Wissenschaft gewinnen. Für den einzelnen Gelehrten kann nun Forschungsarbeit, somit bahnbrechendes Vorgehen auf allen Gebieten, ja selbst die volle Kenntnis der auf ihnen bisher erzielten Ergebnisse nimmermehr in Betracht kommen, wohl aber sollte er, da die einzelnen Wissensfächer sich immermehr ergänzen und unterstützen, eine genaue Kenntnis der Grundlagen der nicht zu seinem Fache gehörigen Zweige besitzen. Ein Geograph z. B., der sich vielleicht sogar speziell nur mit einer Unterabteilung seiner Wissenschaft oder mit der Erforschung eines kleinen Stückchens Erde befaßt, muß doch, will er etwas leisten, umfassende, auf der Höhe der Zeit stehende Vorkenntnisse in Kartographie, Geologie Botanik, Zoologie, Anthropologie, Geschichte und Sprachenkunde besitzen. Es kommt dabei viel mehr auf die Fähigkeit an, das Wesen eines Wissenszweiges und damit den Gang des Fortschrittes in seiner Mitte zu verstehen, als auf eine wenn auch noch so gedrängte Kenntnis der Ergebnisse. Wer etwa an die Geologie sich heranmacht, der soll sich zunächst einen Begriff davon machen, was diese Wissenschaft bezweckt, was sie erreichen kann und was nicht, mit welchen Mitteln sie arbeitet, welche Schwierigkeiten ihr entgegenstehen; das alles ist zum Verständnis wichtiger, als das Auswendigwissen der Hauptalterssstufen der Erdrinde oder einzelner Leitfossilien: im ersteren Falle kann man sich überall in das Wesen der Dinge hineinarbeiten, im letzteren hält man nur eine Anzahl an sich leerer Begriffe fest. Aehnlich ist in der Geschichte die Kenntnis der genauen Jahreszahlen weniger wichtig, als die der ungefähren, runden; die Zahl soll dazu dienen, ein denkwürdiges Ereignis richtig einzureihen, sonst vermehrt sie unsere Bildung nicht. Selbst die Mathematik ließe sich unserem Verständnisse näher rücken, wenn Grenzen und Ziele dieser Wissenschaft, das Wesen der Zahl und die Bedeutung der grundlegenden Lehrsätze mehr betont würden, statt der ewigen Uebungen. Was wir der Medizin vorwerfen, ist ja nicht die Unvollkommenheit ihrer Ergebnisse: in der Vervollkommnung ihrer Hilfsmittel, in umfassender Ausarbeitung ihrer Zweige und im Studium der bisher erreichten Ziele ist sie so weit vorgeschritten, als irgend zu erwarten sein kann; und in der Kenntnis dieser Ergebnisse ist gewiß so mancher ihrer Vertreter auch dem Dr. Damm überlegen, geschweige denn uns Laien; leider verkennen aber fast alle Mediziner thatsächlich die Bedeutung der natürlichen Grundlagen ihrer Wissenschaft; das, was eigentlich für diese maßgebend sein sollte, tritt ihnen hinter einer Menge kleinlicher Details zurück; und so bauen sie auf dünner Sandschicht einen riesigen, überladenen Prachtbau.

Wir wollen nicht schon Gesagtes wiederholen, um zu beweisen, wie leicht es selbst einem Laien wird, einem Mediziner den Abstand zwischen dem, was seine Wissenschaft ihrem Wesen nach bezwecken soll und dem, was sie thatsächlich erforscht oder leistet, vor Augen zu führen. Aber auch sonst kann man leicht erproben, wie sehr in unserem „Zeitalter der Wissenschaft“ dem Durchschnittsgebildeten, ja vielen Gelehrten, soweit es sich nicht um ihr Arbeitsfeld handelt, die Kenntnis der maßgebenden Grundlagen der einzelnen Wissenszweige abgeht, wobei die Folgen allerdings nicht so tief greifen, als bei der für die Menschheit besonders wichtigen, dabei bis in ihre Spitzen unter der Verkennung ihrer wahren Bedeutung leidenden Heilkunde. — Man frage einmal einen unserer „Gebildeten“ nicht nach dem Datum eines geschichtlichen Ereignisses, nicht nach der Hauptstadt eines Staates oder einer Provinz, nicht nach dem Flusse, an welchem Berlin oder Rom liegt, oder nach der Höhe des Montblanc, nicht nach dem Wortlaut einer Ode des Horaz oder dem Inhalt eines Lustspieles von Molière, nicht nach dem pythagoräischen Lehrsatz oder der Quadratwurzel aus irgend einer zehnstelligen Zahl: auf alles dies wird dieser oder jener vielleicht noch mit Virtuosität eine Antwort zu geben wissen; man frage vielmehr, welches die Ursachen, die Bedeutung, die unterscheidenden Merkmale, die Folgen eines großen Ereignisses waren, man fordere ein Urteil über eine geschichtliche Größe; man frage, warum die Geographie der Karte bedarf, wie die Karte hergestellt und wie sie gehandhabt wird, was der Maßstab bedeutet; oder weshalb das Klima mit der geographischen Breite, mit der Meereshöhe und mit der Entfernung vom Meere wechselt, wodurch die verschiedene Länge der Tage und der Wechsel der Jahreszeiten bei uns bedingt wird, oder wo die Sonne auf- und untergeht (mancher glaubt wohl, im Osten und Westen immer und überall); man frage, welches die Merkmale des Deutschen gegenüber den übrigen arischen Sprachen sind, wodurch sich das Lateinische von den lebenden romanischen Sprachen unterscheidet und wie sich diese herausgebildet haben; oder was die Größe dieses oder jenes Dichters ausmacht und was er in seinen Hauptwerken sagen wollte; oder welches die Grundlagen der Arithmetik und des metrischen Systems sind und weshalb sie es sind, und warum die Geometrie mittelbar auf dem Punkte, unmittelbar auf dem Dreiecke beruht. Wie man sieht, lauter einfache, „elementare,“ dabei für den betreffenden Wissenszweig zunächst und schließlich für jeden Gebildeten wichtige Fragen, auf die man doch, wie die Dinge heute stehen, auch von „studierten“ Leuten nur selten eine zutreffende Antwort erhalten wird; und so ist es auch mit den Grundlagen der Astronomie und der Naturwissenschaften. Der Durchschnitt der Laien sieht z. B. in den lateinischen Namen, welche in der Wissenschaft für Pflanzen und Tiere üblich sind, oder in den Benennungen der chemischen

Elemente und deren abgekürzter Bezeichnung durch Buchstaben und Verhältniszahlen eigentlich nichts weiter, als Gelehrtenschrullen, während doch eine gleichmäßige Entwickelung, ja ein wirklicher Fortschritt auf diesen Gebieten ohne jene feststehenden, allgemeingiltigen Bezeichnungen gar nicht denkbar wäre. Nach alledem kann man den Unterschied, welcher heute zwischen dem Gebildeten und dem Ungebildeten besteht, im allgemeinen etwa folgendermaßen zusammenfassen: jener hat sich die erforderlichen Vorkenntnisse für einen geistigen Beruf erworben, dieser die Fertigkeit zu einem oft auch nicht leichten Handwerk; jener schreibt leidlich fehlerlos, er ist belesener, meist kann er auch Latein, Griechisch und Französisch lesen, dazu besitzt er einige Fertigkeit in der höheren Mathematik. Sind das wirklich so gewaltige Unterschiede? — In Zukunft wird man unter höherer Bildung wohl die Gesamtheit der Vorkenntnisse verstehen, welche es ermöglichen, in das Wesen jedes Zweiges der Wissenschaft und der Kunst einzudringen und damit dem Fortschritt auf all' diesen Gebieten mit Verständnis zu folgen: wer diese Vorkenntnisse besitzt, kann sich weiterhin selbst ohne große Mühe in jeden beliebigen Wissenszweig vertiefen, wenn es ihm zu seinem Berufe nützlich ist oder wenn er Interesse dafür hat; ebenso in jede Kunstform, wenn er Liebe und Talent dazu besitzt, wobei freilich ein Lehrer nicht, wie in jenem Falle, leicht zu entbehren ist.

Weiter kann die Wissenschaft die Natur zwar benutzen, lenken, veredeln, nie aber sie ersetzen oder ihr widersprechen. Solange die Menschheit besteht, kann sie gar nicht umhin, den Naturgesetzen zu gehorchen, denen sie eben ihrem Wesen nach unterworfen ist. Mag man auch die künstliche Beleuchtung noch so sehr vervollkommnen und verallgemeinern, so wird doch der Mensch nie ungestraft die Nacht zum Tage machen, denn er ist eben der Wirkung der Sonne unterworfen und von dieser so abhängig, als irgend ein nachtschläferiges Tier. — Ebenso wird es nie gelingen, dem Menschen neue Existenzbedingungen zu schaffen oder seine Lebensbedürfnisse künstlich zu befriedigen. Man erzählt uns da Wunderdinge von der Einfachheit und Billigkeit der Nahrungsmittel in den kommenden Jahrhunderten. Der Nährgehalt des Fleisches, der Eier, der Milch soll „ausgezogen“ und, vom unnötigen Ballast, als Wasser und dergl. befreit, in verdichteter Form dargestellt werden; später kann man wohl die Nährstoffe auch auf chemischem Wege künstlich herstellen und aus Steinen Brot machen, wie man schon künstliche Edelsteine u. s. w. zu machen versteht. Welch' ein Fortschritt, namentlich was Forschungsreisende und überhaupt Leute betrifft, die auf rasch wirkende oder wenig Raum einnehmende Nahrungsmittel angewiesen sind! — Ja, wenn's nur nicht schief geht! Unsere Nahrung muß, wenn sie ihren Zweck erreichen soll, vor allem gesund und

natürlich sein; dann schmeckt sie uns und dann verdauen wir sie, wiewohl ja der Gewohnheit, dem Alter und dem körperlichen Befinden nach sich ziemlich große Unterschiede ergeben können. Im irdischen Tierreiche gilt ausnahmslos die Regel, daß Organismen oder Teile von solchen zur Nahrung benutzt werden müssen; im übrigen giebt die Erfahrung allein den Ausschlag, und wenn wir nun doch noch ungefähr dasselbe essen, als unsere rohen Altvorderen vor vielen Jahrtausenden, so kann man es uns wahrhaftig nicht übelnehmen, wenn wir nicht sofort denen beistimmen, die da mit zukunftsfroher Stimme rufen: „Wir haben das alles geändert; bald essen wir nur mehr Pillen und Täfelchen; hoch der Fortschritt, hoch das zwanzigste Jahrhundert!“ — Manche Tiere nähren sich gern von Stoffen, die für andere giftig sind. Johannisbrot ist für Einhufer und Schweine ein vorzügliches, für den Menschen ein recht ärmliches Nahrungsmittel. Gras ist gewiß nahrhaft, sonst würden Rinder und Elephanten nicht so gut damit auskommen; diese Tiere entziehen den Kräutern genau dieselben Nährstoffe, als wir unseren Früchten, Körnern, Knollen und Fleischspeisen, und doch können wir nicht von Gras leben, weil unsere Verdauungswerkzeuge eben nicht die Fähigkeit besitzen, ihm jene Nährstoffe zu entziehen. Wer von Fleischpepton und kondensirter Milch leben wollte, dem würden nicht nur schon nach sehr kurzer Zeit diese Dinge gründlich verleidet sein, sondern er würde auch finden, daß er dabei durchaus nicht gedeiht und weiterkommt: sei es nun, daß die „nicht nahrhaften Teile,“ als Wasser und dergl., in unseren Nahrungsmitteln doch nicht so nebensächlich sind, als man wohl glaubt; sei es, daß durch ihre Entfernung wenigstens der Verdauungsthätigkeit eine unentbehrliche Hilfe entzogen wird; sei es endlich, daß für unseren Magen nicht nur die Nährkraft, sondern auch Rauminhalt und Gewicht der ihm zugeführten Nahrungsmittel in Betracht kommt. Sogar, wer auf Konserven einmal tagelang angewiesen war, der wird, wie wir aus Erfahrung wissen, diese doch in möglichst natürlichem, unverändertem Zustande aufbewahrten „Delikatessen“ gern bei Seite legen, sobald er Gelegenheit findet, einmal wieder normale, frische Nahrung zu sich zu nehmen, mag es sich auch nur um die einfachen Milchspeisen der Hirten oder um ein bäuerliches Mahl im Bergwirtshause handeln; Grütze, Eier, Milch, Braten oder Obst nimmt man hingegen immer wieder gern zu sich, sobald man eben Hunger hat. — Man denke ferner an die unmöglichen Zustände, welche, wie Bettex drastisch ausführt, bei der künstlichen Herstellung unserer Nahrung sich ergeben müßten. Wie nun, wenn die Fabrik brennt, welche Tausenden von Menschen ihr Dasein fristet; oder wenn ein Päckchen verloren geht, das noch monatelang hätte ausreichen sollen; oder wenn ein Posten verdirbt, oder wenn gar ein Streik unter den Arbeitern ausbricht, von Epidemien zu ge-

schweigen? — Das Zeitalter der Wissenschaft hat seine Auswüchse, wie jedes bisher die seinen hatte; im Zeitalter der gesunden Kultur aber wird man sich der Früchte des Feldes und der Bäume freuen und mit kräftigem Appetit aus voller Schüssel essen, wie es von jeher unter gesunden Menschen Brauch war.

Ein Neugieriger hatte einmal an die Leser einer Zeitschrift die Frage gerichtet, wodurch wohl ein heute lebender Mensch sich das größte Verdienst um das Gesamtwohl erwerben könnte. Unter den von der Schriftleitung veröffentlichten Antworten schien uns eine besonders bezeichnend: Dreierlei lag dem Einsender besonders am Herzen, die Auffindung eines Mittels gegen Lungenschwindsucht und eines ditto gegen Krebs, endlich die Erfindung des Luftschiffes. „Hättest Du doch geschwiegen," sagt der Lateiner. Wir wollen nicht auf das heute sehr unbefriedigende Verhältnis des Menschen zum Tode hinweisen, denn dafür ist die Religion da und kann durch nichts ersetzt werden — hat sich wohl das weise Orakel das auch gesagt? Die Krankheit entfernen zu wollen, schien besagtem Orakel wohl zu unbescheiden, es würde sich mit „Mitteln" gegen zwei ihrer vorgeschrittenen Formen von heute allerdings betrübender Verbreitung begnügen: aber da soll es inmitten der lebenden Menschheit auch noch allerlei leibliches, sittliches und geistiges Elend geben, — sogar von einer gewissen socialen Frage habe ich munkeln gehört: soll diese etwa per Luftschiff aus der Welt geschafft werden? Ja, das Luftschiff! Wer heute Umfrage hält, der begegnet fast überall der Ueberzeugung, als könne es der Zukunftsmenschheit an lenkbaren Luftschiffen gar nicht fehlen; fast scheint es, als müsse diese Erfindung aus unserer bisherigen Entwickelung mit logischer Sicherheit schließlich hervorgehen. Nun, wir kühlen Beobachter sind barbarisch genug, um daran gründlich zu zweifeln. — Zunächst gab es bisher innerhalb der Kulturwelt keine einzige Erfindung, die vorausgesehen wurde, von der man als von etwas Wünschenswertem oder dem Fortschritte der Kultur Entsprechendem lange vorher sprach, oder die man so und so oft schon erfunden haben wollte; mochten sie nun das Ergebnis geduldiger Versuche und Beobachtungen genialer Persönlichkeiten oder mehr Werke des Zufalls sein, immer kamen die Erfindungen unerwartet, für die große Menge sowohl als für den Erfinder selbst, es waren stets recht eigentlich „Funde." Alle sodann, mochten sie auch noch so große Fortschritte zeitigen, waren sprungweise vervollkommnete Ausbildungen uralter Erfahrungsgrundsätze. Eine Ausnahme macht vielleicht nur die älteste von allen, die Erfindung des Feuers, das jeder noch so sehr zurückgebliebene Wilde sich zu verschaffen weiß, während die wilden Tiere es sogar fürchten; doch auch hier bot die Natur in den Wirkungen von Sonne und Blitz, in Vulkanen und Erdfeuern, in von selbst entstandenen Bränden, in den durch

die Reibung mancher Gesteine aneinander entstehenden Funken genug Anhaltspunkte. Nehmen wir hingegen einige unserer modernen Errungenschaften vor. Die Eisenbahn bedeutet eine sehr vervollkommnete Ausbildung des Prinzips vom Karren: man lernte Lasten ziehen oder schieben, statt sie zu schleppen; man erfand in unbekannter Zeit das Rad und den Schlitten, welche diese Art der Beförderung sehr erleichterten; man spannte gezähmte Tiere an die Fuhrwerke, statt sie selbst zu ziehen; man verbreiterte und ebnete die jedem Wilden unentbehrlichen Pfade, und da es erfahrungsgemäß auf Bahnen oder in vorhandenen Furchen leichter ging, so schuf man schließlich künstliche Bahnen durch Legung von Metallschienen; man lernte endlich den Dampf und die Elektrizität als treibende Kraft an Stelle der Zugtiere zu verwenden; wie man sieht, eine ganz allmählige Entwickelung, eine Reihe von Columbuseiern. Die Erfindung des modernen Telegraphen beruht auf der näheren Kenntnis der Elektrizität, die uns zwar ihrer Eigenart entsprechend lange verborgen blieb, da wir kein besonderes Sinneswerkzeug für sie besitzen, deren Wirkungen im Blitz und in der Anziehungskraft mancher Harze aber von jeher bekannt waren; das Prinzip der Verständigung auf große Entfernungen ist sodann sehr alt: in der Nähe meiner Heimat, in der Provence, giebt es beispielsweise zahlreiche alte Festungsbauten, die zur Römerzeit größtenteils schon verlassen gewesen sein müssen und deren Insassen noch in der „Steinzeit“ lebten, indem Erzgegenstände nur selten, wie eingetauschte Luxuswaren, unter den darin vorgefundenen Werkzeugen vertreten sind: diese nach unseren Begriffen wilden und rohen Stämme, die vielleicht vor 3000 Jahren oder noch früher lebten, müssen sich, wie aus der gegenseitigen Lage mancher Festungen mit genügender Sicherheit hervorgeht, auf mehrere Kilometer Entfernung durch Feuer- oder Schallzeichen zu verständigen gewußt haben. Von Antibes bis Marseille, auf etwa 200 Kilometer Entfernung, wurden schon vor mehreren Jahrhunderten durch die auf den Vorgebirgen der Küste errichteten Signalstationen Nachrichten ungefähr ebenso rasch befördert, als heute durch den Telegraphen, wie denn auch heute die Signaltelegraphie noch keineswegs unentbehrlich geworden ist; man kann demnach sogar sagen, daß erst in unserem Zeitalter des Weltkehrs die Erfindung des elektrischen Telegraphen wirklich als nützliche Neuerung gelten konnte. — Jeder gesunde Mensch lernt mit Leichtigkeit schwimmen und tauchen, mancher Wilde ist darin vielen unserer Bademeister überlegen; von dem Aste, den ein Wilder mit sich über ein breites Wasser nimmt, und von dem rohen Einbaum, dieser Urform des Bootes, bis zum modernen Riesenschnelldampfer ist zwar ein weiter Abstand; die Entwickelung ging aber auch einen langen Weg, und schließlich handelt es sich eben doch nur um Stufen derselben Leiter; sind doch auch schon die Phönizier, an 2500 Jahre vor Diaz und Columbus, um die Südspitze Afrikas und

vielleicht bis Amerika gefahren, wie später die Wikinger auf ihren kleinen Booten bis Grönland und Virginien. Ob man nun im wasserdichten Anzuge taucht oder nackt, wie noch heute z. B. die griechischen Schwammfischer, das bleibt sich dem Wesen nach ziemlich gleich, höchstens ist ersteres sicherer und erlaubt einen etwas längeren Aufenthalt im Wasser; ob allerdings der Mensch durch Erfindung eines untermeerischen Schiffes, wie Vernes „Nautilus", zu einem den Fischen nahezu gleichberechtigten Meeresbürger werden kann, ist eine andere Frage. Nehmen wir endlich das Prinzip des Luftballons, so ist es auch längst genugsam bekannt, daß manche Stoffe insbesondere Gase, leichter sind, als die Luft; vom unberechenbaren Ballon und selbst vom Zeppelin'schen Sicherheitsballon bis zum lenkbaren Luftschiff ist aber ein sehr weiter Abstand, es müßte letzteres gewissermaßen aus der Luft gegriffen werden, . . . in der es hängt.

Gegen die Erfindung des Luftschiffes spricht endlich, daß alles, was bisher erfunden wurde, an den Grundlagen unserer Lebensführung nichts änderte; wir blieben nach wie vor an die trockene Scholle gebundene, flügel-, flossen- und kiemenlose Erdenbürger, — nur rascher und bequemer ging alles von statten. Das Luftschiff hingegen müßte plötzlich noch nie dagewesene Umwälzungen in unserer ganzen Lebensweise herbeiführen: was sollten da noch feste Wohnsitze, was Staat und Polizei, was Geld und Gut, was unsere muskelstarken Beine? Hoch lebe die Weltanarchie! Heidi, jeder fliegt über Berg und Thal, über Nord- und Südpol, durch Wolken und Wind; wo es einem gefällt, läßt man sich nieder; wo es einen hungert, da holt man sich Nahrung . . . Nun, der Mensch wird vielleicht zum Uebermenschen werden, zum Vogel aber niemals! — Damit wollen wir nicht etwa fordern, daß sich von nun ab kein Gebildeter mehr mit Problemen beschäftigen solle, wie die künstliche Erzeugung der Nahrungsmittel, wie Tiefseeschiff oder Luftschiff. Später wird man derlei Bestrebungen wohl ähnlich beurteilen, wie wir die einst mit großem Ernste von den bedeutendsten Geistern der Zeit betriebene Suche nach dem „philosophischen Stein," welcher Gold aus Steinen, also Verschiedenartiges aus Verschiedenartigem hervorbringen sollte; wobei zudem, nach der glücklichen Lösung der Frage, das Gold natürlich seinen Wert völlig verloren hätte, die ganze Arbeit somit vergeblich gewesen wäre. Aber dieser „Alchymie" verdanken wir ja die für uns so wichtige Chemie; und so mag auch künftig aus der Jagd nach Luftschiffen und Luftschlössern, aus „genialen Irrtümern" mancher unerwartete Fortschritt auf anderem Gebiete hervorgehen!

* * *

Wir sehen daher immer wieder, daß gesunde Völker von je her an höhere Mächte glaubten. Den Tod soll der Mensch verachten, auf daß er nicht leichtsinnig das Leben verachte; denn das soll er nicht. Die innere Seite unserer Seelenkräfte ist vielleicht das wichtigste an uns; so sollen wir sie nicht durch Zweifel und Argwohn verkümmern lassen. Der Gesunde weiß ganz gut, wem er trauen darf, und so sind „Kinder und Tiere die besten Menschenkenner". Seit ich wieder unbedingt meinem Gefühl traue, hab' ich mich nie in einem Menschen getäuscht; das heißt, es konnte mich einer wohl hie und da betrügen, aber ich wußte dann von vornherein, daß ich mich nicht auf ihn verlassen konnte. Heute heißt es hingegen nur immer: „Der Schein trügt!" So haltlos und mißtrauisch ist die Welt, daß man sie auf die billigste, einfachste und leichteste Weise täuschen kann, indem man nämlich immer die Wahrheit sagt: ehe sie dir glaubt, was sie einmal hört, wird sie jedes deiner Worte mikroskopisch nach Hintergedanken und Verstellungen untersuchen, sie wird sodann forschen nach deinen Ahnen vor und nach Adam, nach deinen Verwandten und Bekannten, nach deinem ganzen Leben, deinen Verhältnissen, deinem leiblichen und geistigen Befinden, nach allem, was du bisher gethan, gesagt und geschrieben; und schließlich wird sie zu dem bedeutsamen Ergebnisse kommen, es sei nicht recht zu ersehen, ob man dir trauen dürfe oder nicht!

Daher wird innerhalb eines gesunden Kulturvolkes der Religion die erste Stelle gebühren, nicht nur dem Namen nach, wie es vielfach auch heute, sondern ihrer thatsächlichen Bedeutung gemäß. Nicht nur aus Herkommen oder aus Gewohnheit wird man ihr huldigen, wie heute die große Masse; sondern persönlicher Ueberzeugung wird der Glaube entspringen, der ein Band zwischen der Gesamtheit darstellen soll. Heutzutage wären viele wohl keine „Freigeister" oder keine lauen Deisten, wenn sie sich selbst eine Meinung zu bilden vermöchten, statt einfach mit Gemeinplätzen zufrieden zu sein; aber wie selten ist's heute, daß einer denkt, wie wenig Zeit nimmt man sich dazu. Wie L. von Oberhofen sagt: „Viele glauben zu denken, aber sie erinnern sich bloß." Scheint es doch überdies, als habe es unsere Erziehung geradezu auf Erschlaffung statt auf Anregung der Denkkraft abgesehen! — Und doch ist es ganz zweifellos — jeder Materialist muß das zugeben — von der allergrößten Wichtigkeit für jeden von uns, eine eigene feste Meinung zu gewinnen über das Sein oder Nichtsein Gottes, über ein etwaiges Fortleben nach dem Tode, über die Person Christi: was sind demgegenüber die armseligen Fragen, mit denen wir uns tagtäglich beschäftigen? Man sollte meinen, da wir in der Kultur verhältnismäßig so hoch stehen und da wir im Durchschnitt, wie die Statistik lehrt, nur etwa dreißig Jahre zu leben haben, so müßte ein Dreißigjah-

riger schon den größten Teil seines Lebens zu äußerer und innerer Bildung, zu angemessener, persönlicher Vorbereitung auf den Tod verwendet haben. Nehmen wir hingegen das, was die Examensvorbereitung, was Krankheit und Schlaf und was die sei es der Faulheit, sei es dem Modezwang entspringende Langeweile uns übrig lassen: ist das nicht reichlich genug für dreißig Jahre, und ist es da verwunderlich, wenn so wenig gleichmäßige Bildung, so wenig Charakterfestigkeit, so wenig Selbstzucht bei der heutigen Durchschnittsjugend zu finden sind. Wird nicht noch schließlich das Gigerl das Feld beherrschen? — „Zeit ist Geld“, sagt der Engländer; ich aber sage: Zeit ist nicht Geld, sondern etwas viel wichtigeres und wertvolleres. Das ist freilich alte Weisheit, denn ein chinesisches Sprichwort lautet: „ein Zoll Zeit ist ein Zoll Gold, aber mit einem Zoll Gold kannst du dir keinen Zoll Zeit erkaufen.“ Wir dürfen fast sagen: auf jeden Augenblick im Leben kommt es an! Und willst du wissen, wie du deine Zeit am besten anwenden kannst? Wer die Wahrheit nicht überall sucht, findet sie leicht nirgends. Willst du aber, wo es auch sei, inner- oder außerhalb deines Berufes, der Wahrheit näher kommen und wahrem Fortschritte dienen, so frage stets zuerst, was für das Dasein dieser Idee oder Sache spricht, was daran gut, hoch und schön ist, worin also ihre Daseinsberechtigung liegt: das ist zunächst naturgemäß gehandelt, denn es entspricht der Achtung, die du deinem hohen Ziele, der Wahrheit, entgegenbringen sollst. Da für uns, dank unseren endlichen Organen, alle Dinge zwei Seiten haben, da folglich „Irren menschlich ist“, so wirst du auf diesem Wege zu ergründen haben, ob das, was für etwas spricht, stärker ist, als was dagegen spricht; ist das Umgekehrte der Fall, so ist eben auf demselben Gebiete ein besseres vorhanden, denn zwei Nebenbuhler können niemals gleichberechtigt sein, sie müßten sich sonst aufheben; auf diese Weise geht aber das, was am Unzulänglichen doch noch der Wahrheit angehört, nicht verloren — und keine Arbeit, kein Gedanke in der Welt war vergeblich oder sollte unbenutzt verloren gehen. — Auch was wir bekämpfen müssen hatte einst einen Zweck, wie alles, was veraltet ist: welcher Narr wollte heute von Feuersteinschleifen leben, — und doch war dies in der Steinzeit wohl der wichtigste aller Gewerbezweige! — Heute macht man es leider meist umgekehrt: man frägt nur immer, was gegen etwas spricht, — a sgenommen natürlich, wo es sich um die eigene, unfehlbare Meinung handelt; es fehlt an Unbefangenheit, am ungetrübten Kinderauge; und so liest oder gar schreibt wohl mancher zehn Bücher gegen den Bibelglauben, ehe er die Bibel zur Hand nimmt. Das ist aber nicht Arbeit, sondern Afterarbeit, eines Krebses würdig!

Etwas so absolut urdummes und nichtiges, daß es sich nicht einmal durch äußerliche, klar zutage liegende Gründe recht-

fertigen ließe, kann es gar nicht geben: was überhaupt da ist, und mag es noch so windig und für seinen vorgeblichen Zweck unzureichend sein, es erweist doch eben durch sein Dasein, wenn auch nur einen Augenblick lang, seine Existenzberechtigung. Würde es sich in allem nur immer darum handeln, die äußere, irdische Zweckmäßigkeit zu ergründen, so wären wir arme Schlucker oder doch nicht klüger, als das Tier; um aber die wahren, innerlichen, unseren Sinnen verborgenen Gründe zu erfassen, dazu haben wir glücklicherweise unsere Vernunft, die freilich von den Materialisten nur dazu gebraucht wird, um den famosen Lehrsatz aufzustellen, der Mensch sei in der That ein Tier oder gar noch weniger und hinter allem stecke nichts. So sind sie Bettler, wo sie Könige sein könnten, und hassen, wo sie lieben sollten.

„Wie aber,“ so höre ich jammern, „wie soll man denn einer neu ans Licht gekommenen Wahrheit zum Siege verhelfen, wo fände man Gehör damit, und bleiben wir nicht Prediger in der Wüste?“ — Nun, man versuche es einmal, sich an ein Paar berühmte Muster zu halten. Columbus hat, unbekümmert um Gespött und Mißgunst, es fertig gebracht hinauszufahren und die Neue Welt zu entdecken; er hat damit die spanischen Hochgelahrten zu Eseln vor der Wahrheit gemacht; und als sie ihm hernach aus Neid nachweisen wollten, solche Großthat hätte ihnen geradeso gut passieren können, da bewies er ihnen mit einem simpeln Ei, daß sie noch die Alten waren. Im Kensington-Museum in London ist unter Glas und Rahmen ein Heft der „Quarterly Review“ vom Jahre 1819 zu sehen, mit einem Artikel eines damals berühmten Fachgelehrten, der mit den Worten endigt: „Giebt es wohl etwas unsinnigeres und lächerlicheres, als einen von Dampfkraft bewegten Wagen, der doppelt so schnell laufen soll, wie unsere gewöhnlichen Wagen?“ Stephenson aber war ein Mann der That, und er ließ nicht lange auf den Beweis der Brauchbarkeit seiner Erfindung warten: so kam es, daß nicht lange nach dem Erscheinen jenes Artikels unter den Größen der Wissenschaft, deren Namen dort Schwarz auf Weiß zu lesen, viel Aechzens und Grimmens war: sie rauften sich die Haare, kratzten sich hinter dem Ohr und schlugen sich an die Stirn; ob sie wohl nur in stiller, trauter Frist, ob sie sich dessen zieh'n vor allen Leuten, wogegen Götter selbst vergeblich streiten . . . wenn noch zutag' nicht lieget, was es ist? — Und daß man auch zwei Fliegen auf einen Schlag treffen kann, das bewies uns Shakspere; was mochte er wohl zu seinem Publikum sagen? „Ich muß auf euch Rücksicht nehmen, ihr aber versteht mich nicht. Gut! Ich will eurem schlechten Geschmack entgegenkommen; ihr sollt mir nicht vorwerfen, daß ich mit Talglicht und Stinkwurz nicht umzugehen wisse; wenn ich freilich nur für euch schreiben sollte, so thäte mir's leid um das, was in mir steckt!“ So schrieb er mehr für die Nachwelt — und die verstand ihn!

Nun, wo die Schönheit zur Prüderie eingeht, da darf sie sich nicht im Nachtgewande zeigen; wo die Wahrheit nicht sich selbst wiederfinden kann, da darf sie nicht so schlicht, gerade und einfach auftreten, wie sie ist; sie muß etwas modernen Schliff annehmen, etwas Lokalfarbe auflegen etwas Allerweltstand als Flitter sich umhängen und ihre Rede etwas geistreich gestalten, ob sie dann auch im Spiegel über sich selbst lächeln muß. Sagt doch einmal der Menge: „Halt ein! Falsch ist dein Weg! Du mußt gesund kräftig, sittenrein und fromm werden;" da wird es heißen: „Was willst du von uns, Unverschämter? Wir kennen unseren Weg besser, als du!" — Was soll man dazu sagen? Also, stark, gesund und natürlich will man nicht sein und doch auch nicht heilsbedürftig; von Güte, Liebe, Sittlichkeit und von Gott will man nichts mehr wissen. Gut! Und was steckt dahinter? Dumm ist dumm, dumm aber will keiner sein. Sollte es so schwer sein, die Dummheit da zu entlarven, wo sie ist? Und nun gehe einmal unter die Materialisten; da mag sich etwa folgendes Gespräch entspinnen:

„Ich halte mich an die Wissenschaft; nur, was ich erkenne, das ist für mich da; es lebe die Mathematik!" — „Erkennst und weißt du wirklich etwas? Und die Mathematik, beruht sie nicht ganz auf ein Paar unbewiesenen Sätzen — oder kannst du mir sagen, warum einmal eins gleich eins und zweimal zwei vier ist?" — „Nun, das sind eben Axiome, jedem selbstverständlich." — „Jedem? Zunächst doch wohl nur uns Menschen und den etwaigen vernunftbegabten Bewohnern anderer Planeten dieses Weltalls" — „Was ich wahrnehme und begreife, das weiß ich; darüber hinaus giebt es für uns nichts!" — „Das Nichts kannst du weder wahrnehmen noch begreifen; du kannst auch nicht verstehen, wie etwas, z. B. unser Bewußtsein, aus nichts hervorgehen oder in nichts aufgehen soll." — „Ich glaube es eben". — „Wenn Jedermann das glaubte, so würde in Bälde zunächst alles, was die Menschheit zusammenhält, und dann auch diese selbst zu Grunde gehen!" — „Nun ja, es braucht es auch nicht Jedermann zu glauben." — „Du befürwortest also einen Glauben, dessen Verallgemeinerung verderblich wäre; du willst keine gottlosen Dienstboten, ja wohl nicht einmal eine gottlose Frau und gottlose Tochter; du giebst zu, der Glaube an Gott könne wohlthätige Folgen haben." — „Nun, in der That, warum denn nicht?" — „Was soll aber dein Glaube für wohlthätige Folgen haben; wo ist denn da die folgerichtige Logik, der ihr doch alles unterordnen wollt?" — „Der Mensch ist eben egoistisch; er will glücklich sein, er will kein mit dem Tode abschließendes Leben haben!" — So ungefähr sagt Spinoza. Nun, dieser wohlthätige Egoismus ist also da; soll er etwa unnatürlich, unlogisch, nicht existenzberechtigt sein, da er doch unseren Atomen anhaftet? Wie kommt ihr überhaupt dazu, unseren Glauben, selbst wenn er nicht auf Wahrheit beruhen

sollte, selbst wenn wir ihn nur vorschützen wollten, zu verspotten und zu bekämpfen? Ihr erkennt ja an, daß jeder ist, wie er eben sein muß!“ — „Wenn ich aber sterbe, so werde ich es vielleicht um meiner Lieben und Freunde willen bedauern, ich werde aber mit vollstem Bewußtsein ins Nichts aufgehen!“ — „Mag sein; dann wirst du aber auch zugeben, daß Liebe und Freundschaft, daß dein ganzes Leben umsonst war; aus einem verrückten, unerklärlichen, als riesiges und lebensvolles Weltall erscheinenden Nichts hoffst du, in das richtige Nichts überzugehen. Das Nichts sucht ihr, und könnt's doch nirgends finden!“ — „Du willst uns womöglich beweisen, wir dürften keinem Ideal anhangen!“ — „Wollt ihr die Notwendigkeit und Nützlichkeit des Ideals verfechten, da ihr doch seine Existenz leugnet?“ — „Das ist uns eben angeboren und anerzogen!“ — „Ihr ordnet euch also solch' erbärmlichem Machwerk unter, wie es für euch Ideal und Gewissen sein müssen. Woher aber stammt es denn, haben es etwa Materialisten erfunden?“ — „Die ersten Gesetzgeber waren eben schlaue, einsichtsvolle Männer, welche die menschliche Natur kannten.“ — „Weise Lügner also; doch nein, keine Lügner, denn diese nützlichen Gedanken haben sie einmal gehabt; euch müssen ja freche Lüge, Notlüge und Wahrheit vollkommen gleich gelten: jeder sagt eben die dem besonderen Zustande seiner Atomverbindung entspringenden Worte; auch kann man ja nicht wissen, was wahr ist!“ — „Nun, was man nicht wahrnimmt, das kennt man nicht; wer also sagt, er verstehe etwas von solchen Dingen, der lügt eben.“ — „Auf Lügen also beruht die ganze Welt- und Kulturgeschichte; Lügen sind alle unsere Ideale; wollt ihr nun etwa die Wahrheit reden und sollen wir euch Glauben schenken? Wer bürgt uns denn dafür, daß eure angebliche Wahrheit besser und richtiger ist, als irgend eine der angeblichen Lügen, welche die Geschichte beherrschen? — Und dann, hast du etwa Elektrizität je wahrgenommen, und — da die Sinne uns sogar erfahrungsgemäß oft täuschen — kannst du da behaupten, das zu kennen, was du wahrnimmst?“ — „Wir suchen aber der Erkenntnis Schritt für Schritt näherzukommen; immermehr Irrtümer klären wir auf.“ — „Auch noch Irrtümer giebt's also; und da könnt ihr ihnen vielleicht auch verfallen, morgen wie heute! Und ihr wißt wohl, daß ihr die volle ganze Wahrheit nie ergründen könnt.“ — „Der Mensch braucht nicht mehr zu erkennen, als ihm von Natur möglich ist!“ — „Und doch dürstet er von Natur nach der vollen Wahrheit: das beweiset gerade ihr, die ihr diesem unerreichbaren Ziele doch nachstrebt; läge es etwa nicht näher, euch einfach um das Wohl eurer Haut zu kümmern? Wo euer Wissen aufhört, da glaubt auch ihr; doch euer Glaube kann Niemand innerlich befriedigen. Wer nicht einsieht, daß uns Menschen auch der Glaube nötig ist, dem — fehlt eben etwas; wer sich aber mit einem unfruchtbaren,

trostlosen Glauben begnügt, der ist auf diesem Gebiete ein Krüppel; besser naiv und leichtgläubig, als skeptisch:

„Wer alles glaubt, der glaubet oft das Schlechte;
Wer gar nichts glaubt, der glaubet nie das Rechte.“

— „Mit dir ist rein nicht zu reden; du wirfst uns geradezu Beschränktheit vor; ist nicht die Wissenschaft größtenteils materialistisch?“ — „In Karnevals Reich giebt es nur Narren; wolltet ihr etwa keine Idioten sein auf einem Gebiete, wo ihr nur den Haupt- und Oberidioten, den „Weltäther“, über euch anerkennt? Sonst braucht ihr ja beschränkt nicht zu sein, aber ganz seid ihr eben nicht; ein Teil der seelischen Seite eures Wesens ist unentwickelt, oder ihr laßt ihn verhungern. Und die Gelehrtenwelt ist materialistisch, insoweit sie, stolz auf ihr Wissen, in einseitige Tüftelei verfällt und den Überblick über das Ganze verliert. Hat es große Männer gegeben ohne ein übersinnliches Ideal? Und die großen Gelehrten und Erfinder, die wahren Bahnbrecher und Träger des Fortschritts, waren sie nicht mindestens Deisten? Wollt ihr etwa Kopernikus, Galilei, Kepler, Newton, Kant, Linné, Liebig, Cuvier, Humboldt für euch in Anspruch nehmen? Und hat nicht Darwin, dem ihr so vieles verdanken wollt, seinen Gottesglauben „leider“ bündig genug betont? Und haben nicht die großen Geister, über die ihr immerhin noch verfügt, stets die Grenzen von Wissen und Glauben klar erkannt und einen höchst metaphysischen Glauben auf materialistischer Grundlage aufzubauen gesucht? Tyndall war, seinem eigenen Geständnisse nach, eine Zeitlang Sonnenanbeter, und was er über seinen späteren Glauben sagt, ist wunderbarer und schwerer verständlich, als die Offenbarung Johannis. Ist euer Weltäther leichter verständlich, als unser Gott? Was in aller Welt verpflichtet uns, einem eurer gelehrten Eintagshypothesenmacher mehr Glauben zu schenken, als den Begründern einer durch Jahrtausende wirksamen Religion, — oder sollen wir uns etwa von Mephisto belehren lassen:

„Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur einen hört,
Und auf des Meisters Worte schwört —?“

— „Eure Religion hat uns auch nicht glücklicher gemacht; die Wissenschaft, mag sie nun herstammen, von wo sie will, sie ist doch weltlich, und ihr verdanken wir doch auch vieles. Und ihr wollt nicht einsehen, daß wir geradeso gut und idealsfreudig sein können, als ihr“. — „Das braucht ihr mindestens nicht zu sein; betonen dürft ihr es keinenfalls, wenn ihr nicht unlogisch sein wollt. Wenn du allerdings nicht bloß theoretisch und hypothetisch ein Materialist wärest, so würde ich mich für deine Freundschaft bedanken. So aber seid ihr nun halb und lau, zwischen zwei unversöhnlichen Lagern schwankt ihr umher. Es giebt für euch kein Gutes oder Böses,

und doch wollt ihr gut sein, ja womöglich beweisen, eure Weltanschauung sei mit Güte wohl vereinbar; das Gewissen ist für euch reine Gewohnheitssache, und doch hört ihr auf seine Stimme; die Gesetze sind euch eher ungerecht, als gerecht, und doch bequemt ihr euch ihnen an und tretet womöglich für ihre Notwendigkeit ein; Liebe, Freundschaft, Kunst, Glück sind euch grundlose, willkürlich vereinbarte Begriffe, und doch beweint ihr eure Toten, helft euren Freunden, schwärmt für Musik und strebt nach Befriedigung. Aus der absoluten und ewigen Bewußtlosigkeit wollt ihr eine im Bewußtsein gipfelnde Reihe hervorgehen lassen. Und dieses feige, blöde, haltlose Zwitterding, diesen ewigen Widerstreit zwischen Theorie und Praxis wollt ihr uns auch noch anpreisen als die Grundlage einer Weltanschauung, die der unseren gleichwertig oder gar überlegen und allein des gebildeten Menschen würdig sein soll? Wo wir unser Unvermögen fühlen, da sollten wir doch naturgemäß suchen, der Vollkommenheit möglichst nahe zu kommen; ihr aber wollt euch nur schlechter, dümmer und schwächer machen, als wir Erdenmenschen es überhaupt sein können. Wir fürchten Gott, ja; denn er ist größer und stärker, als alles zusammen, und ganz können wir ihn nie begreifen; „weder Gott noch Herr", ruft ihr mit meinem Landsmanne Blanqui aus; dafür habt ihr aber unzählige Götter und Herren, denn alles und jedes fürchtet ihr, Geburt und Tod, Menschen und Tiere, Krankheit und Krieg; nirgends ist euch der Erfolg sicher, nirgends könnt ihr hoffen, und am Ende der ganzen Mühsal steht das unfaßbare Nichts. Und was der Mensch je hochhielt, das ist euch theoretisch auch nichts; die Verneinung, die Lüge sucht ihr überall, statt der Wahrheit! — Wenn ich überzeugter Materialist wäre, ich wollte wenigstens meine Konsequenzen ziehen, und Gnade dem, der mir im Wege stände!" — „Ach was, du bist doch kein Herkules und dazu von Natur für das Gute eingenommen; wolltest du etwa zum Tyrannen werden, um hernach an Gewissensbissen zu sterben?" — „Nun ja, ich würde mein Gewissen wohl auch spüren, wie selbst der alte Heide Catilina es spürte, was ihr freilich nicht zu erklären vermöget. Wie weit aber geht die Neigung zum Guten bei uns? Ist sie etwa bei allen gleich oder wiegt sie überhaupt vor? Und wollen wir nur gut, nicht vor allem stark und wahr sein, wird unsere Güte nicht oft zur Schwäche und Thorheit? Was versteht denn ihr unter „gut"? Ich wollte mich um noch so uralte Vorurteile den Teufel scheren — notabene sobald sie meiner innersten Überzeugung nach eben Vorurteile wären; mein Gewissen wollte ich zuschneiden und abstumpfen, wie es einem so unbequemen Dinge gebührt; Anarchist wollte ich sein, nicht weil ich darin das Heil der Völker erblickte, sondern weil mir die Gesetze hinderlich wären; ich wollte die nun einmal bestehenden

Gesetze aber umgehen, auseinanderziehen und sogar in meinen Dienst stellen; ich wollte Schwäche, Dummheit, Glauben, Vorurteil und Steckenpferd meiner Mitmenschen im größten Maßstabe ausbeuten; ich wollte mich und mein kurzes Dasein zur Norm alles meines Denkens und Trachtens machen, kein Nero oder Napoleon sollte wert sein, mir die Schuhriemen aufzulösen! Wäre ich darum schlechter, als ihr? Es giebt ja für euch nichts schlechtes! Wenigstens wäre ich folgerichtig, ganz, in meiner Weise mutig und groß!" — „Heinrich! mir graut's vor dir . . . Sind wir denn aber nicht Glieder der Menschheit, kommt es nicht auf das Ganze an?" — „Auch das noch gebt ihr zu? Nun, ich fühle mich aber trotzdem zunächst als Ich, dann als Verwandter meiner Angehörigen und Freund meiner Freunde, dann als Deutscher, als Arier vielleicht; aber die Menschheit in Gegenwart und Vergangenheit ist mir in der That wenig geläufig, dazu giebt es und gab es zuviel Menschen; was kümmert mich dieser oder jener Botokude, sofern mir kein Glaube gebeut, meine Mitmenschen zu lieben? Und worauf kommt es der Menschheit an? Doch wohl auf Glück und natürliche Entwickelung, ob auch im Einzelnen der Schwache dem Starken weicht. Soll etwa eure Weltanschauung einen bessernden, beglückenden, den Fortschritt beschleunigenden Einfluß auf das Ganze ausüben? Ist es nicht vielmehr ein Glück, daß stets der überwiegende Teil der Menschheit eine Religion besaß?" — „Da sind wir ja wieder so weit, wie vorhin; das nimmt ja kein Ende!" — „Bequemer hätte ich es dir allerdings gemacht, wenn ich dir gleich mit der Autorität der Bibel und dergleichen gekommen wäre; ein so alter und doch immer junger, altbewährter Glaube hat es aber wahrhaftig nicht nötig, von mir verteidigt zu werden. Wenn du uns nun diesen Glauben vorwirfst als ein altvettelisches, nur Heuchlern, Dunkelmännern und Einfaltspinseln ziemendes Anhängsel, so scheint es mir eben am nächsten zu liegen, deinen nagelneuen Unglauben einmal näher anzusehen, — oder soll ich einen sicheren Besitz um bloßen Flitters willen drangeben? Wo ihr eure Schlüsse nicht ziehen wollt, da ziehen wir eben die unseren. — Und nun, da es doch abzubrechen Zeit ist, sieh' dir mal noch den prächtigen Lebemann an, der dort eben erst hereinkommt; das ist ein Materialist, wie er sein soll"! — „Was, dieser fade Geck, der nichts thut, als seinen Wanst pflegen, Sekt saufen, Karten spielen, Gemeinplätze näseln und mit immer neuen Maitressen sein Geld verjubeln!" „Der soll also Unrecht haben? Du ereiferst dich ja förmlich! Wenn Du ihn fragst, ob er sich für Kunst und Wissenschaft interessiere, so wird er dir zu verstehen geben, daß er dies, Dank sei dem Mammon, nicht nötig habe, so daß sein Verhalten in dieser Hinsicht dem bekannten Verse entspricht:

Über Lumpen, wie Kepler und Schiller,
Rümpf' ich verächtlich die Nas';
Ich bin ein vollendetes Rindvieh:
Meine Mittel erlauben mir das.

Sollen etwa seine Atome schlechter sein, als die unseren, weil sie auf sogenannte Ideale nicht reagieren? Zu allem hin ist er keineswegs ein schlechter Kerl, sondern gemütlich bis dort hinaus; sein Wahlspruch lautet: Leben (das heißt, bis er einmal, wie Körner singt, unter Merkur und Latwergen verreckt) und leben lassen (das heißt, solange ihm Niemand auf die werten Hühneraugen tritt, denn die sind, wie bekannt, bei jeder menschlichen Atomverbindung ein eklich empfindliches Produkt). Ist das nicht ein geradezu vorbildlicher Materialist, der wenigstens sein Bischen blödsinnigen Daseins möglichst ausgiebig zu genießen sucht, statt sich mit undankbaren Anstrengungen und Spekulationen abzugeben?" — „Hu, wie spät! Da hast du also das letzte Wort; und doch — es lebe die Wissenschaft!" — „Freilich! Hoch soll sie leben, — auch sie ist Gottes!"

Was würden wir zu einem kleinen Bengel sagen, der einfach ausschreien wollte: „Ich erkenne die Autorität meines Vaters nicht an!" Und doch, ähnlich selbstuntüchtig, unmündig, rat- und hilflos, wie ein Kind dem Leben, steht der Materialist den elementaren Naturgewalten, der Unendlichkeit des Alls und der Vergänglichkeit des Sichtbaren, also vor allem dem Tode gegenüber. Und so ist der Materialismus nicht die Religion der „aufgeklärten" Zukunft, er ist vielmehr auf dem Gebiete des Glaubens das, was Naturalismus im Reiche der Kunst und gedankenloses Nachbeten in dem des Gedankens; er benutzt nicht die ideale, auf das Höhere hinweisende Veranlagung des Menschen, also das beste in ihm, sondern das vergängliche, verderbte an uns, das uns auf noch niedrigere Zustände, als unser irdisches Dasein, hinweist; er sucht mit dem Verstandesorgan, was wir nur mit dem Vernunftorgan finden können, ähnlich einem, der mit den Augen hören oder mit den Ohren sehen, ja teleskopische Beobachtungen und mikroskopische Untersuchungen anstellen wollte!

Am schwarzen Himmelszelt sah einer blinken
Die Sterne sonder Zahl in hehrer Pracht;
Er sprach: „Wie schön; und ach, wie sie mir winken,
Hoch oben thronend, stolz, als Preis der Nacht!"
Ein Sehnen faßt' ihn; er fing an zu steigen,
Er stieg und stieg, bis sich die Nacht zu neigen
Begann; und müde war er, hoffnungsleer.

Da kam er an ein Wasser; drin erglänzte
Auf dunklem Grund der Sterne goldig Bild;
Da rief er froh: „Wie ist das Schicksal mild!

Zeigt sich der Himmel nah, zu was ist's nütze,
So hoch zu klettern? Unten ist er auch!"
— Gesagt, gethan: der Mann sprang in die Pfütze!

Freilich, mit Wortgefechten allein läßt sich hier wie überall nicht viel ausrichten; auch Regeneration und Religion müssen vor allem durch die That sich rechtfertigen. — Die Religion der Zukunft wird vor allem vom Irdischen frei sein: frei vom Vorurteil, als könne und solle man das religiöse Ideal schon auf Erden bildlich darstellen, frei von Zwangsvorschriften und Inquisition. Man wird der persönlichen Richtung des Einzelnen Achtung zollen und nicht immer, wie heute so oft, das Seelenheil von allerlei kleinlichem Beiwerk abhängig machen wollen; man wird dem natürlichen Ideale der Religion immer näher kommen, daß jeder sein eigener Priester sei. Der Zwang der Religion wird innerlich sein: wer Gott wirklich fürchtet, der thut aus Gewissensbedürfnis und aus innerem Drange, von selbst und mit Freuden noch mehr und besseres, als was uns vorgeschrieben ist oder doch von uns nicht gut vermieden werden kann. — Heute sind wir Protestanten im Durchschnitt nicht eben viel duldsamer, als die Katholiken; mindestens hält jeder seine eigene Meinung mehr oder weniger bündig für die alleinseligmachende, — und doch, ist sie wirklich so eigen und so felsenfest und so richtig? Gerade in der Glaubenserkenntnis heißt es, wachsen und vorschreiten bis zum Tode; wer kann sagen, er sei darin fertig und habe nichts mehr zu lernen? Ich für mein Teil begnüge mich mit der Überzeugung, daß ich nunmehr auf dem rechten Wege bin, aber nicht etwa schon am Ziele: vollbracht habe ich es noch lange nicht, aber „ich hab's gewagt!" — Was uns aber billig ist, ist es anderen auch. Woher nimmt sich dieser oder jener junge und keineswegs durchgebildete Mann das Recht, seine berühmte persönliche Ansicht anderen als Glaubenssatz aufdrängen zu wollen? Wie oft handelt es sich zudem dabei um unreife, unklare, veränderliche Meinungen oder um Geschwätz aus der Schule: der Schüler glaubt, was man ihn lehrt, — das ist der Affe im Menschen! — Und wer nun wegen Ausposaunens solcher im Hinblick auf das Wesen des Christentums oft recht nebensächlichen Ideen in Streit mit Mächtigeren gerät, der fühlt sich schließlich als Märtyrer seiner Überzeugung. Im Märtyrertum liegt eine große Gefahr: daß es falsche Märtyrer geben kann, wird uns jeder Christ zugeben; denn Heiden, Muhamedaner, Sansculotten und Anarchisten sind oft genug für ihre Weltanschauung in den Tod gegangen. Auch der Christ aber sollte stets bedenken, ob er für gleichwertiges ein Opfer bringt. Wer für seinen Glauben selbst sein Leben hingiebt, thut recht daran, wenn er dadurch Freunden und Feinden ein Beispiel von nachhaltiger Wirkung

giebt; wer aber ohne Not und ohne Zweck für seine Überzeugung den Tod sucht, der übt Selbstmord; und wer um Kleinigkeiten seine Zukunft opfert, der geht einen bedenklichen Tausch ein.

In einzelnen religiösen Fragen kann man sehr verschiedener Meinung sein, ohne daß davon viel abhinge. So halte ich beispielsweise die heidnischen Gottheiten, etwa die Gestalten der griechischen Mythologie, wenigstens zum größten Teil für wirkliche Wesen. Es scheint mir unwahrscheinlich, daß bloße Phantasiegebilde durch Jahrhunderte einen bedeutenden Einfluß auf die Gemüter ganzer Völkergruppen hätten ausüben können; und wer soll denn das alles erfunden haben, wem stand soviel Einbildungskraft zu Gebote? Die Zurückführung der heidnischen Götter auf Naturkräfte erscheint in einzelnen Fällen recht gezwungen; und überdies, warum soll diese oder jene Gottheit sich nicht in der That als Lenker einer Naturkraft geäußert haben? Wenn man die Götter auf Halbgötter und diese auf Menschen oder die ganzen Kulte auf den Ahnendienst zurückführen will, so läßt sich dem gegenüber nicht selten beweisen, daß aus Göttern Heroen und selbst Menschen wurden; so trat der griechische Halbgott Herakles das Erbe des phönizischen Gottes Melkarth an, und aus dem Gotte Sigurd der Edda ward im Nibelungenliede der Held Siegfried; in katholischen Ländern vollends trat der Kult christlicher Heiligen überall an Stelle desjenigen einstiger Lokalgötter, soweit diese nicht zu Zauberern und Teufeln gemacht wurden, wie die Frau Venus im Hörselberge. Die Möglichkeit, daß Gestalten der Mythologie nicht bloße Erfindungen seien, kann Niemand bestreiten, der an eine reichbevölkerte übersinnliche Welt glaubt. Mit der christlichen Lehre steht diese Möglichkeit keineswegs im Widerspruch: aus dem Alten Testamente geht zur Genüge hervor, daß die Juden an der Existenz der Gottheiten ihrer Nachbarn nicht zweifelten; Adonaj war ihnen der erste und mächtigste unter den Göttern, sodann der wahre und als solcher der einzige Gott. Die übrigen sind „falsche Götter", d. h. Geschöpfe, die — mag ihr Einfluß auch sonst nicht immer allzu verderblich sein — doch dadurch als zum Reiche des Bösen und der Nacht gehörig sich kennzeichnen, daß sie sich, solange es eben geht, eine nur Gott geziemende Herrschaft anmaßen; damit stimmt gut zusammen die von den Germanen am reinsten bewahrte, tiefsinnige Sage von der „Götterdämmerung". Man wird einwenden, daß weiterhin in der Bibel nur von dem einen Gotte die Rede sei; aber Niemand aus den Reihen der Juden oder Christen, auch nicht Christus oder einer seiner Apostel, hat jene „elohistische" Auffassung irgend widerlegt oder als unrichtig gekennzeichnet. Wenn nun jene Götter eine ihnen nicht gebührende Anerkennung verlangten und Strafen über die im Bereiche ihrer Machtsphäre wohnenden Menschen ver-

hängten, so ergab sich daraus, daß ihre Anbeter das Böse und nicht, wie es sein sollte, das Gute fürchteten; dem, der das Gute und die Wahrheit suchte, konnten die Götter nur dann nichts anhaben, wenn er ihnen doch das zukommen ließ, was sie für sich forderten. So läßt sich der Standpunkt hervorragender, nach Wahrheit strebender Geister, wie Sokrates, diesen Gottheiten gegenüber erklären: sie ließen ihnen alle vorgeschriebenen Ehren zukommen, kümmerten sich aber in ihren philosophischen Spekulationen nicht im mindesten um ihre Existenz; und doch waren jene Männer keine Heuchler und Feiglinge. Für den, der den wahren Gott gefunden hat, kommen jene falschen Götter in der That gar nicht mehr in Betracht; für den Christen ist die Furcht vor ihnen ein überwundener Standpunkt; ob sie auch existiert haben oder noch existieren, ihre Herrschaft ist eben zu Ende. Ich glaube somit, daß ich unrecht daran thäte, wenn ich meine Auffassung dieser religiösen Frage mit Nachdruck als die einzig richtige hinstellen wollte: es handelt sich vielmehr um eine Frage von untergeordneter Bedeutung, und wer darüber anders denkt oder gar nichts denkt, mit dem braucht es darum noch lange nicht schlimm zu stehen.

Wichtig ist allerdings die Beurteilung der Person Christi. Auch hier mögen in Einzelheiten die Meinungen auseinandergehen; will man aber schlechtweg die Gottheit Christi als „unmodern" oder Gottes unwürdig oder „von Renan widerlegt" leugnen, so mag man doch zuvor einiges bedenken. Zunächst haben wir nur die Wahl, entweder Christum als Betrüger — mindestens aber als an der größten Selbsttäuschung, an der je ein Mensch litt, zu Grunde gegangenen Thoren — zu betrachten; oder aber als das, wofür er sich ausgiebt, das heißt als ein uns gegenüber in einem weit innigeren Verhältnisse zu Gott stehendes Wesen, ja als einen Teil, wenn auch nicht den Hauptteil der Gottheit. Ferner kann kein Gottgläubiger leugnen, daß es dem Allmächtigen möglich sein muß, sich selbst aus seiner Gottheit hinaus in eine endliche Verbindung hineinzuversetzen, und wenn eine Macht des Bösen existiert, so sahen wir bereits, daß nur Gott sie wirksam zu bekämpfen vermag. Hier auf Erden war Christus allerdings reiner Mensch — wenn man will, ein für uns unerreichbares, daher wohl auch nicht in allem (z. B. nicht in der Ehelosigkeit) vorbildliches Ideal des Menschentums; wäre er auf Erden auch Gott gewesen, so hätte er aber überhaupt in nichts für uns vorbildlich, also — so seltsam es klingt — kein rechter Mensch sein können; denn sterblich oder irdisch und göttlich sind Widersprüche, Gott sein und leiden ist nicht möglich; nicht gelitten hätte, nicht gestorben wäre Christus für uns, sondern er hätte bloß seine Allmacht zur Schau getragen. — In seinen nichtreligiösen Anschauungen war Christus ein Kind seiner

Zeit; nichts deutet darauf hin, daß er in der Geschichte und sonst im Wissen bewanderter war, als zu erwarten gewesen wäre; jedenfalls legte er solche Kenntnisse nicht an den Tag. Wenn er nun aber auch thatsächlich im Sinne seiner Zeit die Erde als Mittelpunkt des Alls betrachtet, wenn er den Ursprung von Kultur und Entartung nicht berücksichtigt hat, so beweist dies nichts gegen seine Glaubenslehren, denn er war allem Anscheine nach als Mensch nur für seinen irdischen Beruf ausgerüstet, und dieser bestand nicht in Förderung der Wissenschaft noch in der Beseitigung der Entartung; für diese Aufgaben waren eben erst spätere Geschlechter ausersehen. — Was die Wunderthätigkeit Christi betrifft, so wird wiederum kein Gottgläubiger leugnen, daß der Allmächtige selbst ein Geschöpf so ausrüsten kann, daß es ihn und seine Weltgesetze näher kennt, als wir; wir sind Gott innerlich fremd und es steht uns sogar frei, sein Dasein zu bezweifeln: sollte es aber nicht auch irdische Wesen geben können, die über jeden Zweifel und Kleinglauben erhaben sind? Dazu wäre nicht einmal ein Gottmensch nötig, sondern nur ein gottbegnadeter Mensch, und wie mächtig müßte ein solcher sein durch seine höhere Erkenntnis. Es hat Helden an Körperkraft und an Mut gegeben, aber auch Helden an Willensstärke, an Liebe und an Glauben; nur reichte von diesen eben keiner an Christus heran. Daß es sodann Wunder geben muß, das ist unleugbar; wenn Wissen und Denken das Wunder eben nicht brauchen können, so liegt das an seinem Wesen und nicht etwa an seiner Nichtexistenz; und vollends „wer noch fragen kann, ob Gott Wunder thun kann, gehört ins Narrenhaus“ (Rousseau). Dem Materialisten muß, genau genommen, alles ein Wunder sein, denn wo fände er eine Ursache? Für uns giebt es eigentlich nur ein einziges Wunder, nämlich Gott. — Es handelt sich darnach für uns nur um die untergeordnete Frage, ob, was wir Wunder nennen, entsteht, indem Gott selbständig in den Gang der Welt eingreift, oder indem er uns unbekannte Weltgesetze eintreten läßt; denn solche hat es nicht nur für die früheren, weniger aufgeklärten Menschen gegeben, sondern es giebt auch für uns noch genug, und wie wir bereits sahen, es wird solche geben, solange Menschen und selbst Übermenschen auf Erden wohnen. Wir glauben, daß Gott sich eher dieser Gesetze bedienen wird, nicht weil Er der gewaltsamen Eingriffe ja gar nicht bedarf, sondern weil die Welt, wenn Er in ihrer geregelten Ordnung so oft Ausnahmen eintreten ließe, nicht so gut eingerichtet wäre, als es dem Allweisen geziemt. — Was endlich die Auferstehung Christi betrifft, so sehen wir, das Wunderbare an dieser Persönlichkeit vorausgesetzt, nicht ein, inwiefern der, welcher an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, in ihr etwas unglaubliches sehen sollte.

Warum aber lebte und starb der Heiland auf unserer

Erde? Wir wissen ja, daß das sichtbare All unendlich groß ist; den Fixsternen entsprechen Planeten so gewiß, als zweimal zwei vier ist, und wieviel vernunftbegabte Wesen mögen da unter ähnlichen, vielfach wohl günstigeren Bedingungen leben, als wir! Es ist eine Gottes unwürdige Vorstellung, daß unser All, so unfaßlich groß und mannigfaltig, nicht auch entsprechend reich belebt sei. Für das Tier vielleicht sind die Sterne nur Lichtlein; denn es sieht nur, soweit es sieht, — wieviel weiter aber sehen wir! Hätte der „liebe Gott“ uns nur den Nachthimmel hübsch mit Sternlein ausschmücken wollen, so hätte er diesen Zweck, wie Vetter ausführt, auf weit einfacherem und billigerem Wege — und er wählt, im Gegensatze zu uns, immer den einfachsten und billigsten Weg — erreichen können, indem er die Erde statt des einzigen Mondes mit einer Reihe solcher Trabanten umgab. Ich las einmal auch die Zuschrift eines Pfarrers, welcher in den Fixsternen die Wohnsitze der Engel sehen wollte; wenn aber diese für uns unsichtbaren „geistigen“ Wesen Wohnsitze überhaupt nötig haben, so müssen uns diese natürlich auch unsichtbar sein. — Nun gehört unsere Sonne zu den sehr zahlreichen gelben Fixsternen, denen die weißen an Helligkeit und Glut weit überlegen sind, die roten dagegen in beidem nachstehen; durch ihre Masse ist unsere Sonne nicht ausgezeichnet, sie wird vielmehr von den meisten uns wahrnehmbaren Sternen, und zwar von vielen sehr erheblich, übertroffen. Wiederum ist die Erde innerhalb des Planetensystems nicht eben eine Königin; sie nimmt weder eine vorgeschobene noch eine mittlere Lage ein, sie gehört zu den kleineren, aber nicht zu den kleinsten Körpern des Systems; eine Atmosphäre mit Dünsten, eine schiefstehende Achse besitzen andere auch; höchstens scheint es, daß die Erde, vielleicht mit Ausnahme des Mars, der dichteste bekannte Planet ist, wie sie denn darin auch die Sonne übertrifft; auch die sehr bedeutende Größe ihres Mondes im Verhältnisse zu ihr selbst steht soweit wir sehen, im Naturreiche einzig da, aber derlei reicht nicht aus, um der Erde eine ganz besonders bevorzugte Stellung auch nur im Sonnensysteme zu sichern. Mars und Venus wenigstens könnten wohl auch heute von menschenähnlichen Wesen bewohnt sein; von den übrigen sichtbaren Planeten ist dies, soweit wir derlei beurteilen können, nicht wahrscheinlich, doch kann darauf Leben im höheren Sinne bestanden haben oder in Zukunft Platz finden. Dem Mars und der Venus gegenüber ist allerdings die Erde wohl entschieden bevorzugt; nicht sowohl durch die beträchtlichere Größe, die ja namentlich dem letztgenannten Planeten gegenüber wenig zu bedeuten hat, als durch die mittlere Lage und durch die Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen. Von Venus weiß man ja noch recht wenig, doch soviel scheint gewiß, daß ihre Atmosphäre mit dichten Dünsten erfüllt ist; dadurch müßte etwaigen Bewohnern der Blick in den Weltraum

entzogen oder doch verkümmert werden: wie viel ärmer wären wir aber an Vorstellungen, wenn wir Sonne, Mond und Sterne nicht wahrnehmen könnten. Mars dagegen scheint, bei fast stetig heiterem Himmel, eine flache Oberfläche mit kleinen, seichten Meeren und sehr regelmäßig gestalteten, von einer wasserähnlichen Verbindung befeuchteten Furchen, den sogenannten Kanälen, zu besitzen: wieviel ärmer wäre nicht nur die uns umgebende organische Welt, sondern auch unsere eigene Gedankenwelt ohne die so mannigfaltige Oberflächengestalt der Erde mit ihren hohen Gebirgen und ihren tiefen Ozeanen, oder ohne Wolken und Regen; nicht umsonst stammten die größten Völker vom Fuß der Gebirge und vom Meeresstrande. Mögen wir also immerhin die ansehnlichsten Organismen unseres Sonnensystems sein; aber rechtfertigt das eine Menschwerdung Gottes, um im Kampfe wider das Böse zu unseren Gunsten einzugreifen, oder mußte Gott für all' die unzähligen Planetenbewohner anderer Sonnenreiche auch in ähnlicher Weise eintreten? Es wäre nun zwar Gott dem Allmächtigen möglich, sogar gleichzeitig auf allen bewohnten Punkten unseres Weltalls zu leben und zu sterben, wie Christus auf Erden; und weiter ist der vom Begründer unserer Religion geteilte Standpunkt, welcher die Erde blos dem Himmel gegenüberstellt, jene also gleichsam als Mittelpunkt der Schöpfung, als „Fußschemel Gottes" ansieht, für uns praktisch der einzig richtige: solange Menschen auf Erden wohnen, werden sie die Menschheit und damit ihre „Mutter Erde" als Maßstab für alles übrige und als den festen Punkt, um den all' ihr Thun und Denken sich dreht, betrachten müssen; was auf anderen Weltkörpern geschieht, was unseren Planeten nicht beeinflußt, das kann uns Erdenbürger gar nicht näher angehen. — Immerhin dürfen wir wohl annehmen, daß Christus als Schauplatz seines Opfertodes deutlich genug nur unsere Erde bezeichnet. Es kann nun, wie Better bemerkt, dieser Tod für die ganze stoffliche Welt eine sinnbildliche Bedeutung und damit eine tiefgreifende Wirkung haben, wie man sich nun auch die Rolle der Erde dabei denkt; gerade ihre geringe Bedeutung für einen Weltastronomen wird dadurch vielleicht aufgewogen. Oder aber kann es sein, daß wir der hilfsbedürftigste, gesunkenste Teil unter den denkenden Lebewesen dieses Weltalls sind. Warum nicht? Es ist bezeichnend genug, daß die atheistische Philosophie, nachdem sie die christlichen Lehren von der Erbsünde und der Heilsbedürftigkeit des Menschen von vornherein als mehr oder weniger böswillige Erfindungen zurückgewiesen hat, doch schließlich immer wieder, wie Schopenhauer und Nietzsche, zu dem Ergebnis gelangen mußte, das menschliche Leben sehe einer Strafe, einer Zwangshaft verzweifelt ähnlich: wo bleibt da die Erfindung? Andere Wesen haben vielleicht Gottes Uroffenbarung treuer bewahrt, oder sind sie nicht mehreremal,

und zu großen Teilen weit unter das Tier, gesunken, — sie hatten nicht nach zweimaliger Offenbarung noch eine Regeneration nötig. Soviel ist gewiß, auf diese Seite unserer Entwickelung haben wir keinerlei Grund, stolz zu sein; andererseits sind wir aber als Erdenbürger und als Glieder einer langen Kette sicher weit mehr, als wir uns je träumen lassen!

Einen Widerspruch zwischen der christlichen Lehre und der von uns erstrebten Regeneration vermögen wir also ebensowenig als zu Recht bestehend anzuerkennen, wie den vielberühmten „Zwiespalt zwischen Glauben und moderner Wissenschaft." Alles hat seine Zeit: das Christentum, so wie es entstand und sich weiterbildete, hat seinen Weltberuf nahezu erfüllt; an der Regeneration ist es nun, ihre hohe, göttliche Aufgabe zu erfüllen und damit auch der Religion neue Bahnen zu eröffnen.

Wohl aber läßt das durchschnittliche Verhalten der Christen — wir verstehen darunter nur solche, denen es mit ihrem Glauben ernst ist — unserer Meinung nach gar manches zu wünschen übrig. Unwürdig ist das engherzige Verhalten so vieler von ihnen zu den Ergebnissen der Wissenschaft: sie betrachten diese überhaupt als fraglich und nebensächlich, wenn nicht als widergöttlich und gefährlich. Dabei sehen sie merkwürdigerweise doch in unserer Kultur die „reife Frucht des Christentums" und thun dabei, wie Vetter richtig bemerkt, nur beiden Unrecht; denn die Kultur wurde vielmehr im Kampfe mit der jeweilig herrschenden Glaubensrichtung groß, und wenn das Christentum die Welt nur mit einer der vielen Kulturen, nicht einmal so gesund und harmonisch wie manche andere, beglückt hätte, so wäre es nicht besser, als sonst ein Ideal; und zudem, „es ist absurd zu glauben, daß das Christentum ein Volk beglücke, das dasselbe nicht hat." — Einem Gelehrten, der die Existenz des Jenseits leugnet, ist vielleicht zu wünschen, daß er bald durch schwere Erfahrungen oder durch das innerlich unbefriedigende seiner Bestrebungen auf die Nichtigkeit alles Irdischen hingewiesen werde; wenn aber ein Christ der obigen Art einmal erkennt, daß doch mehr Wahrheit hinter der Wissenschaft steckt, als er glaubte, wenn er zur erdrückenden Überzeugung von der Endlosigkeit des stofflichen und bewohnten Weltalls kommt, so können wir ihm nur wünschen, daß dadurch nicht, wie es bei so vielen der Fall war, sein ganzer Glaube ins Schwanken gerät.

Die Christen haben nicht so sehr für sich, als für die Nichtchristen zu leben; denn „die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken." Wenn wir schon suchen sollen, Gott und seiner Welt näher zu treten, wie viel mehr unseren Mitmenschen, die wir täglich vor Augen haben! Und von Jedem kann man etwas lernen, Jedem etwas Nutzbares entziehen; inwiefern sodann andere schlechter sein sollen, als wir, das können wir hier auf

Erden überhaupt nicht einsehen, denn wir sehen nur Wirkungen von Rasse, Erziehung, Verhältnissen und Umgebung. Wie kann aber einer auf die Welt einwirken, wenn er sich von ihr in seelischer Prüderie abschließt, wenn er die Triebfedern und Ideale, die Bedürfnisse und die Sprache dieser Welt nicht versteht? Mögen die Christen es lernen, die Menschheit und ihre Ziele zu verstehen. Statt ihre Rede fortwährend mit Bibelsprüchen in altertümlicher Fassung zu durchsetzen, statt den Namen Gottes immerfort ohne Not im Munde zu führen, sollten sie vielmehr suchen, sich der Mitwelt recht verständlich zu machen, etwa dadurch, daß sie sich als Kenner oder gar als Förderer der Wissenschaft erweisen, die ja heute „Welt" und Fortschritt beherrscht. Wer in der Erde lediglich ein Jammerthal sieht und in stetem Hinblick auf das Jenseits seine natürlichen Pflichten vergißt, der kann kein gottgefälliges Leben führen; ob wir uns auf Erden nun wohl fühlen oder nicht — und letzteres ist keineswegs ein Verdienst — sicherlich haben wir hier vor allem einem irdischen Berufe zu genügen; wer nicht arbeitet und wirkt, dem helfen tausend Gebete und Litaneien nichts. Christus lebte natürlich und in der Natur, die er liebte, wie er denn fast allenthalben in seinen Gleichnissen auf sie hinweist. Wer stolz auf sein Jenseits ist, ist thörichter noch, als wer sich nur irdischer Güter freut; denn diese bereiten uns doch einen Augenblick lang sicheren Genuß, was aber nach dem Tode kommt, das haben wir nicht in der Hand noch vor Augen: gerade hier ist Demut allein am Platze; lassen wir Gott, was Gottes ist, er wird uns schon den rechten Platz anweisen! — Und wenn die Christen sich auf ihre Weltflucht viel zugute thun, so ist es, auch abgesehen von dem, was die Prüderie verhüllt, leicht zu erweisen, daß es mit jener nicht so weit her ist. Jede kirchliche Richtung, nicht etwa nur das Papsttum, hat das Bestreben an den Tag gelegt, zur Herrschaft zu gelangen, um sich dann auf ihren Lorbeeren auszuruhen; so war es mit den Urrichtungen des Protestantismus, so später mit Mysticismus, Rationalismus und Pietismus. Und dann, machen etwa die Christen nicht die Sitte und Mode ihrer Zeit mit, lassen sie ihre Kinder nicht so erziehen, wie es eben Brauch ist, suchen sie nicht für diese und für sich selbst ihr Einkommen zu vermehren, streben sie nicht nach Amt und Würden? Alles dies ist doch sicher rein weltlich, und es verlohnte sich wohl schon der Mühe, zu untersuchen, wieviel daran gottgefälliges sein kann. Wer sich etwa darauf beruft, auch der Christ solle dem Kaiser geben, was des Kaisers sei, der bedenke wohl, ob sich unsere Anpassung an staatlich anerkannte Einrichtungen auch dann noch vor Gott rechtfertigen läßt, wenn diese nachweisbar schweren leiblichen und sittlichen Schäden unter uns Vorschub leisten.

Auch im Reiche des Protestantismus ist sodann die äußere Ordnung viel mächtiger, als der innere Gehalt. Theologie wird heute leider von den meisten nur des Amtes wegen, also aus äußeren Gründen, studiert; und da, wo der richtige Ernst vorhanden, fehlt doch oft jede Befähigung zu diesem nicht leichten Berufe. Nicht nur, wer zum Pfarrer nicht paßt, sondern mancher andere könnte aber wohl außerhalb des Geistlichenstandes entschieden mehr für das Christentum thun; gerade die geringe Religiosität der nichtgeistlichen, also auch nicht „berufsfrommen“ Stände schadet dem Ansehen der Religion am meisten; nicht an Priesterkleidern und an frommen Pietisten fehlt es, wohl aber an frommen Weltkindern. — Man „heiligt“ den Sonntag, oft nur sofern man in die Kirche geht; in England aber hält man sich beispielsweise für verpflichtet, an diesem Tage womöglich alles Irdische ruhen zu lassen — und sich demnach gründlich zu langeweilen, was Gott wohl kaum sehr gefallen wird. Man läßt seine Kinder taufen und firmeln, geht auch wohl hie und da einmal zum Abendmahl. Alles dies — auch der Kirchgang, sofern er wenigstens einer Gewohnheit entspricht und nicht durch den thatsächlichen Gehalt des Gottesdienstes beeinflußt wird — sind rein symbolische, an sich leere Handlungen; sie bezeugen die äußere Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinschaft, keineswegs aber einen inneren Zustand, auf den es hier doch allein ankommt; es sind Gebräuche, die meistens nur darauf beruhen, daß eben das Christentum bei uns seit langer Zeit die herrschende Religion ist. Und wenn viele, die sich sonst vor Menschen nie hören lassen würden, sich verpflichtet fühlen, ihre unangenehme, heisere, ungeschulte oder falsch tönende Stimme in der Kirche erschallen zu lassen, so scheint uns dies nicht eben ein würdiger Gottesdienst zu sein. Auch Abendandachten und dergleichen entspringen oft mehr Erziehungsgrundsätzen, als wirklich christlicher Gesinnung.

Die Ansichten über die Wirkung des Gebets stehen überhaupt vielfach in sonderbarem Gegensatze zum Gottesbegriffe. Man erzählt uns viel von wunderbaren Gebetserhörungen; und doch fiele es nicht schwer, ebensoviele wenn nicht mehr Fälle anzuführen, wo ebenso ernste Gebete um wichtiger Dinge willen nicht erhört worden sind. Da antwortet man uns wohl, Gott habe es in diesen Fällen eben für besser gehalten, anders zu handeln. Das ist eine verschrobene und unwürdige Ausrede. Gott ist allwissend; er weiß Alles voraus; Alles geht seinen Gang, wie es sein soll. Was wir demnach als Gebetserhörung empfinden, ist eine Art Übereinstimmung unserer Wünsche mit Gottes Zielen; die Wirkung des Gebets ist rein subjektiv: es beeinflußt nicht Gott, wohl aber bringt es ihn unserem Empfinden näher; und so nützt es uns, denn Gott vergißt uns nicht und braucht uns nicht, wir aber brauchen ihn und vergessen ihn leicht. So ist auch das Tischgebet

eine schöne Sitte, aber auf die Verdauung übt es mindestens keinen großen Einfluß. — Das Vaterunser, dieses unübertreffliche Gebet, das bezeichnenderweise vor Beginn des Religionsparlaments in Chicago von den Vertretern der verschiedensten Glaubensrichtungen ohne Anstand gemeinsam gesprochen werden konnte, dieses Vaterunser ist denn auch so beschaffen, daß darin alles in Gottes Hände gelegt wird, indem sein Wille in allem den Ausschlag geben soll; und nur das für den Augenblick dem Leibe wie der Seele notwendige erbittet sich darin der Mensch mit Zuversicht. — Müssen wir aber nach alledem nicht zu Fatalisten werden? Ja, nur giebt es eben einen falschen, unberechtigten und einen wahren, natürlichen Schicksalsglauben; jener läßt die Dinge stumpfsinnig an sich herankommen und vegetiert ins Blaue hinein, dieser fügt sich ins Unabänderliche und ruft: „Dein Wille geschehe!“

Selbst, daß diejenigen, welche uns hier nahestanden, im Jenseits auf dem rechten Wege seien, dürfen wir zwar hoffen; es steht uns aber nicht zu, sie selig zu sprechen oder andere zu verdammen; und treffen wir nicht hie und da eifrige Christen, deren nächste und liebste Angehörigen verkommen oder als Selbstmörder verendet sind? Vor dem Grabe sollen wir uns beugen und schweigen; was nachher kommt, ist uns Erdenmenschen entrückt. — Und nun noch ein Wort über die Bestattung. Wir würden es für roh erachten, wenn man verlangen wollte, der entseelte, verwesende Leichnam solle auch noch etwas nützen, indem man ihn etwa als Dung verwenden könnte. Soll er aber nicht nützen, so soll er sicher auch nicht den Lebenden Schaden bringen. Wer sich für ein Leichenbegängnis in Schulden stürzt, wer sich dabei überanstrengt oder erkältet, wer schädliche Ausdünstungen aus Gräbern neben sich duldet, der handelt nicht nur thöricht, sondern hängt auch dem Verstorbenen noch zu guterletzt eine Sünde an. Riehl führt aus, er habe keine religiösen Bedenken gegen die Feuerbestattung, sei ihr aber aus Gründen der Pietät entgegen, weil sie mit äußerster Gewalt den Leichnam vernichte. Man sei doch auch hier etwas mehr subjektiv: soll es angenehmer, dankenswerter sein, in kalter, finsterer und enger Gruft langsam zu vermodern und von Würmern verzehrt zu werden, als im reinigenden Feuer aufzugehen — und was soll denn ein lebloser Körper dabei spüren? Mit dem Christentum hat die übliche Art der Bestattung nur insofern etwas zu thun, als die ersten Christen sich hierin der jüdischen Sitte fügten, weil sie es für gut befanden, auch hierin eine äußere Schranke gegen den in der mächtigen Heidenwelt herrschenden Brauch der Leichenverbrennung aufzurichten; sie mochten damit zu ihrer Zeit wohl Recht haben, uns aber bleibt es unbenommen, die Feuerbestattung wieder zu empfehlen, denn sie ist die reinlichste, gesündeste und sicherste, vielleicht auch die würdigste.

Was die Spiritisten betrifft, so ist unser Standpunkt ihren Bestrebungen gegenüber sehr einfach. Da wir am Dasein einer übersinnlichen Welt und an der Möglichkeit einer Verständigung mit derselben nicht zweifeln, so geben wir ohne weiteres zu, daß die Ergebnisse, zu denen jene gelangt sind, auf Wahrheit beruhen können; wir zweifeln sogar im Wesentlichen nicht an dieser Wahrheit. Allerdings muß zugegeben werden, daß die Schriften, durch welche die Spiritisten für ihre Sache Propaganda zu machen suchen, ihrem Inhalte nach großenteils nur für Eingeweihte berechnet sind: wenn da statt lauter nüchterner, eigener Beobachtungen auch die Lehren altägyptischer oder indischer Geisterseher und die Zuschriften mehr oder weniger berufener Salongeisterbeschwörer unterschiedlos besprochen werden, so kann dieser Wirrwarr den Laien nur abstoßen. Mag man nun sagen, was man will: wir haben kein Sinnesorgan für die Geisterwelt, wir sind ihr gegenüber blind und taub; will sie mit uns in Verbindung treten, so muß sie auf die uns zu Gebote stehenden Organe Rücksicht nehmen, ihre Wesen müssen uns also „erscheinen“ oder zu uns reden. Ein gesunder Mensch ist Einwirkungen, die sich ihm nicht auf natürlichem Wege nahen, sicher sehr schwer zugänglich, und es liegt ihm fern, derlei anzustreben; so müssen denn die „Medien“ in der That stets kranke Personen mit einseitig stark erregtem Nervensystem sein, und es ist nicht zufällig, daß sie meist dem weiblichen Geschlecht angehören. Kann nun einerseits dadurch unser Zutrauen zu dem, was dabei herauskommt, sicher nicht erhöht werden, so ist andererseits soviel ohne weiteres klar: für diese Personen wäre es besser, gesund statt krank zu sein; und für die Menschheit ist möglichste Gesundung, nicht ein medienhafter Zustand der Gesamtheit erstrebenswert. Worin soll nach alledem die Zukunft des Spiritismus bestehen? Wir haben genug an Gott und seiner Offenbarung; was sollen uns da weiter spärliche und lückenhafte Einblicke in die Geisterwelt, Einblicke, die wir auf natürlichem, also für uns normalem und wünschenswertem Wege gar nicht erlangen können? Was aber die Schwachköpfe betrifft, die sich vom Materialismus zum Spiritismus bekehren lassen und nun ihre kostbare Zeit in unfruchtbaren, überdies aber nervenschwächenden Sitzungen vergeuden: so sind das dürre Zweige am grünenden Baum der Menschheit, so gut als irgend sonst die Anhänger grauer Theorien ohne praktischen Zweck.

Die bisherigen thatsächlichen Ergebnisse des Spiritismus mögen ja wohl wert sein, bestehen zu bleiben; wer aber wird sich die Mühe nehmen, sie aus all' dem Wust herauszuschälen? — Daß der Mensch unter Umständen den Einwirkungen einer übersinnlichen Welt zugänglicher sein müßte, als bei normalem Verhalten, ist leicht ersichtlich: das müßte der

Fall sein, wenn bei sonst geschwächtem Zustande die seelische Seite des Organismus abnorm aufgereizt ist, also bei gewissen Krankheiten; sodann, wenn die Thätigkeit des Verstandes, als des Aufsehers des Ganzen, in einer dem Wahnsinn ähnlichen Weise, jedoch nur vorübergehend, zurücktritt, wodurch Instinkt und Gefühl zur Herrschaft kommen, — wie im Traume oder zuweilen nach übermäßigem Gebrauche mancher Genußmittel. So werden ja die Medien in eine Art künstlichen Traumzustandes versetzt. Die namentlich früher weitverbreitete Anschauung, jeder Schläfer träume immerfort, entsinne sich aber beim Erwachen höchstens der zuletzt gehabten Träume, ist unbewiesen und hat auch keinen ersichtlichen Grund: je tiefer, je traumloser der Schlaf ist, desto normaler und erquickender ist er; und da der tiefste Schlaf meist bald nach dem Einschlafen eintritt, dann aber die Lebenskraft an Energie langsam wieder zunimmt, so ist es mindestens nicht unwahrscheinlicher, daß der Traum ein Mittelding zwischen Schlaf und Halbschlaf sei, also nur in der Nähe der Grenze zwischen Erregung und Erschlaffung des Bewußtseins eintrete. Daher ist auch unser regelloser, „leichter", oft unterbrochener und zwischenhinein beständig traumreicher Schlaf so wenig befriedigend: unser Hirn kann nicht recht zur Ruhe kommen, und oft tritt nach mehrstündigem Wechsel zwischen Wachen und Träumen erst morgens rechte Müdigkeit ein. Hingegen entsinnen wir uns doch aus unserer Kindheit des normalen, immer neu stärkenden Schlafes, und wir können ihn bei kräftigen Leuten aus dem Volke noch in höherem Alter beobachten. Ich hatte nun zwar selbst niemals einen Traum, der mir irgendwie bedeutend scheinen konnte; ich hatte selten schöne, licht- und sinnreiche Träume, und auch bei solchen kam nie etwas wichtiges, etwa eine Vorbedeutung und dergleichen, heraus; die meisten meiner Träume waren hingegen verworren, unsinnig, ermüdend, oft peinlich. Da ich nun aber zahlreiche, gut verbürgte Beispiele von Vorahnungen und bedeutungsvollen Träumen kenne, so sehe ich nicht ein, weshalb ich von mir auf andere schließen sollte; umsoweniger, als die uns zur Plage gereichenden unsinnigen Träume doch als etwas den Schlaf störendes, ein entschieden krankhaftes, unnatürliches Gepräge haben, zumal wenn sie, wie so häufig, mit hilfloser Anstrengung oder mit „Alpdrücken" verbunden sind. Ich bin geneigt, darin nicht nur die Folgen unseres Zustandes zu erblicken, sondern daneben auch den „abergläubischen Thoren des finsteren Mittelalters" beizupflichten, wenn sie die Einwirkungen böser Mächte darin sehen: umsomehr, als jene Träume stets auf demjenigen Gebiete sich zunächst äußern, auf welchem die Unnatur bei der Menschheit und meist auch beim Einzelnen zuerst zur Herrschaft gelangte. Es findet sich allerdings auch im Traume ein Anhaltspunkt, und nie vielleicht träumte ein Mensch etwas für ihn vollkommen neues; oft aber

träumt man gerade das, woran zu denken man sich im wachen Zustande möglichst hüten will.

So nehme ich mir die Freiheit, beispielsweise in der Sinnlichkeit und in verheerenden Seuchen wirklich bestehende, furchtbare Gewalten zu sehen. Warum das? Es verhungert einer nicht leicht hinter seiner Festungsmauer, wenn kein Feind draußen steht; wo aber soll hier der Feind sein? — Wir wissen ja, Gott sei Dank, endlich, wie, wo und infolge wovon die Krankheit bei uns eingeht, wozu sie uns führt und schließlich auch, wie sich einer vor ihr schützen kann: das ist zwar schon viel, der Stachel des Unheimlichen hat dadurch an Schärfe sehr verloren, aber wir wissen damit doch durchaus nicht, was die Krankheit ist oder woher sie kommt, oder warum ein Organismus ihr verfällt, wenn er seinen Naturgesetzen nicht gehorcht. Was die Bacillen anbelangt, so können sie schon deshalb nicht die Erzeuger oder gar die Träger und Vertreter der Krankheit sein, weil sie erst bei schweren, vorgeschrittenen Erkrankungen einsetzen: so hatte mancher schon sein langes Leben hindurch schwache, selbst kränkliche Lungen, ohne doch an Schwindsucht oder an einer von Bacillen begleiteten Infektion zu leiden; man muß also, um solchen Übeln zu verfallen, bereits krank sein. Käse und Fleisch gehen in Fäulnis über, weil eben abgetrennte und abgestorbene organische Stoffe sich zersetzen, und zwar um so rascher, je wärmer die Luft: nebenbei gesagt, eine merkwürdige Bestätigung von Bettex' Theorie, daß die organischen Körper Produkte der Kälte, sozusagen „gefrorener Geist" seien, denn bekanntlich werden tote Organismen, wenn sie im Eise oder in trockener eiskalter Luft der Wirkung der Sonne entzogen bleiben, fast unverändert erhalten; selbst Blut gerinnt unter der Einwirkung der Luft, umso bälder, je kälter diese ist; und daß die auch fäulnisbefördernde Feuchtigkeit der Wärme verwandter sein muß, als die Trockenheit, das lehrt uns das Klima der Erde wie die Betrachtung der Aggregatzustände (Eis, Wasser, Dampf). — So sind Würmer und Schimmelpilze nicht die Erzeuger der Fäulnis, sondern ihre Begleiter, vielleicht sogar ihre Ausgeburten; ihr Beruf besteht darin, den Vorgang des Zerfalls des an sich nutzlosen toten Organismus zu beschleunigen, und so tragen sie auch dazu bei, daß die Luft reiner bleibt. Schwindsucht und pestartige Epidemien beim Menschen bestehen nun darin, daß einzelne Organe (Lunge, Haut u. a. m.) schon bei lebendigem Leibe zu verwesen beginnen, da eben die Lebenskraft in dem sie regierenden Teile des Nervensystems den Anforderungen, die vom Leben, auch wohl von starken Anstrengungen an das betreffende Organ gestellt werden, nicht mehr gewachsen ist: ein Teil des Körpers stirbt vor den übrigen ab. Diesen Vorgang nun beschleunigen jene unheimlichen

kleinen Spaltpilze; und will man sie ertöten oder entfernen, so wird man bei Schwindsucht bestenfalls erreichen, daß der Gang des Übels sich verlangsamt und schmerzloser gestaltet; es können sich aber die Bacillen immer wieder einnisten. Wer aber von einer der in der Regel tötlich verlaufenden Epidemien oder von einem chronischen Leiden wirklich genesen ist, dessen Natur hat, da die Lebenskraft im Ganzen noch stark war, durch eine Art Kraftaustausch innerhalb des Nervensystems eine Stärkung der in Betracht kommenden Stelle und damit eine Kräftigung oder selbst (so nicht selten bei Haaren und Haut) eine Erneuerung des entsprechenden Organs bewirkt; da dieses nun widerstandsfähiger sein muß, als zuvor, so erklärt sich, wie der von einer Seuche genesene wenigstens für eine längere Zeit bekanntlich so ziemlich sicher sein darf, ihr nicht wieder zu verfallen; denn der gesunde Organismus ist gegen die Seuche wie gegen die von ihr schmarotzenden Bacillen gefeit. Je unmittelbarer aber gesunde Naturmenschen, indem sie starke ungewohnte Überreize auf sich wirken lassen, der Krankheit verfallen, desto rascher und furchtbarer werden auch eintretende Seuchen unter ihnen aufräumen, denn jene sind noch keiner Krankheit angepaßt. Dieser Anpassung, die oft so lange noch kranke Geschlechter aufrecht hält, entspricht auch die bekannte Thatsache, daß Infektionen desto mildere Formen annehmen, je häufiger sie in einer Gesellschaft schon aufgetreten sind: das „Gift" nimmt ab, je mehr es sich verteilt.

Doch kehren wir zu den Träumen zurück: wenn sie von bösen Mächten ausgenutzt werden können, so können auch gute sich ihrer bedienen: darin mag ihr Weltberuf liegen, denn einen solchen hat alles, was besteht. Die Offenbarung Gottes war bei der Art unserer Organisation, bei dem Gange unserer irdischen Entwickelung, bei der Vergeßlichkeit des Menschen — zumal der als Kette betrachteten Menschheit — einer fortwährenden Abstumpfung ausgesetzt; dem konnte aber Gott durch Traum und Gesicht entgegenarbeiten. An sich sind Leute, die solche Erscheinungen hatten, nicht weniger glaubwürdig als solche, die keine hatten; krank, überreizt mußten sie freilich sein, — aber hat das dem Weltberuf eines Moses oder Paulus geschadet? Möchte nun die Zeit gekommen sein, wo die Menschheit auch ohne Krankheit und Träume an Gott und seiner Heilsoffenbarung festhält!

* *
*

Ein Volk, äußerlich groß, stark, schön, im Ebenmaße der Gesundheit prangend; innerlich voll Lebensfreude, voll Mut und jugendlicher Zuversicht, voll Lust an der Arbeit und ihren Erfolgen, voll Liebe zu den nächsten Angehörigen und zur Gesamtheit; auch Tod und Ewigkeit gegenüber nicht ratlos,

sondern Gott in Demut ergeben, um dafür sonst allem gegenüber das Haupt hoch zu tragen: das soll ein gesundes Kulturvolk sein! Bis auch nur ein solches existiert, bis vollends die Erde wenigstens größtenteils der gesunden Kultur gehört, bis dahin werden noch lange Jahre dahingehen, Jahre schwerer Kämpfe und Sorgen. Und ist man einmal so weit, was dann? Wie lange die irdische Entwickelung der Menschheit dauern wird, das wissen wir nicht; aber ein Ende wird sie wohl nehmen. Wahrnehmbar und vollkommen sind Widersprüche, denn wir können nur endliches, unvollendetes wahrnehmen, und auf Erden ist der Begriff „tadellos" höchstens in der höflichen Kaufmannssprache berechtigt. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis."

„Denn alles, was entsteht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht"

Die ganze sichtbare Welt trägt den Stempel des Veränderlichen somit — allerdings nur der Form, nicht dem Kerne nach — des Ungöttlichen an sich; und wie sie einen Anfang gehabt, so wird sie wohl schließlich, wenn auch erst nach Äonen von Äonen, ihr Endziel erreichen und in der wahren, für uns unsichtbaren, in Gott begründeten Welt aufgehen. Wie wird es dann, vielleicht lange vor dem Ende dieser ganzen Welt, unserer kleinen Erde ergehen? Wird sie erstarren oder in der Sonnenglut zerschmelzen? Und zuvor, welches Ende wird die Entwickelung der Menschheit nehmen? Wird mit der Zunahme der Lebensdauer und der Ausbildung beim Einzelnen die zunächst auf ein ständiges Maß gesunkene Vermehrung auf natürlichem Wege abnehmen und schließlich aufhören, sodaß zuletzt im rechten Augenblicke die letzte Generation der Übermenschen nach Vollendung ihrer irdischen Aufgabe stirbt? Oder wird, wie es der Vorstellung der meisten Zukunftspropheten entspricht, nach dem Zeitalter der Vervollkommnung wieder ein solches abnehmender körperlicher und sittlicher Kraft folgen, indem etwa die harmonische Ausbildung der irdischen Zustände die Menschen schließlich doch wieder zur Selbstüberhebung zur Gottentfremdung und damit in die Fallen des Bösen führt? Diese Fragen haben wir nicht zu beantworten; unsere Pflicht liegt in der Gegenwart. Jedenfalls mag der bisherige Gang der Geschichte, mag die Entartung und ihre Beseitigung für alle Zukunft eine nachdrückliche Sprache reden und der Menschheit zeigen, wovor sie sich in Acht zu nehmen hat: davor müssen wir uns hüten, in uns selbst und im eigenen Gutdünken die Norm alles Bestehenden oder auch nur unseres irdischen Daseins zu erblicken! Das eigenmächtige Vorgehen des Menschen auf einem einzigen Gebiete hat Jahrtausende währendes, furcht-

bares Elend gezeitigt; und ein sehr kleiner Verstoß gegen die Natur ergab Wirkungen von ungeheurer Tragweite..

Wir sind am Ende unserer langen Erörterung der Lebensziele. Mancher Leser wird hier vielleicht ausrufen: „Weniger wäre mehr gewesen!“ — Oder er wird sich gar eines gewissen Ausspruches in Goethe's Faust erinnern, wo von einem Mühlrade die Rede ist. Es war uns leider nicht möglich, überall den leichten Unterhaltungston anzuschlagen, und wir mußten oft auf bereits gesagtes zurückkommen oder dieselbe Frage mehreremal in etwas anderer Form behandeln. Wir wollten nicht etwa ein abgerundetes System der Lebensphilosophie schreiben, sondern der stets neue Hinweis auf die Bedeutung unseres Zeitalters und der Regenerationssache mußte in allem vornehmlich von uns erstrebt werden, mochten davon vielen unserer Leser auch noch lange die Ohren klingen. Zweierlei haben wir zu erweisen gesucht: erstens, Regeneration thut uns Not, und zwar sind wir Deutschen vornehmlich berufen, hier Hand anzulegen, und das je bälder desto besser; zweitens, es besteht kein Zwiespalt zwischen der Regeneration und dem christlichen Glauben, beide ergänzen sich vielmehr und können erst im Bunde miteinander ihr Zukunftsideal erreichen; womit nicht gesagt zu sein braucht, daß nicht auch Angehörige anderer Glaubensrichtungen an der Regeneration ganz gut mitarbeiten können. — Die Geschichte bezeugt uns, daß die Lügen, wie der Italiener sagt, „kurze Beine haben.“ Oder, wie Harsdörffer sagt, „die Lügen sind gleich den Schneeballen: je weiter man sie fortwälzt, desto größer werden sie, — und zergehen doch endlich wie Wasser.“ Die Wahrheit erlangt immer schließlich den Sieg, und sie hat auch bisher vielleicht in noch weit höherem Maße geherrscht, als wir, die wir überall zu zweifeln geneigt sind, uns nur träumen lassen. Wie die Nacht dem Lichte, so weicht die Lüge der Wahrheit, und Gottes Güte siegt immer von neuem. So leben wir in einer ernsten, traurigen aber großen und hoffnungsvollen Zeit!

Sonderbar genug: Wir, die an allem und jedem etwas auszusetzen finden, die wir eigentlich niemals Kinder waren und vor allem nie unsere Jugend genossen haben, die wir mit einer dem Zeitalter des Dampfes würdigen Schnelligkeit in noch nicht dreißig Jahren die Erkenntnis zu erlangen und zu verwerten suchten, die mit der Dauer eines irdischen Menschenlebens verträglich ist; die wir vorausbestimmt schienen, früh zu erlahmen oder doch in der „Blüte der Jahre“ dahinzusterben; die wir auf die Anerkennung der Mit- und Nachwelt wenig geben, die die Nichtigkeit alles Irdischen selbst schon früh erprobt und mit besonderem Nachdruck betont haben: Wir sind nach alledem doch die einzig wahren Optimisten! Mit frohem Mute, mit unentwegter Hoffnung, mit fester Zuversicht schauen wir der irdischen

Zukunft der Menschheit entgegen, der ganzen Zukunft der Gesamtheit; und nicht in Bacillenfurcht, in ängstlicher Zurückhaltung gegenüber allem dem, was Leben und Natur uns bieten, erblicken wir den Weg der Gesundung; alle Kräfte und Fähigkeiten, die im Menschen ruhen, sollen vielmehr geübt, gehegt und entfaltet werden, daß statt des bisherigen Herumhinkens der Fortschritt auf der ganzen Linie, auf allen Gebieten sich äußere! — Wozu leben wir? Um zu gesunden! Sonne geht auf, das Leben grünt und Kraft erfüllt uns!

Schwarze Nacht ist's; bleicher Nebel
Decket alles ringsumher;
Hohles Sturmgeheul erdröhnet;
Grau und öde, kalt und leer
Steht die Erde; nach Erlösung
Aus der finstren Mächte Bann
Schreit Natur, so todesmüde!
Wo ist, der sie retten kann?

Sieh' da! An des Meeres Rande
Wird es hell und immer heller,
Strahlen blitzen immer schneller,
Plötzlich leuchtet über'm Strande,
Hell und mild, die Sonne auf:
Nichts kann hemmen ihren Lauf!

Aus dem Süden linde Lüfte
Weh'n; der Hoffnung grün Geschmeide
Schmückt die neu belebten Grüfte;
Frisch, in buntem Blütenkleide,
Sprießet warmes, junges Leben,
Wo des Todes Stätte war;
— Lerchen singen froh und klar.
Horch! Ein kräftiges Erbeben,
Dort, wo immer Schnee noch liegt,
Sprenget rasch des Winters Bande
Und ein Jubelsturm durchbraust die Lande:
„Gott sei Dank! Der Frühling siegt!“

Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin und Leipzig.

Der Heilskönig.

Schauspiel in fünf Akten

von

Karl Bleibtreu.

Preis brosch. Mk. 2.—.

Bleibtreu führt hier dichterisch das glorreiche Leben des herrlichsten Menschen vor, der je auf einem Throne saß. Der gewaltige Herrscher Indiens, Asoka, in ganz Asien und der weiten Welt des Buddhismus der nächst Buddha verehrteste Name, fristete in europäischen Geschichtsbüchern bisher ein unbeachtetes Dasein, das man mit bloser Namensnennung oder ein Paar Zeilen abspeist. Im Allgemeinen weiß man in Europa höchstens, daß dieser König den Buddhismus als Staatsreligion einführte, und erst seit kurzer Zeit, beginnend etwa vor fünfzig Jahren, fing man an, ihn aus seinen berühmten Felsenedikten genauer kennen zu lernen. Bleibtreu hat nun ein umfassendes Bild dieses großen Reformkönigs geboten, das zwar an dramatischer Form auch Theatervorführung heischt, aber ebensowohl für Alle, die sich buddhistischem Denken zuneigen und die für Indien's Wunderwelt das heute immer steigende Interesse besitzen, eine besonders genußreiche Lektüre gewährt. Da die spärliche Ueberlieferung der Phantasie vollen Spielraum läßt, so reiht der Dichter an die wenigen historischen Tatsachen, von denen wir hier bestimmt Kunde haben, eine freierfundene Handlung an, in welcher die tiefsten und sittlichen, politischen und sozialen Probleme offenbar werden. Der „Heilskönig" steht vor uns als ein wahrer Herrscher von Gottes Gnaden, dem die Menschheit nur zu ihrem eigenen Heile gehorcht.

Verlag von **Friedrich Luckhardt** in **Berlin** und **Leipzig**.

Amyntor, Gerhard v., Das bist Du. Roman. 4 Bände in 3 Bänden. geb. M. 6.—

— **Auf der Bresche.** Feuilletons, Skizzen, Erzählungen &c. geb. M. 3.—

Bucheck, Guido, Im Kampf um's Dasein. Roman. 2. Aufl eleg. geb. M. 3.—

Hochberg, Max, Märchen mit 20 Jllustr. von W. Wellner. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage . . . . geb. M. 2.—

Julio, P., Rettet Euch! Roman. 2 Bände. Neue Ausgabe. eleg. geb. M. 5.—

Kretzer, Max, Gesammelte berliner Skizzen. . . . geb. M 1.50

— **Im Sturmwind des Sozialismus.** Eine Erzählung aus großer Zeit. geb. M. 3.—

— **Die Verkommenen.** Berliner Roman. Zwei Teile in einem Bande. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Bild des Verfassers und illustr. Titel. . . . eleg. brosch. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—

Naaf, Anton August, Gerda. Ein Dichtungsreigen für Jung und Alt. Mit 25 Zeichnungen von Hermann K. Kosel. . geb. M. 3.—

Paar, Elisabeth, Das Pflegekind des Hagestolzen. Roman. 2. Aufl. brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 2.80

— **Die Jagd nach dem Glück.** Roman. 2. Aufl. brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 2.80

Paar, Mathilde, Gedichte. Nach dem Tode der Verfasserin für ihre Freunde herausgegeben. Mit Bild und Biographie. 1900. brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—

Schöler, Charlotte v., Matthias von Zwifalten. 296 S. 8. Neue Ausgabe. eleg. geb. M. 3.—

— **Der Büchsenspanner.** Roman. Neue Ausg. . eleg. geb. M. 3.—

— **Der Ratsherr von Trier.** Ein Blatt aus einer alten Familienchronik. 250 S. 8. Neue Ausg. . . . . eleg. geb. M. 3.—

Tenger, Mariam, Tischler Feldmann. Roman. 292 S. 8. Neue Ausgabe. eleg. geb. M. 3.—

— **Die Lotosblume.** Roman. 3 Bände. 2. Aufl. Neue Ausg. eleg. geb. M. 6.—

Zastrow, Carl, Die Bureaukraten von Flausenheim. Humoristischer Roman. 2. Aufl. . . . . brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

Zobeltitz, Feodor v., Die Perrücke der Prinzessin Narischkin. Roman. 3. Aufl. . . . . brosch. M. 4.—, geb. M. 5—

Verlag von **Friedrich Luckhardt** in **Berlin** und **Leipzig.**

Napoleon bei Leipzig.

Ein Gedenkblatt zum Jahrestage des 18. Oktober

von

Karl Bleibtreu.

Preis brosch. Mk. 2.—, eleg. gebd. Mk. 3.—.

Eine überaus fesselnde Schilderung der großen Völkerschlacht bei Leipzig, die die Macht des korsischen Löwen zum ersten Male brach. Die Begeisterung jener großen Tage ist darin trefflich wiedergegeben. Es ist ein Buch für die weitesten Kreise des Volkes; die gesamte Presse des In- und Auslandes empfiehlt dasselbe angelegentlichst.

Friedrich der Große bei Collin

(18. Juni 1857)

von

Karl Bleibtreu.

Preis brosch. Mk. 2.—, eleg. gebd. Mk. 3.—.

So anschaulich wie Bleibtreu Napoleon bei Leipzig schildert, ebenso meisterhaft ist seine Darstellung des großen Königs bei Collin. Die Schriften verdienen die weiteste Verbreitung.

Geschichte der

Affaire Dreyfus

„Der Prozeß von 1894“

Auf Grund des amtlichen Aktenmaterials dargestellt von

Joseph Reinach.

Einzige autorisierte deutsche Ausgabe.

Mit den Original-Illustrationen vom Bordereau, Esterhazy's und Dreyfus Briefen u. s. w. Umfang 26 Druckbogen.

—— 2. Auflage. ——

Preis eleg. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ schreiben über dieses Buch:
„Der Fall Dreyfus hat trotz der letzten Gerichtsverhandlungen seinen Abschluß bisher nicht gefunden, er ist vielmehr noch vollständig unaufgeklärt und daher für viele Kreise eine offene Frage geblieben. **Jetzt wird das Dunkel in diesem Drama endlich gelichtet, indem Joseph Reinach eine vollständig Geschichte des Falles Dreyfus mit dem dazu gehörigen Aktenmaterial** in deutscher und französischer Sprache veröffentlicht. Das Buch liest sich wie der großartigste Roman und dürfte in **politischer, militärischer kultureller** Beziehung überall eine ganz außerordentliche Sensation erregen.

Richard Schmidt, Leipzig-R.